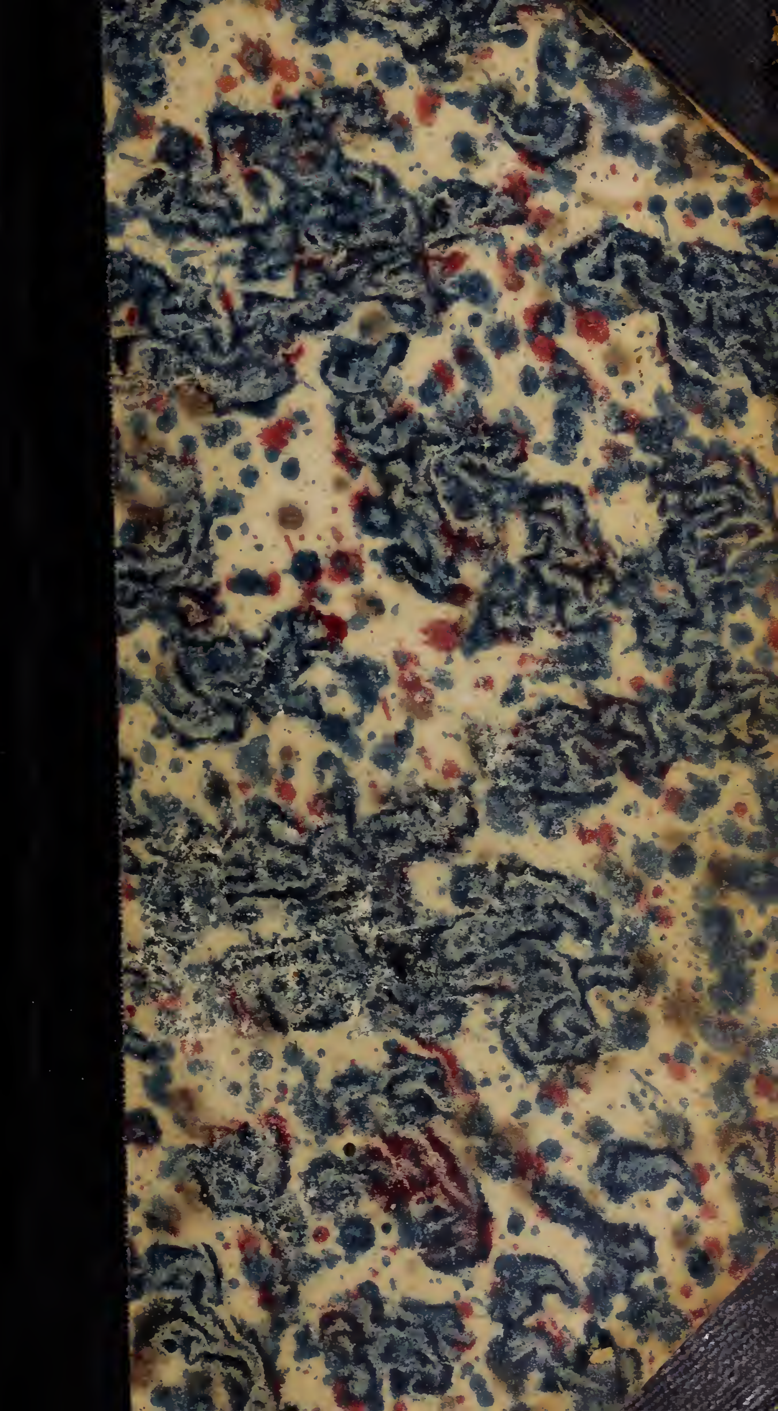




Reise nach Ostindien

über Palästina und Egypten

von Juli 1849 bis April 1853.

Von

K. Graul,

Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig.

Dritter Theil:

Die Westküste Ostindiens.

Mit einer Ansicht aus den Felsentempeln auf Elephante und einer Karte.

Leipzig, 1854.

Dörffling und Franke.





Reise in Ostindien

von December 1849 bis October 1852.

Von

K. Graul,
Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig.

Erster Theil:

Bombay, das Tulu-Land, Malajalam, die Nilagiris.

Mit einer Ansicht aus den Felsentempeln auf Elephante und einer Karte.

Leipzig, 1854.
Dörffling und Franke.

Sr. Excellenz

Dem Königlich Sächsischen Geheimen Cabinetsminister

Herrn Grafen Detlev von Einsiedel

Großkreuz vieler höchster Orden

2c. 2c. 2c.

in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gewidmet

vom Verfasser.



Gnädigster Herr Graf!

Niemand weiß besser als ich, was die Anstalt, die meiner Pflege anvertraut ist, Ew. Excellenz hoher Gönnerschaft verdankt, und ich allein weiß, was Sie seit meiner Verbindung mit derselben mir gewesen sind. Da ich aber ebensowohl weiß, daß Sie nicht zu Denen gehören, die „ihren Lohn vorweg haben wollen", so würde es mir schlecht anstehen, mich eines Weiteren darüber auszulassen; ich mag Ihnen den „aufbehaltenen" Lohn an meinem Theile verkürzen zu wollen auch nicht scheinen.

Wenn ich Ew. Excellenz um die Erlaubniß bat, diesem armen Buche Ihren hohen werthen Namen vorzusetzen, so geschah das im Sinne persönlicher Dankbarkeit, deren Aeußerung eben sowohl Pflicht als Recht ist, und daß Sie mir meine Bitte gewährten, hat mich auf's neue zu Ihrem Schuldner gemacht, der ich auch gern bleiben will.

Ich habe bei Abfassung dieses Bandes meiner Reisebeschreibung während des letzten Winters mehr als einmal gezweifelt, ob es mir wohl vergönnt sein würde, die angefangene Arbeit auch wirklich zu beenden und sie dann Ew. Excellenz zu Füßen zu legen. Nun danke ich meinem Gott, der bis hieher mein Leben gnädiglich gefristet und „mich meines Wunsches gewährt“ hat.

Er wolle auch Sie noch lange wie auf Adlersflügeln tragen, Sie segnen und zum Segen setzen!

In ehrerbietiger Dankbarkeit

Ew. Excellenz

unterthäniger

K. Graul.

Vorwort.

Mit diesem dritten Bande meiner Reisebeschreibung betrete ich die Schwelle des Gebietes, welches den eigentlichen Zielpunkt meiner Reise bildete — Ostindien. Mußte ich in den beiden ersten Bänden, die nur Durchgangspunkte darstellen, aus Mangel an palästinensischen und egyptischen Specialstudien mich im Ganzen genommen mit einer möglichst anschaulichen Darstellung von Land und Leuten dem unmittelbaren Eindrucke zufolge begnügen, so kann ich hier zugleich die Ergebnisse meiner mehrjährigen indischen Forschungen theilweise niederlegen. Mag der Erfolg auch noch so weit hinter dem Willen zurückgeblieben sein, ich darf mir wenigstens schmeicheln, dieses und jenes Neue über das alte „Wunderland“ beibringen zu können.

Ich habe auch in diesem Bande den gelehrten Ton vermieden und alles, was einen Anklang an strengere Wissenschaft hat, in die Anmerkungen am Ende des Buches verwiesen. Damit hoffe ich mir den Dank auch selbst des wissenschaftlichen Publicums erworben zu haben. Die grauen Blätter gelehrter Erörterungen passen schlecht zu dem frischen Baume einer Reisebeschreibung.

Mit indischen Denkmälern und Inschriften habe ich mich nie sonderlich befaßt und werde mich auch schwerlich je sonderlich befassen. Das indische Volk, wie es leibt und lebt in Natur, Haus und Staat, in Religion, Sitte und Literatur ist stets mein Augenmerk gewesen. So brachte es mein Beruf mit sich, und das wolle man bei Beurtheilung dessen, was ich in Bezug auf Indien hier und — will's Gott — später noch geben werde, ja nicht vergessen.

In diesem Bande betrete ich, wie gesagt, die Schwelle des Gebietes, welches den eigentlichen Zielpunkt meiner Reise bildete; er schließt mit den Nilagiris dicht an der Grenze des Tamulenlandes, dem meine indischen Specialstudien gelten. Auf der nicht-tamulischen Westküste Ostindiens sah ich mich hinsichtlich meiner Nachforschungen zum großen Theil an Andre gewiesen, die der dortigen Sprachen vollkommen mächtig waren. Unter denen, die mir mit gediegnen Mittheilungen bereitwilligst entgegenkamen, nenne ich besonders Herrn Gundert in Tschiracal. Ihm namentlich habe ich es zu danken, wenn die Darstellung der so überaus interessanten Volksverhältnisse in Malabar sich des Beifalls der Indologen erfreuen sollte.

Es ist mir bei der Abfassung dieses dritten Bandes wohl und weh geworden, — wohl, wenn ich unter die säuselnden Palmen am luftigen Meeresstrande der indischen Westküste hin versetzt wurde, weh, wenn die mancherlei Leiden in der Erinnerung heraufkamen, die mir das dortige Klima schuf und deren Nachwehen mich nun bedauern lassen, daß sich über mein Vaterland nicht der Himmel wölbt, der jene wie ein Fühlhorn dem Morgenlande sich entgegenstreckende Halbinsel Südeuropa's zu einer so glücklichen Mitte zwischen dem Norden und dem Süden macht.

Wohl und wehe wird es vielleicht auch meinen Lesern werden, — wohl im Hinblick auf die hohe Majestät der indischen Natur, denn dort „erzählen Himmel (und Erde) die Ehre Gottes", so laut, wie nur in wenigen andern Ländern, — weh im Hinblick auf die tiefe Versunkenheit der indischen Menschenwelt.

Möchte ich dir, du Freund der christlichen Mission, durch meine ungefärbte Darstellung dessen, was in christlicher Beziehung bisher angestrebt und mit Gottes Hülfe erreicht — und nicht erreicht wurde, lautres Oel auf die Flamme deines christlichen Eifers gießen helfen. Das walte der Herr der Kirche!

Inhalt.

—

I. Bombay.

II. Tulu-Land.

III. Malajalam.

Erklärung der Ansicht.

Das Hauptmonument der brahmanischen Aushöhlungen auf Elephante liegt, nicht gar hoch, am Nordende der kleinen romantischen Felseninsel. In dieses Hauptmonument führt dich die gebotene Ansicht. Was du davon siehst, ist ein Theil der dem Eingange entgegengekehrten Südwand, wo sich die bedeutendsten Sculpturen befinden. Die colossale dreiköpfige Büste, die offenbar den Siva als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer darstellt, läßt sich nicht verkennen. Unter den Figuren links von der Büste, tritt auch die Gemahlin Siva's, Parvati deutlich hervor. Im Uebrigen siehe S. 129 u. fgg.

Berichtigung.

S. 212 Z. 10 v. oben lies „südlichen" statt „östlichen".

I.

Bombay.

Von Suez nach Bombay.

Die Erdkugel kann, mit Ausnahme von China und Japan, kein Land aufweisen, das je und je sich von den übrigen Ländern so streng gesondert und so fest abgeschlossen hätte, als Ostindien. Es gleicht in seinem Hange zur selbstgenugsamen Abgeschiedenheit der wohlummauerten Pagode mit ihren stillen Räumen, düstern Gängen und geheimen Schlupfwinkeln, und der Tempelteich, dessen träges Gewässer von heiligem Lotus überwuchert ist, versinnbildet seine dumpfe, in heiligen Sagen wie erstickte Geschichte. Und doch, welch eine bewegende Kraft hat diese bewegungslose Masse auf die Völker des Westens der Reihe nach geübt — von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart!

Die Phönizier ließen sich durch die langwierige Dauer von drei Jahren nicht abschrecken, von Eziongeber am Rothen Meere aus die Ophir-Fahrt nach den Mündungen des Indus immer und immer wieder zu wagen; Gold und Silber, Edelstein, Sandelholz und Elfenbein, Affen und Pfauen[1] brachten sie heim. Der große Macedonier sah den Reichthum „an barbarischem Gold und Perlen", den Indien auf die von ihm bezwungne Meeresfürstin Tyrus „hingeschauert hatte", und kaum lag Egypten zu seinen Füßen, so beschloß er den Goldstrom des indischen Handels unmittelbar durch das Land der Pharaonen zu leiten. Als nun auch das gesammte Perserreich in seine Hände gefallen war, flog er, von

dem indischen Magnet immer stärker angezogen, wie ein Adler über den Hindukusch dem Fünfstromlande zu, und ein solches Gewicht legte er auf seinen Zug nach Indien, daß, als nach langem ängstlichen Warten die Kunde von der Unversehrtheit seiner Indus-Flotte einging, er unter Thränen ausrief: Beim libyschen Ammon und beim griechischen Jupiter, ich schwöre dir, daß mich diese Kunde glücklicher macht als das Bewußtsein, der Eroberer Asiens zu sein.

Noch mehr aber als die Völker des Alterthums sind die Völker der Neuzeit von dem starren Indien erregt und bewegt worden. Als der Koloß des muhamedanischen Reiches, der bis zur Meerenge Gibraltars und bis zum indischen Archipel seinen Schatten warf, allmählich zerbröckelte, und neben dem neuauflebenden Alexandrien Acca und Konstantinopel sich als die Stapelplätze des morgenländischen Handels aufthaten, da geriethen die Seestädte Italiens in eine wahrhaft fieberhafte Bewegung: jede wollte sich zu dem ausschließlichen Kanale machen für die dort zusammenströmenden Erzeugnisse des Ostens — als Juwelen, Seidenstoffe und Specereien, — deren Werth die überalpischen Barbaren auf den Kreuzzügen nach dem heiligen Lande hatten kennen, schätzen und begehren lernen. Das königliche Venedig siegte zuletzt in dem langen Wettlauf.

Allein die indische Bewegung zog sich noch weiter westlich, ja so recht ans Ende des westlichen Europas. Der ritterliche Heinrich von Portugal schwärmte förmlich für die Entdeckung eines ganz neuen Weges nach Ostindien: er machte sie zu seiner Lebensaufgabe und verschwendete zur Verwirklichung derselben die Einkünfte seines Königreichs. Während Kolumbus nach dem neuen Wege zur indischen Halbinsel suchte, stieß er zufällig auf Amerika, und so wurde die Anziehungskraft, welche die indische Halbinsel auf die Westwelt übte, die Veranlassung zur Auffindung des Welt-

theils, welcher der alternden Weltgeschichte einen neuen Schwung gegeben und eine neue Bahn vorgezeichnet hat. Erst Vasco de Gama (1498) fand den Weg um das Cap der guten Hoffnung nach dem Lande mit den „balsamischen Ebnen, würzigen Hainen und Perlen-Ufern," — und siehe da, — das marmorne Venedig, an dessen Fundamenten die Eroberungen der Türken im Mittelmeere bereits gerüttelt hatten, mußte sich in den Staub legen. Denn kaum hatte die mährchenhafte Kunde von der glücklichen Beendigung der portugiesischen Expedition, die „gewillt war, auf Wunder zu stoßen", die Einbildungskraft der Bewohner von Lissabon zu heller Lohe entzündet, so war man dort auch gewillt, die erste Handels- und Seemacht in der Welt zu werden. Das gelang, bis die indische Bewegung selbst den phlegmatischen Holländer ergriff, und dieser im Jahre 1595 vier Handelsschiffe auf dem Wege, den die Portugiesen für sich allein beanspruchten, gar keck nach dem Lande der Sonne entsandte.

Das indische „Fieber" hatte aber schon längst noch weiter nördlich gegriffen. Die glänzenden Erfolge der Portugiesen machten dem Engländer mit seinem zwar noch schlummernden, aber entschiedenen See- und Handelstriebe jede Fiber beben; er geberdete sich wie Jemand, der, in ein Gefängniß eingeschlossen, zur Gewinnung eines Ausgangs den Kopf gegen die vier Mauern stößt. Um jeden Preis wollte er sich einen zweiten von den portugiesischen Kanonen freien Weg nach Ostindien bahnen, und versuchte dieß zuerst in Nordwesten. Das Polar-Eis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er wandte sich nach Nordosten. Das Polar-Eis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er versuchte es noch einmal im Nordwesten. Das Polar-Eis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er hatte schon vorher an die Anlegung einer Heerstraße durch Rußland über das Caspische

Meer gedacht, aber die große Wüste hatte ihm ein schauerliches Nein ins Ohr geschrieen. Er wandte sich nun in seiner Verzweiflung nach dem Südwesten. Vergebens. So sah er sich denn endlich genöthigt, es wie der kühne Holländer zu machen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts segelte die Flotte der ostindischen Compagnie um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien und im Jahre 1837 (?) ließ der erste, für Ostindien bestimmte englische Dampfer seine schwarze Rauchsäule über das Rothe Meer hinsteigen. So hatte denn das Volk, dem ganz Indien zu Füßen fallen sollte, den uralten Weg nach Ostindien — den allerkürzesten — aufs neue betreten.

Auf diesem uralten, allerkürzesten Seewege sollten nun auch wir, von Suez aus, der indischen Küste zueilen. Jenes Wunderland hatte mir nie „barbarische Perlen" in den Schooß zu schütten verheißen, wohl aber, bei meiner leiblichen Verfassung, manche Perle des Schweißes mir abzufordern gedrohet Dennoch erregte und bewegte mich der Gedanke, daß wir nun die eigentliche Straße nach Indien zu betreten im Begriff standen, gar angenehm, als wir am 22. November 1849 Nachmittags gegen fünf Uhr den Fuß auf das Boot setzten, das uns nach dem „Akbar" bringen sollte. Dicht bei Suez nämlich ist das Rothe Meer so flach, daß es sich da nicht einmal für einen mittleren Dampfer, geschweige denn für das mächtige Kriegsschiff Akbar, „an seinem Busen ruhen läßt." Dieses hatte daher seinen Riesenleib in der Nähe des Wadi Tuwarik auf dem Anker zur Ruhe gelegt und erwartete uns dort in ruhiger Majestät. Wir brauchten volle anderthalb Stunden, ehe wir an Bord kamen. Ein Mann war, von Suez aus, uns noch auf eine lange, lange Strecke nachgewadet.

Unsere Fahrt auf dem Rothen Meere ging im Ganzen glücklich von statten. Nur zwei Tage und Nächte von den sechs, die

wir auf diesem Binnenwasser zu verbringen hatten, schütteten, so recht zwischen Nubien und Arabien, eine fast unleidliche Glut über uns aus. So war denn das Gewitter eine wahre Wohlthat, das sich in einer jener zwei Nächte mit betäubendem Krachen entlud, die Schläfer vom Verdeck halb nackend in den Salon hinunterjagte und ihnen durch die obere Oeffnung desselben auch dort noch kühlende Fluthen über die Köpfe goß.

Gleich am folgenden Tage (am 23.) gegen Mittag grüßten uns links die majestätischen Ausläufer des Sinai. Mein Herz jauchzte, als ich das hohe Gebirge zum ersten Male vor mir liegen sah. Es war, als riefe es mit tausend Zungen herüber: Ein' feste Burg ist unser Gott. Unser Dampfer flog achtlos daran vorbei; gleichgültig starrte der größere Theil der englischen Passagiere hinüber. Schon am 28. gegen Mittag dämmerte uns die arabische Küste um Mokka entgegen. Dort hinüber schien das Auge des Britten, bei dem in der Regel Handelsgedanken über alle anderen Gedanken gehen, viel lebhafter zu funkeln, als vorher nach dem Sinai-Gebirge, dessen wüste Thäler die englischen Magazine nie werden schwellen helfen.

Noch am Abend desselben Tages liefen wir in die Straße von Bab el Mandeb ein und betraten somit das eigentliche Thor zu den indischen Gewässern. Gewaltige Vorgebirge rücken hier von arabischer sowohl, als von abyssinischer Seite dicht gegen einander. Ein majestätischer Anblick! Es ist, als wollte Arabien, jener große, weit nach Süden vorspringende sandige Isthmus zwischen dem Westen und Osten, die weitere Fahrt nach Indien wehren, dessen „Gold, Edelsteine und Specereien" in westlicher Richtung zuerst dorthin strömten. (1 Könige 10.)

Spiele bei lustiger Musik machten auf dem Verdeck die Runde, während wir durch die sonst so gefürchtete „Straße des Verderbens"

(Bab el Mandeb) zogen. Am andern Morgen lagen wir in der Westbucht Adens im „Glücklichen Arabien."

Schon mancher „Ueberland-Reisende" hat sich auf die „Sabäischen Wohlgerüche" gefreut, womit ihn die Ufer des „Glücklichen Arabiens" anhauchen würden, und hat, in die Nähe von Aden gekommen, alle seine Geruchsnerven zu diesem Behufe angespannt. Ich bin auch überzeugt, daß Dieser und Jener, was er zu riechen wünschte, gerochen hat.

Meine Erwartungen in Bezug auf Aden waren in jeder Beziehung nüchtern. Hatte ich doch von Leuten, die für die nackte Herrlichkeit der Natur kein Auge haben, über das öde Aden viel murren, schelten und jammern hören. Um so mehr überraschte mich die phantastische Majestät seiner kahlen schwarzen, dräuenden Gebirgsmassen mit ihren zum Theil bethürmten und castellartig ummauerten Piks. Vulkanische Kräfte haben dieses etwa zwei Stunden lange und etwas minder breite Vorgebirge, das im Norden durch einen niedrigen Sandstreifen mit der arabischen Küste zusammen hängt, aus dem Meeresgrunde emporgetragen und die Lavaströme, von denen es hie und da überglast ist, bezeugen seine spätere vulkanische Thätigkeit.

In einem ausgebrannten Krater, zwei Stündchen von dem Punkte, wo der Dampfer zu landen pflegt, befindet sich das englische Lager mit der dazu gehörigen Stadt Aden. Sobald wir an's Land gestiegen und in dem englischen Gasthofe eine Tasse salzigen Thee zu uns genommen, setzte ich mich, wie die meisten andern Passagiere, zu Esel und ritt dorthin. Der Weg führte mich zuerst in nordöstlicher und dann immer gerade in östlicher Richtung am Meere hin. Die Berge zur Rechten, die zwischen ihrem Fuße und der See nur einen schmalen Sandgürtel übrig lassen, springen bald mehr bald minder vor, und stellen sich weiter

hin zu einem majestätischen Amphitheater zusammen. Nach etwa fünf Viertelstunden verließ der Pfad die Küste und lief rechts eine enge Bergschlucht hinan.

Noch ehe ich die Höhe erreichte, stand ich plötzlich vor einem gewaltigen, mit Schildwachen besetzten Thore. Festungswerke drohten von den anliegenden Höhen her; aber die Männer des Krieges am Thore ließen den friedlichen Indienfahrer ohne Weiteres durch. Ein durch den Fels gehauener Weg führte mich nun noch fünf bis zehn Minuten lang in der Enge hin; dann plötzlich weitete sich die Aussicht, und vor mir lag Aden, rings umschlossen von einem großartigen Felsen-Amphitheater, das unübersteigliche Natur-Mauern und uneinnehmbare Natur-Thürme zum Schutze bietet und sich nur nach der künstlich befestigten Insel Sirah auf der Ostseite öffnet.

Was für eine sonderbare Stadt, die da unten in dem unfruchtbaren, phantastisch geformten Krater sich aufgebaut! Wie ein Pilz scheint sie aus der Erde hervorgeschossen. Ich hätte mir die Augen reiben und mich fragen können: Ist's etwa ein Traum? Nur hie und da hatte ich auf dem Hinwege ein grünes Pflänzchen die schwarze Felsenspalte durchbrechen sehen. Jedes aber hatte mir zugerufen: „Sieh da, Fremdling, wie arm meine Heimath ist! Kaum daß ich mit ein paar Schwestern auf verwitterten Schlacken und einem wenig angewehten Flugsand mein verkümmertes Dasein friste.“ Nun aber jubelte mir die Stadt in dem ausgebrannten Krater entgegen: „Sieh da, Fremdling, was englischer Wille der Natur zum Trotze vermag! Erst vor kurzem pflanzte man mich in dieser unwirthlichen Oede, — und wie üppig bin ich seitdem emporgeschossen!“

Im Jahre 1839 nämlich nahmen die Engländer zum Schutze ihres Handels Besitz von diesem nackten Vorgebirge, auf welchem

schon in den Tagen des grauen Alterthums ein Handels-Stapelplatz wucherte. Damals — also vor zehn Jahren — lebten hier ungefähr tausend arme schmutzige und halb nackte Geschöpfe von Datteln und Fischen. Das englische Geld, welches die Bedürfnisse der Truppen — ein paar tausend Hindu-Soldaten aus der Madras-Armee und etwa 900 Europäer, — so wie die Ausgaben der Regierung für allgemeine Zwecke seitdem in Umlauf gesetzt haben, hat die ursprüngliche Bevölkerung um das Zehnfache gesteigert. Von allen benachbarten Küsten, besonders von Mokka und Djidda, zog das Bild der Victoria auf goldnem Grunde alsbald Handelsleute herbei. Selbst der Hindu, der sich von dem heimathlichen Boden so ungern losreißt, ist nicht ausgeblieben.

Doch wir müssen vor allen Dingen einen Blick auf die Stadt selber werfen, die in dieser vulkanischen Wüste die Kinder Europa's, Asiens und Afrikas, und somit drei Welttheile vereint. Die reihenweis geordneten Häuser und Hütten sind zum Theil so leicht gebaut, als wären sie, man möchte sagen, von gestern und bloß noch für morgen. Vier Wände von Flechtwerk, oben zugehängt, ein großer Vogelbauer: das ist die einfachste Form derselben. Beßre haben eine Art Wagendecke, ebenfalls von Flechtwerk, oder oben ein flaches Dach. Die besten sind von unbehauenem Stein; da haben denn Säulen und Lager von Holz den Mörtel ersetzen müssen. Hie und da ein Hühnerhaus in freier Luft; krächzende Raubvögel kreisen darüber hin. Hie und da auch ein gartenähnlicher Fleck und ein sorgfältig eingehegtes grünes Fleckchen. Die blendendweiße Wohnung des kommandirenden Offiziers mit luftiger Verandah, verziertem Portal und bemalten Thoren nimmt sich in diesen grauen und öden Umgebungen fast romantisch aus, und die luftigen Pavillons auf den Hügeln umher zeigen, daß auch die übrigen europäischen Offiziere sich ihr wüstes Exil möglichst behaglich einzurichten

verstehen und namentlich das Beste, was die Halbinsel bietet, — die vortreffliche Luft — auszubeuten wissen. Eine Reihe wohlversehener und fast glänzender Läden von indischen Handelsleuten contrastirt jedenfalls am stärksten und am angenehmsten gegen die schwarze, unwirthliche Oede.

Was für eine mannichfaltige Bevölkerung sich in diesem Krater zusammendrängt![2] Hindus aus dem tiefsten Süden und Westen, Feueranbeter und Jünger des falschen Propheten aus Concan und Afghanistan, Afrikaner von der gegenüberliegenden Küste, aus Egypten und Zangebar, Araber und Juden, Hindu-Portugiesen und Europäer! Ein wahres Quodlibet von Farben, Trachten, Sprachen und Religionen auf dem engsten Raume!

Ich hatte mir vorgenommen die höchste Spitze des Gebirges, welches den größten Theil der Insel, mit einem Umkreis von sechs bis sieben Stunden, von Nordwest nach Südost durchzieht, den Djebel Schamscham zu besteigen, zugleich mit dem Wunsche, wo möglich die zwei bis drei Stunden hinter Aden auf dem Festlande liegende Oase zu sehen, von wo die Araber ihre Naturerzeugnisse herüberbringen. Ich ließ meinen Esel im Thale halten und versuchte, in Ermangelung eines Führers, den Aufstieg allein. Plötzlich ließ mich der eingeschlagne Pfad im Stich; das steile, tiefgerißne Bett eines Gießbachs half mir weiter. Ich mochte darin etwa eine Viertelstunde, zuletzt auf Händen und Füßen, weiter geklommen sein, als die immer steiler werdende Steile mich zur Umkehr zwang. Es war eine schauerliche Felsschlucht.

Ich besorgte, der Dampfer möchte mit der Einnahme seiner schwarzen Lebensmittel — der Kohlen — früher fertig werden und mich Unglücklichen im Glücklichen Arabien zurücklassen. So trabte ich denn über Hals und Kopf nach dem Gasthause zurück, und durfte mich dann nicht wundern, daß mein magrer Esel, den ich

nicht erst um Erlaubniß dazu gefragt hatte, mich einmal mitten im Galopp durch eine geschickte Biegung des Nackens über Hals und Kopf hinab rutschen ließ.

In der Verandah des Gasthauses, im Angesichte des Dampfers, der sich noch immer mit dem Allernöthigsten versorgte, ließ es sich ganz gemüthlich sitzen. Leute von drei verschiedenen Nationen übten da dicht vor unsern Augen ihre Erwerbsthätigkeit. Neger beluden das Schiff mit Kohlen; der Kohlenstaub, der den europäischen Passagier bei solcher Gelegenheit vom Schiffe treibt, machte sie noch negerhafter. Sumalis von der gegenüberliegenden afrikanischen Küste führten das Ruder und freueten sich der schönen blanken Rupi's, die sie dafür in Empfang nahmen. Judenknaben ritten ihre Esel vor und waren glücklich, wenn Dieser oder Jener dadurch zum Aufsitzen gelockt wurde. „Gieb dem Esel einen Rupi!" hieß es dann fast immer in gebrochnem Englisch.

Am meisten interessirten mich die Sumali's, [3] schlank und wohlproportionirte Gestalten mit chocoladefarbiger Haut, elfenbeinernen Zähnen und schwarzem Haar, das sie mit Hülfe von Muschelkalk meist rothbraun gefärbt hatten. Das letztere kräuselte sich ein wenig, aber das ist auch wesentlich das Einzige, was an ihre Nachbarn, die Neger, von fern her erinnern konnte. [4] Nur an Einigen ließ sich außerdem ein Ansatz zur Negerlippe bemerken. Ob Diese aber reinblütig waren, weiß ich nicht zu sagen. Einer derselben war in der That so semitisch schön, daß Jemand, der von der ethnologischen Frage nicht die geringste Ahnung hatte, wie begeistert in die Worte ausbrach: Grade so denke ich mir den biblischen Joseph. — Die Sumali's bringen übrigens sehr gute Schafe nach Aden, und machen so den armen Engländern daselbst, die ohne „mutton" ein kümmerliches Dasein führen, ihr Exil um viele Procent leichter.

Auch die Juden in Aden sind nicht ohne Interesse. Ihre Vorfahren kamen unmittelbar nach der Zerstörung des ersten Tempels in die Provinz Yemen und kehrten nicht mit Esra heim. So wenigstens behaupten sie selbst, und mit ihnen sollen sämmtliche Juden des Ostens stimmen. Ein jüdischer Gelehrter, der sechs bis sieben Jahre vor mir in Aden war, glaubt dagegen annehmen zu müssen, ihre Einwanderung habe mit der Juden-Zerstreuung unter Hadrian im zweiten Jahrhundert ihren Anfang genommen. Ihm zufolge flohen sie die Ostküste des Rothen Meeres entlang, verstreueten sich bei Mokka über das Land und ließen sich in gesonderten Colonien nieder. Neue Flüchtlinge, von Alexandrien her, verstärkten ihre Zahl und Macht, und schon nach fünfzig Jahren waren sie bis Sana vorgedrungen. Ihr Handel dehnte sich endlich von den Ufern des Rothen Meeres bis an den Persischen Golf, ja bis an die Küsten von Indien aus, und ihre reichsten Kaufleute wohnten eben in Aden.

Die Hauptbevölkerung von Aden bilden begreiflicher Weise die Araber. Diese haben in politischer Beziehung gegen die Niederlassung der Engländer daselbst nichts zu erinnern. Die Lage Adens in Bezug auf Mokka und das gesammte arabische Kaffeland ist zu günstig, als daß die handelsbegierigen Jünger Muhameds die reichen Handelsbrüder auf der benachbarten Halbinsel nicht gern haben sollten. Mekka aber mit seinem heiligen Interesse liegt zu fern, als daß es das Handelsinteresse zu überwiegen vermöchte. Dennoch war es vor mehreren Jahren einem Fanatiker aus Marocco gelungen, ein Heer von 30,000 Arabern wider das englische Fort zu sammeln.

Eben hatte ein Schiff ein neues Regiment von Madras gebracht, und wollte ein anderes ablösungsweise wieder mitnehmen. Die armen Hindus, die nun diesen „Felsen nackt und bloß" gegen

die strotzende Fülle der Heimath vertauschen und den Reis, ihr einziges Nahrungsmittel, hinfort in salzgeschwängertem Wasser bereiten mußten — und die glücklichen Hindus, deren Exil so eben zu Ende gegangen war, und die nun bald wieder den Kari[5] in allen möglichen Formen genießen durften!

Wir selbst lichteten noch an demselben Abend die Anker.

Das war denn also ein zwölfstündiger Aufenthalt im Glücklichen Arabien. Wie ein Sonnenblick den trüben Wintertag, — so hatte er das einförmige Schiffsleben angenehm durchbrochen, und nahm dann auf der nebelhaften Wasserwüste gar bald die Gestalt eines phantastischen Traumbilds an.

In Suez zuerst und nun auch wieder in Aden waren mir nach mehr als dreimonatlicher Frist europäische Zeitungsblätter in die Hände gefallen. Wie das Alpenhorn auf den Schweizer in der Fremde, — so hatten sie zum Theil auf mich gewirkt.

Und doch war die Welt, die auf unserm Schiffe hauste, wesentlich eine europäische. Meine deutschen Landsleute, die mit Indien und indischen Zuständen im Allgemeinen wenig bekannt sind, haben wohl kaum eine rechte Vorstellung von dem, was sich auf einem indischen Dampfschiff reget und beweget. Ich will daher unsere Reisegesellschaft mit ein paar Strichen zeichnen.

Die Europäer-Welt, die unter der tropischen Sonne in Ostindien schmachtet, besteht hauptsächlich aus englischen Militär- und Civil-Beamten. Da die europäischen Kinder in Ostindien gewöhnlich nur in ihren ersten Lebensjahren leiblich wohl gedeihen, und da außerdem die sittliche Stickluft, die das indische Heidenthum aushaucht, das junge Gemüth zu verderben droht, und keine rechte Anregung der geistigen Entwicklung zu Hülfe kommt, so sind Alle, denen es financiell irgendwie möglich ist, darauf bedacht, ihre Kinder so bald als thunlich nach Europa zu schicken, und

erst wenn sie dort ihre Ausbildung vollendet haben, wieder zu sich nach Ostindien zu entbieten.

Nun solch „junges Volk" männlichen und weiblichen Geschlechts, das, eben flügge geworden, hoffnungsvoll die Schwingen dem Land der Sonne entgegenbreitete, hatten wir an Bord. Die jungen Männer standen so recht in der Blüthe der „Flegeljahre;" sie stiegen über Tische und Bänke, und wer ihnen in den Weg kam, der durfte sich wohl vorsehen, daß er nicht an- oder gar umgerannt wurde. Auch übten sie sich schon auf dem Schiffe in andern, zu ihrem künftigen Berufe nöthig erachteten „Rücksichtslosigkeiten": sie nahmen dem Schiffsgastwirth die Orangen, die er für die ganze Gesellschaft aufbewahrte, daß ich so sagen darf, vor der Nase weg, und vertheilten den Raub unter die jungen Damen u. s. w.

Goldne Träume von einer mehr als goldenen Zukunft in Ostindien mochten manchen dieser jungen Köpfe durchziehen. Eine einträgliche Stellung mit möglichst wenig Arbeit, aber möglichst viel Ehre und Vergnügen: dieser Gedanke bildete sicherlich den Kern und Stern ihrer goldenen Träume. Ach wie Mancher jener Träumer mag sich seitdem im Urwald zu Tode gejagt oder sonst zu Tode gesündigt haben.

Wenn das Dichten und Trachten der jungen Herrn auf einen erklecklichen und ergötzlichen Posten hinausging, so lag die Aufgabe der jungen Damen viel näher. Wer den Jäger erjagt, dem fällt das erjagte Wild von selber zu. Wirklich hatte sich auch, noch ehe wir vor Bombay Anker warfen, einer unserer jungen Jäger fangen lassen, nicht aber von einer jener Damen, die, wie die böse Schiffswelt sagte, gradezu „auf Spekulation" nach Ostindien gingen.

Unter den übrigen Reisenden befand sich auch ein Engländer, der sich zu Krapfs Zeit in Schoa aufhielt, und ein anderer, der

früher mit der englischen Gesandtschaft in Persien verbunden war. Als die ernstesten unter allen zeigten sich zwei Schotten aus Bombay, davon der eine — ein Kaufmann — der schottischen Staats-, der andere aber, unser Schiffsarzt, der schottischen Frei-Kirche zugehörte. Der Erstere behauptete, die schottischen Missionare in Ostindien hätten sich der Freikirche hauptsächlich darum angeschlossen, weil sie auf diese Weise sich der beengenden Controle der heimathlichen Kirche in etwas entziehen zu können meinten, — und weil es ihnen dabei auch nicht von fern einfiel, daß sie das Missionseigenthum hinter sich zu lassen hätten. Das war vielleicht ein wenig partheiisch gedacht und geredet. Von dem Letztern erfuhr ich, daß die schottische Freikirche zu Bombay etwa 150 Seelen zähle und ungefähr das Drittel aller Schotten daselbst in sich fasse. Es war ein gar lieber, stiller Mann, der, wenn einer der Passagiere in englischer Weise „ein Glas Wein mit ihm zu trinken wünschte," sein Glas mit Wasser zu füllen pflegte. Zu diesem harmlosen Betrug lächelte er dann so eigenthümlich vor sich hin, daß man ihm gut sein mußte.

Die eigentliche Seele der englischen Gesellschaft bildete ein anglo-indischer Journalist, dem die berufsmäßige Malice eine Nase zu wege gebracht hatte, die stets wie gerümpft aussah. Er wußte den Gelehrten sowohl als den Politiker, den Schöngeist sowohl als den Frommen zu spielen. Angloindische Journalisten haben ein sehr kleines Publicum; was Wunder, wenn ein solcher Allen Alles zu werden sucht.

Ein trauriges Anhängsel in unsrer Gesellschaft machte ein junger, — ich kann nicht anders sagen als — Laffe, den sein Vater, englischer Arzt in Bombay, Lernens halber nach London geschickt hatte und der nun zwar ohne Kenntnisse, aber mit einem jungen Weibe, einer rechten Puppe, zurückkehrte. Da er das volle

Passagegeld nicht zu zahlen im Stande war, so mußte auch sie mit auf dem Verdecke schlafen, — mitten unter Männern. Das gab dann der Nase des Journalisten noch zu weiterer Ausbildung in der angegebenen Richtung einige Gelegenheit.

Eine große Ueberraschung war es für uns, unter der Reisegesellschaft auf noch zwei andre Deutsche zu stoßen. Der eine war ein junger Mann vom Rhein, der im Begriffe stand, seine Stellung als Musikmeister bei einem indobrittischen Regiment im Innern der Präsidentschaft Bombay anzutreten. Ein grund-ehrliches, aber auch grund-einfältiges Bürschchen, das, weil es seinen Schutzpatron am Halse trug, vor keinem Seesturm beben zu brauchen meinte — und das aus dem Innern der Präsidentschaft nicht eher nach Bombay zurückkehren wollte, als bis es von dort aus einen kleinen Ausflug nach China hinüber gemacht hätte. Deutsche Musikmeister werden übrigens in Indien nicht minder hoch geschätzt, als deutsche Missionare, ja meist noch viel höher. Sie bilden recht eigentlich das seelische Element in dem sogenannten Meßhause, — dem mit einer Wirthschaft versehenen Regiments-Locale, wo das rein leibliche Element, als Zechen, Spielen, Wetten und Jagen (schlimmerer Dinge zu geschweigen), die Oberherrschaft zu führen pflegt. Man geht übrigens damit um, jene meist wüsten Orte immer mehr mit guten Bibliotheken zu versehen und so auch dem geistigen Element einigen Vorschub zu leisten.

Den andern Deutschen, einen Schneider-Kaufmann aus Bombay, hatten langjährige Wanderungen in aller Welt fast zu sehr gewitzigt. Er kannte die ganze Chronique scandaleuse von Bombay, ja fast von ganz Indien, und bezeichnete mir mehr als einen hochstehenden Gentleman unter unsrer Reisegesellschaft als seinen gehorsamsten Schuldner. Die Mission war ihm ein rechter Dorn im Auge. Seine erste Bekanntschaft mit Missionaren hatte ihn,

wie er mir sagte, für immer scheu gemacht. Er war auf einem nordamerikanischen Schiffe mit Baptisten- und Methodisten-Missionaren zusammengetroffen. Die erstern bestiegen jeden Morgen den Mastbaum, um dort ihr Morgenlied zu singen; die letztern wollten ihn durchaus in ihre Cajüte nehmen, um ihn gläubig zu beten. Schade, daß solche und ähnliche Carricaturen manche redliche Seele von der guten Sache zurückhalten. Bei unserm Freunde freilich lag der tiefste Grund seiner Missions-Scheu noch wo anders. Uebrigens aber war er die Dienstfertigkeit selber. Wie manchen ambrosischen Abend haben wir in deutscher Gemüthlichkeit mit einander verplaudert.

Unser eigentlicher Wirth war ein eben so stattlicher, als behäbiger Feueranbeter aus Bombay; Portugiesen und Muslims — die sonstigen Beherrscher Ostindiens — besorgten die Küche und bedienten die Tafel. Neger von der afrikanischen Ostküste speisten die Dampfmaschine mit Kohlen. Die schwarzen Geschöpfe ergötzten sich allabendlich an ihrem ziemlich barbarischen Nationaltanz mit Springen und Stampfen, wilden Gebehrden und Gliederverrenken, Ballen der Fäuste und Schwingen von Keulen.

Auch die junge Europäer-Welt hielt jeden Abend einen mehrstündigen Reigen auf dem Verdeck. Drei bis vier Portugiesen geigten dazu mit schwerer, schwieliger Hand, wobei unsere deutschen Ohren gewaltig litten; der Engländer kann in dieser Beziehung unglaublich viel vertragen. Wenn dann der Wind dazu sauste und das Meer dazu brauste, so hätte Jeder, der plötzlich hieher versetzt worden, sich gewiß auch die Augen gerieben und gefragt: Ist's wohl ein Traum? Wie eine Lustfahrt sah die Fahrt nach Indien aus.

Nur am Sonntag durfte die Geige mit ihrer heisern Kehle nicht laut werden. Da „lief“ denn, wie die Engländer zu sagen pflegen, der junge Capitän, — der Haupttänzer, — mit un-

glaublicher Schnelligkeit „durch die kirchliche Liturgie", und ein andrer Schiffsbeamte respondirte. Wer die Augen zugedrückt hätte, der hätte von der versammelten Gemeinde selbst auch gar nichts wahrgenommen; so stumm verhielt sie sich von Anfang bis zu Ende. Der Gottesdienst war eben Schiffsordnung, ganz wie die vorhergehende Musterung der Matrosen.

Am Abend des 29. Novembers hatten wir Aden verlassen. Schon am 30. segelten wir links an Sukhatara (gewöhnl. Socotora) vorüber. Wir sahen das „glückliche Eiland" nicht; das stürmische Meer nur deutete auf seine Nähe. Eine ziemlich bewegte See hatten wir freilich immer, denn der Wind kam uns stracks entgegen. Mehr als einmal wurden wir von den hereingießenden Wellen auf unserm nächtlichen Lager überschwemmt, bis wir uns entschlossen, trotz der erdrückenden Gluth das Cajütenfenster zu schließen. Wir hatten nicht die schlechteste Cajüte inne, und doch war sie elend genug. Meine Frau hatte mannshoch zu klettern, ehe sie das Bret — ihr Bett — erreichte, und ich selbst fand unten am Boden nur gerade so viel Platz, um meine etwas langen Glieder zu strecken. Da das Bret-Bett oder Bett-Bret meiner Reisegefährtin der schützenden Randleiste entbehrte, so warf es bei einer etwas stärkern Bewegung des Schiffes seine Last auf mich herab.

Am 4. December endlich drehte sich der Wind mehr nach Norden. Meerschweine, mit warmem Blut und eßbarer Leber, spielten in Heerden auf dem immer noch bewegten Element. Des andern Tages grüßten uns Schaaren weißer Seevögel. Wir grüßten wieder, denn alles was ans Land erinnert, hat etwas Gefälliges auf dem Meere. Noch mehr wohl als wir sehnte sich nach dem Ende der Meerfahrt eine arme kranke Gazelle mit großen, schwarzen, schmachtenden Augen. Ihre schlanke Gespielin war bereits ein Opfer der ungewohnten Seereise geworden.

Der gestirnte Abendhimmel wurde von Tage zu Tage durchsichtiger, die Luft balsamischer, das Meer ruhiger. Am 8. Abends hieß es: Morgen früh liegen wir vor Bombay. Da wollte des Geigens und Reigens kein Ende werden. Auch mein Herz reigte, denn meine arme Reisegefährtin war von Suez bis daher fast ununterbrochen seekrank gewesen.

Kononenschüsse weckten uns mitten in der Nacht und sprachen: Auf ihr Schläfer, ihr seid in Indien! „Nun danket alle Gott!" so klang es in unsern Herzen wieder.

Wir sprangen auf, und vor uns lag das Land der Sonne, lautlos schlummernd im Mondenschein.

Erste Bekanntschaft mit Indien in Bombay.

Im Januar 1850.

Es ist nun schon eine Weile her, seitdem uns Gottes gnädige Führung in Bombay „zu Lande brachte nach unserm Wunsch" (Ps. 107, 30). Die erste Freude über die glückliche Vertauschung des „taumelnden" Schiffes mit dem festen Boden und der „ungebahnten Wege der Wüste" mit einem Lande voll „Wasserquellen" und „Fruchtgärten" hat sich gelegt, und die Dankgefühle wegen des Herrn „Güte und Wunder" im Meere und in der Wüste sind stiller geworden in unsrer Seele. Auch bin ich nun der mannichfaltigen Eindrücke, mit denen die außerordentliche Natur und die wildfremde Menschenwelt in diesem Theile Indiens jeden neuen Ankömmling nicht ganz stumpfen Geistes und Sinnes

bestürmt, so weit Meister geworden, daß ich mit einiger Ruhe und Klarheit darüber schreiben kann.

Wie war uns, als uns in der Nacht des 9. Decembers der Kanonendonner auf das Verdeck zog, und wir nun das schöne Bombay mit der ganzen umgebenden Inselwelt vor uns liegen sahen! Im Mondenschein machten wir die erste Bekanntschaft mit dem Lande, von dem zu Anfang dieses Jahrhunderts unsre romantischen Dichter und Philosophen zu schwärmen liebten. Wie hochbeglückt würden sie sich geschätzt haben, wäre es ihnen vergönnt gewesen, so wie wir dazustehen und dem träumenden Indien in das mondschein-umdämmerte Angesicht zu sehen!

Wir harrten mit großer Sehnsucht der Sonne, die den Schleier vollends lüften sollte. Noch ehe sie im Osten auftauchte, kam eine Barke nach der andern vom Ufer her auf uns zugeschossen und führte dem einen Passagier einen Vater, dem andern einen Bruder, dem dritten eine Schwester u. s. w. zu. Auch wir waren so glücklich, auf eine befreundete Seele warten zu dürfen. Endlich sahen wir eine Barke nahen, aus welcher ein offenbar deutsches Gesicht zu uns heraufspähte. Es war ein deutscher Kaufmann aus Kempten, Herr Zorn. Er führte uns zu seiner Wohnung in dem benachbarten Fort. In einem ganz europäisch eingerichteten Zimmer, welches ein indischer Mandelbaum mit großen dicken Blättern tief beschattete, warteten wir dort unsres lieben Gastfreundes, des Herrn Isenberg. Dieser nahm uns bald allerfreundlichst in Empfang und fuhr uns durch buntbelebte Straßen in sein schön gelegnes Haus nach Mazagaum.[6] Subbar, Subbar! d. i. Halt! Halt! rief er dem ungestümen Kutscher mehr als einmal zu. Das war das erste indische Wort, das ich auf indischem Boden hörte. Es erinnerte mich durch seinen arabischen Ursprung an die ehemalige Herrschaft der Muslims auch in diesem Theile der Welt.

Doch ich wollte von meinen ersten Eindrücken in Indien reden.

Novalis hat in jener Zeit, wo die Kunde von Indiens Wunderland in Deutschland das erste Aufsehen machte, wie ein Verzückter gesungen:

> Fern im Osten wird es helle,
> Alte Zeiten werden jung;
> Aus der lichten Farbenquelle
> Einen langen, tiefen Trunk!
> Aller Wünsche endliche Erhörung,
> Aller Sehnsucht göttliche Gewährung!

Ich kann in diesen hohen Ton taumelhafter Entzückung natürlich nicht einstimmen; doch das will ich nicht läugnen, daß wenigstens die gewaltige indische Natur, die mir in Bombay entgegentrat, mich anfangs fast berauschte, und ich begreife nun besser als je, wie leicht der Mensch, der dem Leben aus Gott entfremdet ist, unter der Pracht und Fülle einer solchen Natur dazu kommen mag, das Geschöpf über den Schöpfer zu erheben und von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit in schnöden Naturdienst hinabzusinken. Es ist als wenn hier die ganze Natur allenthalben Schlingen und Bande nach dem Menschengeiste auswürfe. Die Schlingflanze, die hier eine große Rolle spielt und manchen gewaltigen Baum wie zum Ersticken umstrickt, erinnerte mich oft daran. Es ist, als wenn sich der Geist nur deshalb so hoch aufgeschwungen hätte, um recht tief in die Welt hinabsinken zu können; der Banianenbaum, der König der hiesigen Bäume, der aus ungeheurer Höhe herab seine Luftwurzeln in die Erde senkt, um sich auf's Neue zu erheben und dann auf's Neue der Erde zuzuneigen, ist wol geeignet, diese traurige Wahrheit zu versinnbilden.

Eben der Banianenbaum,[7] der, wo er freies Spiel hat, zuletzt

einen förmlichen Wald um sich her bildet, fällt dem europäischen Ankömmling natürlich zumeist in's Auge. Die kleinen feigenartigen Früchte desselben sind aber nur für die Affen. Also viel Fleisch, und wenig Geist! Da lob' ich mir die Kokospalme, die Banane und die Palmyra — Gewächse, die das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen wissen. Sie thun sich neben dem Banianenbaum aus der Fülle der hiesigen Pflanzenwelt so bestimmt hervor, daß man sie durchaus nicht übersehen kann. Die Kokospalme säumt am liebsten den salzigen Meeresstrand, die Palmyrapalme krönt gern die luftigen Bergeshöhen und die Banane wuchert fast in jedem Garten.

Die Kokospalme ist einer der stattlichsten Bäume, die man sich nur denken kann, und wenn sich Gott in der Natur irgendwo „Tempel und Säulen" erbaut hat, so läßt sich das von einem Kokoswalde sagen. Da reihet sich Schaft an Schaft, schlank, hoch, luftig! Und darüber wölbt sich eine so dichte Decke, daß nur hier und da ein Sonnenstrahl in das heilige Dunkel hereinfällt, während die in Form riesiger Federn anmuthig herabhängenden Blätter, vom Windhauch gewiegt, sich gleichsam vor der gegenwärtigen Gottheit neigen. Denke dir nun noch eine indische Mondnacht dazu mit dem träumerisch-süßen Lichte, und du wirst dich im Geiste mit neigen vor Dem, der auch über der Heiden Tempel hin so majestätisch und lieblich seiner Allmacht Tempel wölbt, „ob sie Ihn fühlen und finden möchten."

Die Kokospalme bildet übrigens in Bombay einen so bedeutenden Nahrungszweig, daß die auf die Bäume gelegte Steuer der Regierung eine Million Rupi's einbringen soll (?). Es ist auch eine rechte Lust, die Palmweinzieher am Morgen oder am Abend an dem schlanken Stamm so geschmeidig wie ein Affe und so geräuschlos wie eine Katze hinanlaufen zu sehen. Abends und

Morgens begegnet man fort und fort Leuten mit Gefäßen voll des köstlichen Palmensaftes auf dem Kopfe. Schade nur, daß man sich der guten Gottesgabe, die hoch über das Gefäß hinausschäumt und frisch genossen einen sehr lieblichen Geschmack hat, bloß halb freuen kann. Die Eingebornen bereiten nämlich nicht nur Zucker, sondern auch eine Art Arack daraus. In diesem pflegen sich die niedern Hindu-Kasten zu berauschen, und so wird er dann auch manchem eingebornen Christen zu einem Fallstrick. Viele, wenn nicht die meisten, entstammen ja den niedern Schichten und mögen schon früher in diesen Satansnetzen gefangen gelegen haben; manche auch mag grade die neue Freiheit des Christenthums zu einem ersten Versuch reizen und wiederholter Versuch sie endlich gefangen nehmen. Ich selbst, als ich die erste Gruppe von Hinduchristen um mich zu sehen die Freude hatte, mußte gleich Zeuge eines sehr ärgerlichen Auftrittes in dieser Beziehung sein, und zwar an einer Stätte, wo dergleichen doppelt gräulich ist, — am Grabe.

Wenn man sich bei der Kokospalme, die, wie man zu sagen pflegt, zu neunundneunzig Dingen nütze ist, während der Mensch das hundertste nicht zu finden weiß, über die vielleicht 6 bis 10 ungeheuren Trauben von je 6 bis 10 kopfgroßen Nüssen oben in der Blätterkrone wundert und freut, so bei der Banane, der treuen Gefährtin der Kokospalme, die in minder reichen Ländern als Indien recht eigentlich die Stelle des täglichen Brotes vertritt, über die eine, aber nicht weniger riesige Traube von oft mehr als zweihundert drei Finger starken und fast handlangen Fruchtzapfen, die aus einer dunkel-lilafarbigen Krone, quirlförmig gestellt, in mehren Reihen herauswachsen, und durch ihren schweren Segen den schmächtigen Schaft mit zehn bis zwölf saftgrünen und sammtweichen Riesenblättern gegen die Erde neigen. Ein wunderbares

Gewächs, vielleicht das dankbarste auf der ganzen Erde! Es verlangt von dem Menschen weiter nichts, als von Zeit zu Zeit Bewässerung und ein paar Male des Jahres Behackung, und dafür spendet es 30 bis 40 Pfund des köstlichsten Nahrungsstoffs, der von der Kartoffel das Mehlige, von der Birne das Saftige und vom Zuckerrohr daß Süße hat, und überdies mit dem feinsten Aroma durchwürzt ist.

Ich kann diesen immer sprudelnden Segensborn der tropischen Länder nicht verlassen, ohne noch einmal mit den schönen Worten des indischen Dichters darauf hinzuweisen: „Sieh nur den Bananenbaum, wie er sich demuthsvoll der Mutter Erde zuneigt, um darzubringen als liebe Opfergabe die strotzende, in schönen Farben glänzende Fruchttraube, sprechend: Hat uns nicht unsre Mutter Erde von klein auf mit Küssen aufgezogen, geduldig tragend der Hacke Schlag?"

Die Muhamedaner, denen die Banane ganz besonders zu munden scheint, machen gar die Frucht daraus, davon sich Eva im Paradiese verlocken ließ.

Die Palmyra bezeichneten die alten Inder als die Palmenkönigin, und es ist wahr, keine andere Palme prangt so königlich prächtig und zugleich so königlich steif wie sie daher in ihrer Fächerkrone, deren Blätter, gefingerten Händen ähnlich, wenn ein plötzlicher Windhauch darein fährt, so gewaltig zu rauschen anfangen, daß du dich erschrocken umsiehst. Sie liefert, jung gefällt, einen wohlschmeckenden Kohl, den erfrischenden Wein aber erst nach 30 bis 40 Jahren. Daher das Sprichwort der Bewohner Sumatras: „An der Küste pflanze er die Kokos für sich, auf der Höhe die Palmyra für Kindes-Kinder!" Die Kokos nämlich bringt schon nach etwa 10 Jahren ihre volle Ernte.

Wir konnten im Anfang nicht umhin, die unfruchtbare Wüste mit ihren nackten Bergen, ihren bald sandigen bald steinigen Flächen und ihrer „hingestürzten Dromedare ausgedörrten weißen Knochen" fort und fort in Gedanken zu vergleichen mit dem üppigen Bilde, das uns die Insel Bombay mit ihren dunkelgrünen Gärten und mit ihren domartigen Laubgängen vor Augen stellte. Das Schönste aber war doch, daß wir hie und da eine christliche Kirche ihr Haupt erheben sahen, ein Anblick, den wir seit Jerusalem ganz entbehrt hatten; denn die uralte christliche Kirche, die wir in der Philisterstadt Gaza gesehen, hatten die Muslims seit Jahrhunderten in eine Moschee verwandelt (Th. I. S. 263.) Dafür mußten wir denn freilich außer der Moschee nun auch die Pagode in den Kauf nehmen. Allein mag auch das damit verbundne Götzenwesen vor Menschenaugen noch greulicher aussehen: der pharisäische Muslim, der in den Straßen Bombays stolz einherschreitet und mit Verachtung auf Christen und Hindus herabblickt, steht vor Gottes Augen am Ende doch noch jämmerlicher da. So viel ist wenigstens gewiß, daß die verlornen Söhne, die in sich schlagen und durch den Dienst der Missionare aus der Irre in das Vaterhaus zurückgebracht werden, fast alle ohne Ausnahme aus den Hindus, nur sehr wenige aus den Muslims sind.

Fast bunter noch als die Natur ist die Menschenwelt in Bombay. Wir wollen einmal in die wogenden Straßen hinausgehen. Hier ein Engländer, der nicht blos seine ganze heimathliche Bequemlichkeit mitgebracht hat, sondern auch dem indischen Klima zum bittersten Trotz an der gesammten heimathlichen Unbequemlichkeit festhält, bis auf den steifen Hut, daher denn die Eingebornen den Engländer als einen tapi-wala, d. i. Hutmann, zu bezeichnen pflegen. Dort ein Hindu-Britte, der seine Abstammung von einer Hindu-Mutter auch durch den allerenglischsten Schnitt seiner Tracht

nicht verbergen kann; die minder edlen Züge und die schmutzige Farbe des Gesichts verrathen die Mischung. Hier ein noch schwärzerer Hindu-Portugiese, der auch gern für einen vollen Europäer gelten möchte und noch weniger das Zeug dazu hat. Dort der eingeborne Jude, der trotz seines vielleicht fast zweitausendjährigen Aufenthaltes in Indien und trotz seiner vollkommnen Hindu-Tracht sich auch hier durch seine Gesichtsbildung sogleich als einen Sohn Abrahams ausweist. Hier ein Muslim, dessen strafferem Wesen und gemeßnerem Schritt du es anmerkst, daß Indien einst zu seinen Füßen gelegen hat. Dort eine Gruppe schlanker Hindus, die noch immer den eigentlichen Stock der Bevölkerung ausmachen, von der verschiedenartigsten Farbe und Tracht; auf der einen Seite der überladenste Putz, auf der andern die vollendetste Blöße; auf der einen Seite fast europäische Weiße, auf der andern fast Neger-Schwärze, und dazwischen hin alle Schattirungen der Farbe und alle Stufen der Bekleidung. Hier kommt Einer mit bloßem Gürtel am nackten Leib, dort ein Andrer mit leicht über eine Schulter geworfenem Stück Baumwollenzeug, hier wieder ein Anderer in langem weißen, rothen oder blauen Gewand. Des Einen Kopf ist ganz kahl geschoren, ein Zweiter hat einen Büschel auf dem Wirbel stehen lassen, dem Dritten hängt ein langer Zopf vom kahlen Haupte, der Vierte ist ein schöner schwarzer Lockenkopf. Bunt ist die Livrée des Morgenlandes im Allgemeinen, aber wer kann das bunte Wesen Indiens, in dessen classischer Sprache bunt und schön durch ein Wort bezeichnet wird, nur einigermaßen schildern, — und nun hier in Bombay, diesem, ich möchte sagen, Markt des indischen Wesens! Ein Element in dem vielfarbigen Menschenstrom, der sich alltäglich durch die Straßen Bombay's wälzt, wird dir besonders auffallen, und da es häufig wiederkehrt, so wirst du daraus mit Recht den Schluß ziehen, daß es

hier eine Hauptrolle spielt. Sieh dort den Mann mit langen, weiten, gelbseidnen Beinkleidern, mit enganliegendem und bis zum Knie reichendem Gewand von weißer Baumwolle, mit Tschako-ähnlichem und stets ein wenig rückwärtsliegendem Hut. Die auffallend weiße Gesichtsfarbe, sowie die einen gewissen Charakter verrathenden Gesichtszüge machen dich bald sicher, daß du es nicht mit einem Hindu zu thun hast; sein eiliger Schritt und seine berechnende Miene aber zeigen dir bald den Geschäftsmann, auch wenn du das Stückchen Papier, das er etwa in einer Falte des Hutes trägt, nicht bemerken solltest. Es ist ein Feueranbeter. Nimm nun noch dazu den zierlichen Afghanen von entschieden semitischer Gesichtsbildung in langem schwarzen Gewand mit schwarzem spitzzulaufenden Hut, den gelblichen Chinesen mit geschlitztem Auge in englischer Matrosentracht, den freien Sohn der arabischen Wüste, der in seiner geränderten wollenen Decke und mit seinem buntfarbigen Kopftuch gravitätisch durch den Bazar schreitet und das Thun und Treiben der Städter neugierig beäugelt, endlich das arme Geschlecht der afrikanischen Neger, unter denen der kohlschwarze aber rüstige Suahili von der Ostküste Afrikas die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht, so hast du ungefähr ein Bild von der Menschenwelt, die alltäglich in den Straßen Bombays auf- und abfluthet.

Du frägst, wie die Eingebornen wohnen? Ei das Quartier der Eingebornen zeigt drei- bis vierstöckige Häuser mit ganz zierlichen Gallerien, und die Wohnung des Djaganath Sankersett, der der Goldschmiedskaste angehört und wegen seines Reichthums, seiner Freigebigkeit und seiner feinen Bildung von den hiesigen Hindus gewissermaßen als ihr Haupt angesehen, angestaunt und gelobhudelt wird, dürfte auch von dem verwöhntesten englischen Gentleman nicht geradezu verachtet werden.

Der gemeine Hindu freilich haust — nach unsern Begriffen — erbärmlich. Er baut sich eben eine Erdhütte, so niedrig, daß man darin kaum aufrecht stehen kann, und mit einer so kleinen Oeffnung, daß man halb hineinkriechen muß. Da indeß eine solche Hütte mehr nur zur Schlafstätte dient und meist ein hochstämmiger Mango, eine breitästige Banane, oder irgend ein andrer schattiger Baum sich darüber herbreitet, so mag sie für ein indisches Klima und für den an patriarchalische Einfachheit gewöhnten Hindu immer noch wohnlich genug sein. Was den bloßen Anblick anbetrifft, so ist derselbe äußerst malerisch. Nur in der Regenzeit, wo sich die armen Leute in ihre Hütten förmlich einspinnen, kann der Aufenthalt darin weder angenehm noch gesund sein, selbst nicht für einen Hindu. Sollte aber eine solche Behausung von den Regenströmen gar hinweggespült werden, so läßt sich um einen oder zwei Gulden, freilich immer keine Kleinigkeit für den armen Hindu, recht wohl eine neue herstellen.

Unser Aufenthalt in Bombay.

Das waren allerdings Gärten „dicht, wie das Haar des Mohren", in die wir von unsrer Herberge zu Mazagaum, — einem der gesündesten und angenehmsten Theile der Insel Bombay, — hinabblickten. Nicht an „der lichten Farbenquelle" des Ostens im Allgemeinen, der bekanntlich auch sehr harte Lichter hat, sondern an dem weichen Grün der indischen Natur in Bombay that nun das von Wüste und Meer gleichsam ausgedurstete Auge mehr als

einen „langen tiefen Trunk.“ Noch viel mehr aber labte sich das Herz, das auf der langen Wanderung unter den Jüngern des falschen Propheten wüste geworden, an der wahrhaft christlichen Herzlichkeit unsrer in der That gastfreundlichen Gastfreunde, und auch das deutsche Gemüth fand in dem deutschen Hause und Hauswesen seine Rechnung.

Wir hatten einen gar großartigen Nachbar, einen der reichsten und geehrtesten Feueranbeter in Bombay, den die Königin von England zum „Lord“ gemacht hat: den Sir Jamsetji Jijibhoi, dessen Garten zech- und schmauslustige Parsis als ihr Paradies betrachten, während er selbst, man möchte fast sagen, ihr lieber Gott ist.

Ein etwas entfernterer, aber viel lieberer Nachbar war uns dagegen der deutsche Kaufmann Herr Volkhardt. Dieser besaß eine luftige, duftige Wohnung in der unmittelbaren Nähe des Meeres und dabei ein eben so harmlos fröhliches, als deutschtreues Gemüth. Wir sahen bei ihm zuweilen noch einen andern jungen Deutschen, der einer englischen Seifenfabrik vorstand, in welcher etwa 130 Eingeborne beschäftigt waren, beiläufig meist Muhamedaner: denn die Hindus aus den bessern Kasten scheuen den Talg.

Sobald ich mich von der langen Wüsten- und Seereise einigermaßen erholt und an die neue Welt, die mich von allen Seiten umfing, gewöhnt hatte, suchte ich natürlich mit den dortigen Missionaren und deren Anstalten möglichst bekannt zu werden. Da Bombay über eine halbe Million Einwohner zählt und diese in einzelnen Gruppen über die Insel hin zerstreut wohnen, so läßt sich leicht ermessen, wie viel Zeit und Mühe das kostete. Bombay ist in der That ein kleines London, nur daß der gegenseitige Verkehr in Bombay noch viel mehr Zeit raubt. Hier nämlich durchkreuzen nicht, wie dort, Omnibus die Stadt in allen Richtungen.

Unter den Missionaren in Bombay thun sich besonders die

Schotten in wissenschaftlicher Beziehung hervor. An ihrer Spitze steht Dr. Wilson, der rühmlichst bekannte Verfasser der „Lands of the Bible.“ Dieser nämlich ist einer der Wenigen, die, im Bewußtsein, daß zur Bekehrung eines Volkes eine gründliche Kenntniß desselben als vorläufige Bedingung unerläßlich ist, sich mit der Literatur der Eingebornen eifrigst beschäftigen. Ich fürchte nur, daß er sich das Ziel zu weit stecke. Schade, daß ich seinen in vieler Beziehung lehrreichen Umgang nur ein paar Wochen genießen durfte. Er reiste seinem Collegen, Dr. Duff, der von Calcutta über Benares, Agra u. s. w. den Indus herunterkam, nach Sindh entgegen.

Dr. Wilson, unter dessen Dach zu seiner Zeit auch Westergaard gehaust hat, lud mich sogleich zu einem sehr interessanten Frühstück. Ich saß zwischen einem christlichen Brahminen und einem christlichen Parsi, die beide sich für die Ordination vorbereiteten, mitten inne. Der Erstere, wenn ich nicht irre, war es, der Hengstenbergs Werke und Gieselers Kirchengeschichte studirt hatte. In Edinburgh besteht bekanntlich eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, deutsche Werke in's Englische zu übersetzen. In dieser Form waren die ebengenannten Schriften an den „Zweigeborenen“ gekommen. Trotzdem wollte mir der Parsi besser gefallen.

Ein andermal traf ich daselbst den irischen Missionar Glasgow zu Radjcote auf der Halbinsel Cattiwar, der seine kranke Frau auf der deckhanischen Gesundheitsstation Mahableschwar besucht hatte und nun nach Guzerat zurückkehrte. Die Halbinsel Cattiwar liegt in unmittelbarster Nähe von Bombay, und doch kommt ein Europäer so selten dahin, daß, als Dr. Wilson einmal dort reiste, der Radjah vor lauter Freude über das weiße Gesicht ihn nicht bloß von Ort zu Ort befördern ließ, sondern ihm auch 200 Rupi's zur Vertheilung an die Armen zustellte. Noch war die Mission

in Guzerat sehr jung. Eben wollte man auch in dem nördlicher gelegnen Sindh[8] an den Ausflüssen des Indus einen Missionsposten errichten. Mehrere tausend Rupi's hatte ein englischer Beamter dazu bereits gesammelt; es fehlte nur an dem Mann dazu. Bei den Engländern, die mehr als alle anderen Völker mit materiellen Mitteln gesegnet und durch materielle Mittel zu wirken gewohnt sind, bildet sich die Missionsschale häufig vor dem Missionskerne, und zuweilen findet sich dann ein keineswegs natur- und ebenwüchsiger Kern zur Schale.

Auch Herr Mitschell, der, wie Dr. Wilson, zur Mission der schottischen Freikirche gehört, ist ein wissenschaftlicher Mann, und zwar um so bedeutender, als er sich zu beschränken weiß. Ich fand ihn über den Stand der indologischen Forschungen in Deutschland vollkommen unterrichtet. Als ich ihn das erste Mal besuchte, meldete mich ein junges Parsimädchen an, die Tochter des obenerwähnten Candidaten der Theologie, die Herr Mitschell, wenn ich nicht irre, an Kindes Statt angenommen. Sie trug sich vollkommen englisch, und zwar ziemlich fein.

In der Wohnung des Herrn Mitschell, die auf der einen Seite von einem dichten Garten, auf der andern von hohen Palmen in anmuthige Schatten gehüllt lag, fand ich eines Abends unter Andern auch den Londoner Missionar Taylor aus Belgaum. Er hatte bereits dreißig bis vierzig Jahre im Missionsfache gearbeitet und konnte als offenbare Früchte seiner Arbeit doch nur etwa 25 Abendmahlsgenossen aufweisen. Schulehalten galt ihm als die Hauptsache. Er machte wohl aus der Noth eine Tugend.

Unter den amerikanischen Missionaren sagte mir Herr Hume, der Herausgeber des Djnanodaja, einer englisch-mahrattischen Zeitschrift, am meisten zu. Bei ihm traf ich auch Herrn Fairbanks, amerikanischen Missionar in Ahmadnagar. Er legte das Hauptge-

wicht auf die öffentliche Predigt, indem die Christen, die aus den Schulen hervorgehen, viel unzuverlässiger seien.

Ich lernte bald auch den schottischen Caplan, Herrn Stevenson, kennen, der bekanntlich in der Uebersetzung des Sama-Veda, freilich mehr umschreibender Weise, den Anfang machte. In seiner Bibliothek fand ich unter andern, zum Theil ziemlich werthvollen Sanscrit-Handschriften auch eine gute Anzahl von Puranas (d. i. mythologischen Erzählungen). Er war sogleich bereit, mehrere Sachen, deren Besitz ich wünschte, durch einen derjenigen Brahminen, die er an der Hand hatte, für mich abschreiben zu lassen. Herr Stevenson bewohnte ein reizendes Sommerhaus auf Malabar-Hill, das selbst den klassischen Musen zusagen mußte, geschweige denn deren indischen Halbschwestern. Schade nur, daß es so gar weit von Mazagaum entfernt lag.

Eine liebe Bekanntschaft war mir auch der anglikanische Caplan Piggot, der damals in einer sehr angenehmen Sommerhütte auf der Esplanade wohnte, nicht gar lange nachher aber seinen Leichnam dem Meere zur Beute überlassen mußte. Er war zur Zeit des sindh-afghanischen Krieges mit in Kabul gewesen. Für die in den Pässen von Tezin und Khurd Kabul gefallenen Britten errichtete man eben eine Kirche in Kolabah. In der That ein würdigeres Denkmal, als eine Säule und dergleichen.

In dem Hause des Herrn Piggot sah ich auch den anglikanischen Caplan von Surat, jener bekannten Stadt auf dem Festlande, wohin man von Bombay aus in weniger als vierundzwanzig Stunden fährt. Surat, das sich sonst eines bedeutenden Baumwollenhandels erfreute, jetzt aber immer mehr verfällt, zählt unter seinen Einwohnern fünfzig bis sechszig Europäer.

Meine erste Bekanntschaft mit den Eingebornen machte ich am Meeresstrande in der sogenannten Back-Bay. Dort nämlich pflegte

der amerikanische Missionar Bowen, — damals der einzige Missionar, der den Heiden auch draußen zu predigen versuchte — so wie der Brahmine Narayana, jener obenerwähnte Candidat der schottischen Freikirche, eine Schaar von Hindus, Parsis und Muslims allwöchentlich ein Mal um sich zu sammeln. Ich begleitete die Beiden und stellte mich als Zuschauer daneben. Ein angesehener Hindu, der nicht recht wußte, was er aus mir machen sollte, kam auf mich zu und bemerkte in ziemlich gutem Englisch: Was hilft's doch, daß sich die Missionare hier mit den ungebildeten Leuten in ein religiöses Gespräch einlassen! Meine Gegenbemerkung, daß die Wahrheit für Alle, und vielmehr eine Sache des Willens als des Verstandes sei, zog ein längeres Gespräch nach sich; bald gesellte sich noch ein Parsi dazu, und es dauerte nicht lange, so hatte sich neben dem ersten ein zweiter Kreis von Zuhörern gebildet. Einer derselben äußerte sich zuletzt höchlich erstaunt darüber, daß ich als Deutscher dem Christenthume das Wort redete. So weit ist unser schlechter Ruf gedrungen!

Dies gelegentliche Gespräch hatte übrigens zur Folge, daß der Hindu, der mich zuerst angeredet hatte, mich in meiner Wohnung aufsuchte und noch einen andern mitbrachte. Beide (Prabhus [9]) haben einige europäische Bildung genossen, jener in den Regierungsschulen, dieser in den Anstalten der schottischen Mission; beide sind in den Bureaus der Regierung angestellt, jener als Schreiber, dieser als Uebersetzer. Der letztere ist außerdem dadurch merkwürdig, daß er auf Antrieb der Missionare „The pilgrims progress" ins Marathi übersetzt hat. Es war mir nun sehr interessant, an ihnen den Einfluß der Regierungs- und Missionsschulen als in ein paar lebendigen Beispielen wahrzunehmen. In den Regierungsschulen ist bekanntlich aller Religionsunterricht ausgeschlossen. Ich muß gestehen, daß der Schreiber, der in einer der letztern unterrichtet

worden, von vornherein einen bessern Eindruck auf mich machte, als der Uebersetzer; kann und will jedoch darauf ganz und gar kein Gewicht legen, noch viel weniger aber einen allgemeinen Schluß ziehen. Beide waren im Stande, mir manchen Aufschluß über die religiösen und geselligen Verhältnisse ihres Volks zu geben. Das ist eine große Seltenheit. Selbst die Brahminen, mit denen ich bisher zusammengekommen, waren erstaunlich unbewandert in allen diesen Dingen, der Christ gewordene Brahmine nicht ganz ausgenommen.

Ich suchte auch mit den Parsis bekannt zu werden, vor allen mit dem Herausgeber der „Geißel," einem reformgesinnten, aber, wie es scheint, ziemlich charakterlosen Autodidakten. Er meinte, seine Religion könne von Anfang an nicht so gar närrisch gewesen sein, er habe schon immer vorgeschlagen, einer seiner feueranbetenden Glaubensgenossen solle nach Deutschland gehen und dort die Sprache ihrer heiligen Schriften, — das Zend, — studiren. Es wäre doch eigen, wenn die Heiden bei uns in Deutschland auf die hohe Schule zu gehen anfingen.

Während der Parsi-Journalist mir seinen dürren Deismus zum Besten gab, gesellte sich ein Parsi-Priester zu uns. Wir standen nämlich vor der Wohnung des Erstern, und der gegenüber befand sich ein Parsi-Tempel.

Wäre mir auch nicht gesagt worden: Der Herr da ist ein Priester! ich würde ihn doch als solchen erkannt haben. Das äußere Priesterthum, der Schmeerbauch, war zu hervorstechend. Er war vollkommen überzeugt, daß sein ganzer Beruf nichts als Hocuspocus sei; dennoch wurde er bei dem Reform-Gespräch nicht eigentlich warm, wie der etwas minder wohlgenährte Journalist. Er lächelte vielmehr ein wenig dazu, indem er auf seinen Schmeerbauch niederblinzelte.

Der Priester erlaubte mir ohne Weiteres, in die Tempelhalle einzutreten. In England gefertigte Gemälde schmückten, wenn ich nicht irre, die Wände. Darunter fehlte natürlich das Bildniß Rustem's nicht.

Ich sah da gleich einen großen Theil der feueranbetenden Welt. Mehrere Hochzeitspaare hatten sich der religiösen Weihe wegen mit Musik eingefunden. In den mit dem Tempel verbundnen Gebäuden wollten sie nachher das Hochzeitsgelag halten. Noch war die Hochzeitsweihe nicht angefangen, geschweige denn der Hochzeitsschmaus vorüber; aber schon lauerten ganze Schaaren von Bhungias, — einer der niedrigsten Hindukasten, — auf die Nachlese. Der astrologische Kalender der Parsis zeigte grade auf eine glückliche Zeit. Es waren an jenem Tage nicht minder als neunundfünfzig Parsi-Hochzeiten. Zu etwa dreißig derselben war der Journalist eingeladen. Sein äußres Ansehn — so wollte es mir scheinen — harmonirte in etwas mit dem allgemeinen Typus seiner Collegen auch anderwärts. Vielleicht wäre es ihm sehr lieb und werth gewesen, wenn diese Einladungen, statt auf einen Haufen zu kommen, sich mehr vertheilt hätten.

Nicht unintereſſant war auch die Bekanntschaft mit einem Parsi-Mäkler, der mehrere prachtvolle Häuser in Bombay hat. Seine in angloindischem Styl gebaute Sommerwohnung glich in der That einem fürstlichen Lustschloß. Kaum war ich eingetreten, so richtete mein gütiger Wirth die Frage an mich: ob ich Champagner oder englisches Bier mit ihm zu trinken wünschte. Ich wählte das letztere. Als Feueranbeter durfte er weder Porzellan, noch Glas berühren, weil beides im Feuer bereitet ist. So faßte er denn das gefüllte Glas mit einem seidnen Tuche und goß den Inhalt mit außerordentlicher Geschicklichkeit frei hinunter. Damit meinte er seine europäische Ebenbürtigkeit besiegelt zu haben.

Ich zählte in der räumigen Empfangshalle fünfzehn Kronleuchter und zwanzig Sopha's. Der Mann philosophirte so: Jeder Engländer hat einen bis zwei Kronleuchter und zwei bis drei Sopha's in seiner Halle. Wenn ich das mit Fünf multiplicire, so komme ich fünfmal über denselben. Die Wände waren — offenbar in demselben Sinne — mit englischen Kupferstichen, lauter Schlacht- und Jagd-Scenen, fast überkleidet, und das Drolligste dabei war der Umstand, daß jedes Stück in zwei nebeneinander hängenden Exemplaren vorhanden war. Ich mochte bei Entdeckung dieses auffallenden ästhetischen Gesetzes unwillkührlich ein wenig lächeln oder gar mit den Schultern zucken, und mein Wirth daraus den falschen Schluß ziehen, als fände ich die Zahl der Gemälde zu gering. Kurz und gut, er sagte mir mit einer gewissen verlegnen Hast, daß er noch zwei Kisten voll Kupferstiche in England bereits bestellt hätte. Das mußte mich, so meinte er, über seinen scheinbaren Mangel an der bräuchlichen „Quantität“ europäischen Kunstsinns zufrieden stellen.

Ich bin auch mit einem Parsi in Berührung gekommen, in dessen Brust von Europa her ein Funke wissenschaftlichen Sprachstudiums gefallen war und in seiner Weise gezündet hatte. Er wohnte ganz in unsrer Nähe. Da ihm zu Ohren gekommen war, daß ich mich mit der Sprache seiner heiligen Bücher, dem Zend, beschäftigte, so besuchte er mich ohne Weiteres. Es mochte ihm zu lange dauern, ehe ich ihm meinen Gegenbesuch machte. So ließ er denn, als wir eines Abends, wie häufig, an seinem Gehöfte vorübergingen, uns bei unsrer Rückkehr von einem seiner Diener aufgreifen und noch zwischen zehn und elf Uhr in sein Haus hineinziehen. Wir fanden Alles zu unsrem Empfang vorbereitet, d. h. in Gala. Selbst die kleinsten Kinder mußten trotz der späten Zeit noch paradiren. Wie die Pfauen geputzt, gingen sie umher.

Er hatte eine ganz hübsche Büchersammlung in Bezug auf Zend, Pehlvi und Keilschrift, und in Bopps Sanscrit-Sprachlehre schien er ganz zu Hause. Seinen Briefwechsel mit Bürnouf und andern europäischen Gelehrten der Art hatte er ganz sauber in einem eigends dazu bestimmten Buche copirt. Ich glaube, er wußte alle jene Briefe auswendig. Einen jeden derselben betrachtete er als eine wahre Trophäe.

Unter den Leuten, die er als Zeugen seines europäischen Besuchs um sich versammelt hatte, war auch ein Priester, und zwar ein Verwandter des Mollah Firuz, jenes persischen Hohenpriesters, der als Jüngling seine Glaubensgenossen in Kerman und Yezd besuchte, aus Persien diejenigen zoroastrischen Bücher, die in Bombay fehlten, mitbrachte, durch seine Herausgabe des Desatir im Jahre 1820 unter den Gelehrten Europas viel Streit verursachte, seine eignen Landsleute aber zum Studium ihrer alten Literatur ermunterte, und dann auf den absonderlichen Gedanken fiel, die Eroberung Indiens durch die Engländer in einem persischen Heldengedichte (Georg-Namah d. i. Geschichte Georg III.), oder vielmehr in einer poetischen Chronik zu verherrlichen.

Es lag mir viel daran einen Brahminen zu finden, der mit mir die Upanischads (den Vedas beigefügte theologische Abhandlungen) zu lesen im Stande und geneigt war. Mein Hauptzweck dabei ging darauf hinaus zu hören, wie die heutigen Brahminen jene Abhandlungen, welche die eigentliche Grundlage des herrschenden Systems bilden, überlieferungsmäßig erklären, sowie überhaupt mich mit ihrem religiösen Gedankengange und mit ihrer ganzen Anschauungsweise vertrauter zu machen. Ich blieb zwei Monate in Bombay und doch gelang es mir nicht, denn von den wenigen Brahminen, die überhaupt Sanscrit verstehen, sind nur Wenige fähig, so schwierige und noch dazu in sehr alterthümlicher Sprache abgefaßte

Sachen zu lesen, wie die Upanischads, und von diesen Wenigen unter den Wenigen schrecken wiederum die Meisten vor der Sünde zurück, die Geheimnisse ihrer heiligsten Bücher einem ungläubigen Franken zu enthüllen. So war ich denn selbst in Bombay, einer der drei Hauptstädte Ostindiens, auf eignes Studium in dieser Beziehung beschränkt. Hätte ich länger bleiben können, so möchte es mir vielleicht gelungen sein, den Mann dazu zu finden, denn in dem benachbarten Puna, wo die britische Regierung ein Sanscrit-Collegium für Eingeborne errichtet hatte, sind selbst die Brahminen mit dem Gedanken allmählig vertraut geworden, ihre heiligsten Schriften für gute Worte und noch besseres Geld an Europäer zu verkaufen, und wenn es sein muß, auch mit ihnen zu lesen. So viel vermag das Bild der Königin Victoria auch auf die indischen „Erdengötter."

Das Studium des Persischen, das ich schon früher angefangen, nahm ich hier in Bombay gar nicht wieder auf, indem ich bald inne wurde, daß es als Verkehrssprache fast gar keine Bedeutung mehr hat. Dagegen machte ich mich sogleich an das Hindustani, das über ganz Indien hin, freilich mit bedeutenden Abweichungen, von Vielen gesprochen wird und daher zum Fortkommen in Indien ganz besonders dient. Da es ein Gemisch aus sanscritischen Volksmundarten, Arabisch und Persisch ist, die Hindustani-Grammatik aber die persische an Einfachheit noch übertrifft, so fand ich es nicht schwer. Mein Lehrer, ein Muslim, der auch in den schottischen Missionsschulen Unterricht ertheilt, gehörte zu den besten mit, aber doch mußte ich selbst ihm aus den wenigen grammatischen Schwierigkeiten, die das Hindustani bietet, immer mit heraushelfen.

In Bombay ist Gelegenheit zum Studium fast aller Sprachen, die man nur zu studiren pflegt. Das Abyssinische lag mir von

auswärtigen Zungen örtlich am nächsten. Missionar Isenberg nämlich, der durch seine frühere Wirksamkeit in Abyssinien rühmlichst bekannt ist, hatte sechs Abyssinier im Hause. Sie waren meist aus Adowah. Von einem französischen Kapitän für Bourbon geworben, waren sie aus nachträglicher Furcht, ihr Werber möchte sie in die Sclaverei verkaufen, hier im Hafen von Bombay ans Land entflohen.

Trotz der fremdartigen Umgebungen herrschte, wie gesagt, deutsche Gemüthlichkeit in unserm Hause. Selbst der Weihnachtsbaum mit den brennenden Kerzen durfte zu seiner Zeit nicht fehlen. Indische Gewächse lassen sich dazu nicht brauchen. Es mußte daher ein aus Australien nach Bombay eingeführter Baum einen seiner pyramidenförmigen Zacken dazu hergeben. Um diesen Baum her versammelten wir alle unsre deutschen Landsleute.

Es traf sich glücklich, daß es just zu jener Zeit dem Gaikwar von Baroda in den Sinn kam, bei seiner, wie es scheint, „frommen" Reise nach Puna, Satara und Nasik auch Bombay zu sehen. Bis Surat reiste er zu Lande. Sein Gefolge, — dem Gerüchte nach 11000 Mann mit 2000 Pferden und 106 Elephanten — theilte sich dort. Der größere Theil seiner Leute mit Pferden und Elephanten begab sich zu Lande unmittelbar nach Puna, während er selbst mit dem Reste sich auf vier Dampfern und zwanzig bis dreißig Battellas für Bombay einschiffte. Am 28. Januar bald nach Mittag sah die harrende Menge im Hafen, dazu auch wir gehörten, die vier Dampfer mit lustig wehenden Fahnen aller Art um Malabar-Point herumbiegen.

Einundzwanzig Kanonenschüsse begrüßten seine Hoheit „Gunput Row Gaikwar Sena Khas Khel Schumscher Buhadoor.". Der Gaikwar ist ein kleiner schmächtiger Mann mit einem sehr offnen, verständigen, fast durchdringenden Auge. Er trug, als er

landete, eine fließende Tunika von grünem Satin, goldgestickt; seine Purpur-Satin-Beinkleider waren so dicht mit Gold durchwirkt, daß die Grundfarbe kaum sichtbar wurde. Goldbeladne Sandalen von grünem Marocco saßen an seinen Füßen. Sein von solidem Golddraht durchwirkter Caschmir-Turban wurde auf 1000, und der Werth der Juwelen an seinem Leibe auf 200,000 Rupi's geschätzt. An der Vorderseite des Turbans glänzte ein doppelter Halbmond prächtiger Brillianten von auffallender Größe, und dazwischen blühete ein rosiger Diamant, fast drei Viertel Zoll breit, eingefaßt von zwei großen Emeralden. Eine Schnur von ungeheuren Perlen schlang sich zweimal über den Turban weg und hing auf die Schultern hinunter. Den kostbarsten Perlen, die sich in mehrern Reihen um den Hals wanden, waren Edelsteine aller Art beigefügt. Ringe mit Diamanten, Emeralden und Rubinen bedeckten alle Finger, und in den Ohrringen hingen „Valli's": goldne Ringe mit fünf gewaltigen Perlen.

Sobald seine Hoheit den Fuß an's Land setzte, erhob sein Gefolge ein betäubendes Geschrei: „Seht, seht! Hier kommt der Maharadja Gunput Row Bahadur. Herzu und schaut den großen, guten, erhabnen, unvergleichlichen, schönen, reichen, mächtigen, furchtbaren König! Willkommen in diesem fremden Lande dem großen Fürsten Gunput Row Gaikwar!" Dann aber kreischten und rasselten die Pfeifen und Trommeln des königlichen Musikchors mit solcher Macht dazwischen, daß die überlaute Stimme des Lobes vollkommen erstickt wurde. So ging es mit kurzen Pausen bis zur Stadthalle, wo der Gouverneur in Staats-Gala des erlauchten Gastes harrte. Der Zug bewegte sich ungefähr in folgender Ordnung. Vorweg eine Bombay-Cavallerie-Garde; dann die Leibgarde des Königs selbst, etwa hundert Mann Infanterie in rothen Röcken, mit einem sonderbaren Helm, daran vorn ein

Stück Messing fast in Form einer Mauerkelle saß, mit Musketen, Bayonetten, Hirschfängern und Pistolen. Darauf folgte eine königliche Musikbande mit Pfeifen, Tomtoms, Schallbecken, und — hochaufkreischenden Hörnern. Nun wieder ein bewaffnetes Gefolge, eine zweite Musikbande, ein Trupp mit langen Lanzen, an deren Spitze eine Anzahl stets klingender Glöckchen saß, eine dritte Gruppe von Begleitern, und dann auch eine dritte Musikbande mit noch vollern und schauderhaftern Harmonien. Am Ende des langen Zuges folgte der Gaikwar selbst in dem Wagen des Gouverneurs, begleitet von dem englischen Residenten in Baroda, Kapitän Frensch, und zwei andern englischen Beamten.

Ich will meine Leser mit den weitern Feierlichkeiten zu dem Empfange des seltnen Gastes nicht ermüden. Der Gaikwar verfehlte nicht, auch den reichen Goldschmied mit seiner Gegenwart zu beehren. Der „fromme Fürst" hatte eben eine Stunde in der Pagode zu Breach Candy verweilt, und kaum betrat er den Garten Djaganath Sankersetts, so eilte er dem Tempel zu, der innerhalb desselben liegt, um abermals zu beten. Der reiche Goldschmied zeigte sich für die Ehre des hohen Besuchs mit mehren kostbaren Juwelen erkenntlich.

Als der unterdeß angekommene General-Gouverneur, Lord Dalhousie, dem Gaikwar zu Walukeschwar seinen Besuch machte, nahm seine indische Hoheit einen prachtvollen Diamant-Ring von seinem Finger und zwei Reihen kostbarer Perlen von seinem Nacken und beschenkte damit seinen großen europäischen Gast, während er Shawls, Ringe und Geld über das Gefolge desselben hinstreuete.

In den Augen der englischen Zeitungsschreiber zu Bombay fand der Gaikwar große Gnade, denn er „erstaunte" ja „sichtbar" über die Bibliothek und das Museum der asiatischen Gesellschaft

und „frug viele Fragen in Bezug auf Inhalt, Verfasser, Drucker und Sammler", — über die Modelle und Gemälde in der Stadthalle, so wie über die Druckerpressen und überhaupt über Alles, was „die größeste und erleuchtetste Nation der Welt" erfunden und nicht erfunden hat.

Ein Eingeborner dagegen nahm es sich als „Freund des Volkes" heraus, seiner Hoheit öffentlich den wohlmeinenden Rath zu geben, er möchte doch künftighin nicht mehr so viel faule Brahminenbäuche füttern, denn aller Orten spräche man: Kommt laßt uns hinauf nach Baroda gehen und an der täglichen Spende des Gaikwar's Theil nehmen; da lebt man, ohne sich im Geringsten anzustrengen. Der Gaikwar sollte doch das von seinen brahminischen Schmarotzern erfundne Mährchen nicht länger glauben, als würde ihn und seine Familie Einer seiner Vorfahren als Dämon heimsuchen, falls er die althergebrachte Brahminen-Fütterung aufhöbe.

Ich hatte das Vergnügen, dem Gaikwar auf einem meiner Wege nach Malabar Hill zu begegnen und einen überaus freundlichen Salam zu empfangen. Als er in dem Garten unsers Nachbars, des Parsi-Barons zu Gaste war, genoß ich gar das Glück, dicht neben ihm zu stehen, während Höchstderselbe eine Heerde schöner europäischer Schafe, die ihm sein feueranbetender Wirth zum Gastgeschenk machte, mit huld-lächelnder Miene entgegennahm.

Spaziergänge und Ausflüge in Bombay.

Die üppige Natur hat, wie allenthalben, so auch in Bombay keinen ganz gesunden Athem. Im Vergleich aber zu manchen andern indischen Plätzen von ähnlicher Ueppigkeit fordert dieses Eiland von dem abendländischen Fremdling für den Aufenthalt daselbst minder bedeutende Opfer.

Die Insel Bombay erstreckt sich in ziemlich gerader Linie von Norden nach Süden, und die Breite dieser Linie ist selbst an den breitesten Stellen so unbedeutend, und die paar Hügelreihen, die das anmuthige Eiland hier und da einfassen, sind so spärlich und so niedrig, daß die kühlenden Seewinde fast überall freien Durchzug finden. Man kann sich kaum etwas Luftigeres denken, als das durch einen Damm mit dem Fort verbundene Inselchen Kolabah, das sich wie ein langes, dünnes Fühlhorn in das Meer hinauserstreckt, mit seinem hohen, stundenweit in die See hineinscheinenden Leuchtthurm den nahenden Seefahrer freundlich zurechtweist und den angekommenen mit seinen dunkelgrünen Gärten noch freundlicher ans Land lockt. Wessen Gesundheit aber nach einem längern Aufenthalt hier zu Lande eine reinere und kühlere Luft erheischt, der findet auf Malabar-Hill, einem langgestreckten, felsigen, grünbewachsenen Vorgebirge, nicht bloß einen gesunden, sondern auch einen sehr anmuthigen Aufenthalt. Denn während der kühle Hauch vom Meere her die erschlafften Nerven stärkt, schweift das Auge weit hin über die offene See und ruht auf den mannigfaltigen Formen der malerisch umhergestreuten Fel-

seninseln und der dazwischen herein= und darüber hinwegragenden Gebirge des Festlandes angenehm aus. Kommt dann endlich die allerdings ungesunde Regenzeit, die manchen Theil des Eilandes fast in einen See verwandelt, so bietet das benachbarte, an 2000 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebende Puna mit seinen dunkeln Cypressen und breitästigen Mangobäumen dem Leidenden eine willkommene Zuflucht. Das Beste aber ist, daß das Klima der Insel bei angemeßner Lebensweise es zu einer völligen Erschlaffung des Nervensystems nicht so leicht kommen läßt. Das Thermometer steigt selten über 90° F. hinauf und fällt selten unter 60° herab.

Es ist aber nicht bloß das verhältnißmäßig gesunde Klima, sondern, wie schon angedeutet, die ganze reiche, eben so liebliche als erhabene Natur, die dem fernhergekommenen Fremdling den Aufenthalt in diesem wildfremden Lande erleichtern hilft. Bombay selbst mit seinen üppigen Fruchtgärten, in denen der dunkelgrüne Mangobaum neben der breitblättrigen Banane prangt, sowie mit seinen weitgedehnten, kronenreichen, tiefschattigen Hainen der schlanken Kokos=Palme, in denen europäische Lusthäuser mit den schlichten Hütten der Eingebornen wechseln, — ferner das vielfarbige Meer mit seinen masten= und wimpelreichen Häfen und Buchten, das durch seine Ebbe und Fluth große Strecken der Insel bald trocken legt, bald überfluthet, und selbst benachbarte Eilande jetzt mit Bombay verbindet, jetzt wieder trennt, — dann eben diese Eilande selbst, die wie ungeheure schwimmende Felsenburgen Bombay von mehreren Seiten her umlagern, und endlich der über alle diese Herrlichkeiten ausgespannte Rahmen, — der schöne, durchsichtige tropische Himmel, der gelegentlich auch das südliche Kreuz, dieses ebenso herrliche als bedeutungsvolle Sternbild, dem sehnsüchtigen Blicke des Nordländers zeigt: das alles

sind Dinge, die jedenfalls auf die Stimmung des abendländischen Fremdlings, dafern derselbe für Naturschönheiten nicht ganz stumpfsinnig ist, auf das allervortheilhafteste einzuwirken im Stande sind. Wenn irgendwo, so erzählen hier „die Himmel die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk; ein Tag sagt es dem andern und eine Nacht thut es kund der andern.“

In Ostindien darf der Europäer, selbst in der Zeit, die man Winter zu nennen beliebt, nur vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang sich ohne Gefahr auf die Beine machen. Hier ist von Morgen- und Abenddämmerung noch weniger die Rede, als in Egypten. Sobald der erste Lichtstrahl am Horizonte sichtbar wird, donnert an allen Orten, wo es Regimenter giebt, die Kanone, und zerreißt mit Einem Male den Morgenschlaf, der nirgends so süß ist und so „gelind umfängt“, als in Ostindien, wo dann eine gewisse Kühlung über die erschöpfte Natur hinfächelt. Der größere Theil der Europäer-Welt läßt sich daher die strenge Mahnung der Kanone ganz und gar nicht zu Herzen gehen, ja bei den eigentlichen Modeleuten, — und die bilden eben weitaus die große Masse, — erreicht sie wohl selten auch nur das Ohr: denn wer des Abends um zehn Uhr zum „Dinner“ ausfährt und erst gegen zwei bis drei Uhr nach Hause kehrt, von dessen Hörwerkzeugen kann man nicht verlangen, daß sie schon um sechs Uhr sich mit dem schrecklichen Ton der Kanone befassen sollen, auch wenn, was gleichwohl häufig der Fall ist, die Muse Terpsichore zu der nächtlichen Parthie nicht mitgeladen war.

Wir selber schlugen die Mahnung aus eisernem Munde, von deren treuer Befolgung der Gesundheitszustand des Europäers in Ostindien zum großen Theile mit abhängt, nur selten in den Wind. Es ist etwas ganz besonders Unterhaltendes, so in der Frühe an den Häusern und Hütten der Eingebornen umherzugehen. Da

liegen Etliche noch im tiefen Schlafe, tief vermummt; hier richten sich Andre langsam auf und bringen das Gewand, das die Eingebornen bei Nacht über Kopf und Gesicht ziehen, eben so langsam in Ordnung. Dort kauern Etliche, unbeweglich wie Mumien; sie scheinen den Morgentraum noch einmal heraufbeschwören zu wollen. Einige haben ihre Hindu-Ruhe bereits so weit bemeistert, daß sie ihre Zähne zu putzen sich entschlossen haben, und dort greift Einer gar schon in das Gefäß mit dem „kalten Reis" vom vorigen Abend, das im Allgemeinen das Frühstück des Hindu bildet. Die Frauen sind offenbar am rührigsten. Sie fegen Haus und Verandah und schaffen, das messingene Geschirr auf dem Kopfe, das nöthige Wasser herbei.

Wenn man von Mazagaum aus, wo wir wohnten, einen benachbarten Hügel hinaufsteigt, so übersieht man nicht bloß den äußerst belebten Haupthafen, die umgebende Inselwelt und die außerordentlich großartigen, fast thurmförmigen Gipfel der Ghats im Hintergrunde, sondern auch das Eiland Bombay selbst. Häusermassen und Häusergruppen tauchen hie und da aus den grünen Gärten und Wäldern auf, und es ist schwer zu sagen, wo die Stadt Bombay aufhört und das Land anfängt: so verschmolzen mit der Hauptstadt erscheinen die einzelnen, ursprünglich getrennten Ortschaften, in die sich die halbe Million der Bewohner vertheilt. Den Punkt, von wo aus sich diese unvergleichliche Ansicht am vollsten und schönsten entfaltet, nennen die Europäer in Bombay mit Recht Belvedere. Dorthinauf stiegen wir zuweilen kurz vor Sonnenuntergang, und während das Auge sich in die „lichte Farbenquelle" versenkte, schwelgte die Brust in dem immer kühlern und stärkern Wellenschlag der reinsten Lüfte.

Eines Abends begaben wir uns nach Maha Lakschmi, in der Nähe von Breach Candy, wo die schöne Welt von Bombay ihre

Abendspazierfahrt zu halten pflegt, auf der Westseite der Insel. Die Sonne neigte sich; das brandende Meer hauchte uns frisch an und kühlte den Rest der indischen Tagesglut vollends hinweg. Wohlhabende Feueranbeter, deren verstreuter Stamm in Bombay seinen Hauptsitz hat, fuhren in großer Zahl an uns vorüber; sie hatten sich in der Kaufmannsstube müde gerechnet und speculirt, und wollten nun des kühlen Seewindes genießen und zugleich gegen die scheidende Sonne hin ihre übliche Abendandacht verrichten. Nach Weise der Europäer, denen sie so gern nachahmen, hatten sie ihre ganze Familie bei sich, und ihre Frauen, die sich im Ganzen viel freier tragen und geberden als die Hindufrauen, sahen unbefangen aus den engen Wagen heraus und musterten die abendländischen Fremdlinge. Sobald wir in die Nähe des Tempels kamen, der einen Hauptwallfahrtsort für die Hindubevölkerung Bombays bildet, machte die übrige Gesellschaft Halt, während ich selbst die Stufen hinaneilte, die zur Pagode hinaufführen. Der Tempel nahm sich fast wie eine Kirche aus. Er ist in mehrere Zellen abgetheilt; am Eingang der mittleren liegt ein steinerner Stier, Zeichens genug, daß sie dem Siva gewidmet ist. Die übrigen Zellen zu beiden Seiten gehören theils dessen Familie, der Mahadevi und deren Sohne Ganesa — der beiläufig für einen so starken Esser gilt, daß er ein Mal mitten von einander platzte und ein ander Mal nicht zur Thür hinaus konnte — theils aber auch Gottheiten, die gewöhnlich als Verkörperungen des Vischnu auftreten, wie z. B. Rama. Ein Brahmine, der den Tempel zu bewohnen schien, winkte mir freundlich und zeigte mir, bis wie weit ich mich dem Heiligthum nähern dürfte; ja er öffnete mir sogar ein Fenster, damit ich besser in das Innere hineinschauen und die Sanscritinschriften leichter lesen möchte. Als ich ihn nach dem benachbarten Tempel der Maha Lakschmi frug, so

geleitete er mich selbst dahin. Aber zwei andre Brahminen, die hinter dem Heiligthum saßen und der Sonne, die eben als eine hochrothbrennende Feuerkugel in den indischen Ocean sank, aufmerksam nachsahen, warfen mir so finstre Blicke zu, daß ich es für gerathen hielt, mich bald wieder zurückzuziehen, indem mir das ganze Quartier ein wenig wüst und unheimlich vorkam.

Auf dem Nachhausewege frug ich den heidnischen Kutscher, der außer seinem Marathi auch ein wenig Hindustani sprach, welchen Gott er denn verehre. Er lächelte verlegen und antwortete erst auf meine wiederholte Frage: „Ich verehre den einigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat." Die Antwort war wol gut; aber Keiner ist eifriger als er, sich das abgöttische Zeichen vor der Stirn von Zeit zu Zeit durch seinen Priester erneuern zu lassen. Und es gibt hier viele, viele Hindus, die wie er denken und handeln. Ein eignes Geschlecht! Denken und Handeln sind bei ihnen wie Berg und Thal, die nach dem Laufe der Natur nimmer zusammenkommen. Der die Thäler des Menschengeistes erhöhen und seine Berge erniedrigen kann, der allein vermag hier zu helfen.

Auf Malabar-Hill, von dessen Nordende Breach Candy, ein Kunstdamm dicht am Meere, über morastige Flächen nach Worli hinüberleitet, waren wir zu wiederholten Malen. Jene weit ins Meer hineinragende Felsenzunge am Südwestende der Insel bildet die westliche Einfassung der sogenannten Back-Bay. Der Weg dort am Rande des Meeres erinnerte mich stets an Neapel, und wenn Horaz, wie damals in der „müßigen Parthenopolis", jetzt in der zum Theil nicht minder müßigen Stadt der Mahadevi leben dürfte, er würde in Bezug auf Malabar-Hill sicherlich sagen: „Dieser Winkel lächelt mich vor allen an." So scheint auch der Gouverneur zu denken, der „fern von Geschäften" dort auf der äußersten Spitze jener Felsenzunge, auf Malabar-Point, eine Sommerwoh-

nung hat, und mit ihm die reichsten und vornehmsten Europäer, die jenen ganzen Strich mit „Aeuglein" im Sinne der römischen Klassiker — ich meine mit zierlichen Landhäusern — besetzt haben.

Ich besahe mir natürlich auch Walukeschwar am Westabhange von Malabar-Hill, nicht gar fern von Malabar-Point. Schaaren von Hindu's mit neugemalten Stirn-Zeichen kamen mir von dorther entgegen — ein deutliches Zeichen, daß jene Oertlichkeit von den Hindus in Bombay gar hoch und heilig gehalten wird. Die damit verknüpfte Geschichte ist aber auch ganz und gar keine Kleinigkeit.

Als Rama zur Wiedergewinnung seiner Gemahlin, die der ungeschlachte Ravana geraubt hatte, von Ayodhya im Gangeslande nach Lanka oder Ceylon zog, hielt er in Walukeschwar Nachtherberge. Sein Reisegefährte Lakschmana versorgte den lieben Bruder jeden Tag mit einem neuen Linga direkt aus Benares. An jenem Abend aber blieb er zu lange aus, und der eifrige Siva-Verehrer, der seine Andacht nicht länger halten konnte, errichtete sich in der Geschwindigkeit einen Linga aus Sand (Waluka.[10]) So kam denn der frische Linga aus Benares recht eigentlich „nach dem Feste." Dieser wurde denn in Walukeschwar aufgerichtet; jener Sand-Linga aber, den Rama mit höchsteigner Hand gefertigt hatte, sprang bei der Besitznahme von Bombay durch die Portugiesen aus unbesieglichem Abscheu vor den gräulichen Barbaren in die Fluthen des Meeres.

Breite schattige Wege führten mich hinunter zu dem heiligen Teich mit mehrern großartigen Treppenfluchten. Ueberhängende Bäume, schneeweiße Pagoden und zierliche Häuser mit luftigen Verandahs umgeben ihn. Die behaglichen Brahminen-Wohnungen sowohl als die runden Brahminenbäuche zeigten, daß die Todtenopfer und die Entsündigungsbräuche, die man am liebsten an diesem Teiche verrichten läßt, einen ziemlich ergiebigen Erwerbs-

zweig bilden. Es ist ja auch ein sehr, sehr heiliger Teich. Rama schoß, als ihn an jenem Abend dürstete, einen Pfeil in die Erde, — und hervorsprudelte dieses köstliche Wasser. Es heißt daher noch heut zu Tage „Vanatirtha“[11] d. i. Pfeilteich. Ich sah eine Menge jener heiligen Müßiggänger, denen die Rama-Fabel zu gute kommt, im Schatten der riesigen Bäume, die den Aufenthalt daselbst so anmuthig machen, umherschlendern, -sitzen und -liegen.

Wir besuchten natürlich auch Mahim. Grade im Norden von Malabar-Hill, also am Nordwestende der Insel, birgt dieser alte portugiesische Hauptort vor der jüngern britischen Nebenbuhlerin seine Blöße hinter einem ungeheuren Kokos-Walde. Breite Fahrwege durchschneiden denselben nach allen Richtungen, und in dem undurchdringlichen Dunkel der Palmen liegen zerstreute Hütten, hie und da eine Kapelle, ein Tempel, eine Moschee. Mahim nämlich, dessen eigentlicher Kern am Nordende des Waldes zu suchen ist, wird nicht bloß von Portugiesen, sondern auch von Hindus und Muhamedanern bewohnt. Obgleich tief heruntergekommen, entwickelt es doch immer noch einige Betriebsamkeit. Vom Fort aus, das unter seinen fünfzig bis sechszig Kanonen nur sechs Fünfpfünder hatte, sahen wir nach Bandora auf Salsette hinüber. Ein indischer Mandelbaum von ungeheurem Umfang stand nahe bei der Stelle, von wo ein Kunstdamm über die Lagune, die Bombay im Norden von Salsette abschneidet, nach der letztern Insel hinüberführt. Im Schatten desselben hielten wir eine kurze Rast, ehe wir unserm lieben Gastfreunde nach der Marathi-Schule folgten, die seine Gesellschaft in Mahim errichtet hat. An der Stelle, wo die drei ersten amerikanischen Missionare sich niederließen, gedachten sie eben eine zweite anzulegen. Ungern verließen wir diese überaus malerischen Oertlichkeiten. Am Saum des Waldes sahen wir den ersten Teich mit heiligen Lotus. Ein vorübergehender Hindu holte

uns einen Stengel mit einer prächtigen Blume von dem brennendsten Roth heraus.

Etwa dem Südende des langgestreckten Kokos-Waldes gegenüber liegt unfern der Ostküste Pareil, der eigentliche Sitz des Gouverneurs. Ein reizendes Schloß in einem halb europäischen und halb asiatischen Garten mit einem kühlen Schattengange! Dort war ich bereits gewesen. Der Gouverneur hält allmonatlich offne Früh-Tafel. Man klagte damals, daß trotz der fürstlichen Entschädigung aus dem Staatsschatze der Styl derselben allzu bürgerlich sei. Da jeder Gentleman zugelassen wird, so hatte auch ich die Gelegenheit wahrgenommen, um mit dem edlen Lord Falkland „Hände zu schütteln.“ Ehe nämlich das Frühstück beginnt, stellt der Adjutant dem Gouverneur die neuen Gäste vor, und die vier wichtigen Fragen: Wann sind Sie angelangt und wann reisen Sie wieder ab, was wollen Sie hier und wie gefällt es Ihnen? werden möglichst kurz und bündig abgemacht. Ich fand im Eingang etwa zwanzig uniformirte Lakaien in weißen Beinkleidern und rothem Rock, mit buntem Gürtel und heller Kopfbedeckung, und die sechszig bis siebzig Gäste aus dem Civil- und Militärstande wurden von dreißig Parsis, Muhamedanern und Hindus bedient.

Wir begaben uns von Mahim über eine große Strecke Reisfelder nach Pareil hinüber, — dießmal um die zwei Schulen zu besuchen, die Lady Falkland daselbst angelegt und unter die Aufsicht der kirchlichen Mission gestellt hatte. Auf dem Wege dahin sahe ich die ersten „Beni Israel“ in zwei Exemplaren, — nur ganz leicht gebräunt, übrigens aber als Semiten auf den ersten Blick erkennbar.

Die bedeutendere jener zwei Schulen besuchten wir zuerst. Die Verandah eines alten Hindu-Doktors war dazu gemiethet worden. Das Haus liegt in einem lieblichen Garten. Darin waren drei

gräuliche Götzen aufgestellt: Nandi, der Stier des Siva, Ganesa mit dem Schmeerbauch und ein dritter, den Niemand anders zu nennen wußte, als den „Gott des Gartens.“ Vor diesem in jedem Sinne „unbekannten Gotte“ hatte der Schulmeister, ein Heide, soeben seine Morgenandacht verrichtet, um dann gleich nachher den bereits versammelten heidnischen, muhamedanischen und christlichen Kindern unter Anderem auch biblischen Unterricht zu ertheilen. Das sind in der That naive Zustände. In der andern Schule, die ziemlich nachläßig besucht wurde, sahen wir ein Kind, dem innere Krankheit eine europäisch weiße Hautfarbe verliehen hatte.

Nicht weit von Pareil liegt der botanische Garten, in welchem unter vielen andern ausländischen Gewächsen auch sehr stattliche Gummi-Bäume prangten. Am Stamm hing ein Gefäß, in das der Saft tröpfelte, aus welchem auf dem Wege des Siedens der Gummi gewonnen wird. Als wir den Garten verließen, brachte uns ein Hinduknabe zwei Blumen mit einem dunkelgrünen glänzenden Blatt und einer hellgrünen Blüthe. Das war, als wenn Erdbeere, Ananas und wer weiß was sonst noch Köstliches zusammen geduftet hätten.

Die Esplanade am Südostende der Insel Bombay ist so recht ein Lieblingsplatz der europäischen Welt. Dort miethen sich Viele, die es haben können, eine sogenannte Sommerhütte, die kurz vor Anfang der Regenzeit wieder abgebrochen wird. Dorthin zieht auch die europäische Militärmusik an bestimmten Tagen den größten Theil der übrigen Europäer. Die Parsis scheinen gleichfalls den Platz zu lieben, der, auf zwei Seiten von der See angehaucht, den Blick auf die aus der Salzfluth erstehende und darein versinkende Sonne frei läßt. Ich sah sie am Abend stets in Gruppen auf dem grünen Teppich umherliegen.

Sie haben nämlich ihr Hauptquartier in dem benachbarten

Fort, besonders im nördlichen Theil desselben. In der allernördlichsten Ecke sind ihnen einige, zu den Banjanen (einer rein-indischen Kaufmannskaste) gehörige Bhatias beigemischt. Die südliche Abtheilung haben besonders die Europäer inne. Das Fort mit seinen meist winkligen und verbauten Straßen, mit seinen häufig auf einander gethürmten und in einander verschränkten Wohnungen hat mich, trotz seiner glänzenden Läden, nur selten in seiner Mitte gesehen.

Die Esplanade zieht sich an der westlichen Seite des Forts in einem schmalen Streifen bis an das Südostende der Insel. Von dort führt ein schmaler Kunstdamm nach dem benachbarten Inselchen Kolabah, mit Leuchtthurm, Irrenhaus, Begräbnißplatz und europäischen Wohnungen. Ein angenehmer Aufenthalt.

Meine häufigsten Gänge fanden ihr Ziel in dem Quartier der Eingebornen, das unmittelbar am Nordende der Esplanade seinen Anfang nimmt. Eine nähere Bekanntschaft damit war ja ein Theil meiner Aufgabe. Breite, reinliche Straßen, volle Bazare und geschäftige Werkstätten: da ist es in der That eine Lust, sich unter die rührige Menge zu mischen und dem Kaufmann wie dem Handwerker zuzusehen, und so die nach außen gekehrte Seite des indischen Lebens zu studiren. Ein asiatisches Klein-London! Die eingebornen Constabler, denen du von Zeit zu Zeit begegnest, wollen dich gar glauben machen, daß du in dem wirklichen London seist. Aber da fällt dein Blick auf — die Peitsche, und die bringt dich alsbald wieder nach dem Orient zurück. Doch hast du von den „Männern der Ordnung" nichts zu fürchten; die Peitsche ist nur für die ungezognen Eingebornen; vor dir, dem Europäer, machen sie, wie fast alle niedern Beamten der ostindischen Compagnie aus den Eingebornen, einen tiefen ehrfurchtsvollen Salam.

Die Hindu-Klassen in Bombay.

Als die Portugiesen im Jahre 1661 die Insel Bombay an die Engländer abtraten, war die Stadt Bombay selbst noch ein Fischerdorf und die Gesammtbevölkerung der Insel belief sich nur auf 15,000 Seelen. Die Zählung vom Jahre 1849 ergab nicht weniger als 566,119 Einwohner.[12]

Ich beginne bei der nähern Beschreibung der verschiedenen Elemente, aus welchen diese Volksmasse von mehr als einer halben Million zusammengesetzt ist, billig mit den brahmanischen Hindus. Diese bilden etwa die Hälfte der ganzen Bevölkerung. Hierbei sind diejenigen mit eingerechnet, die aus Concan, Maratha u. s. w. Erwerbs halber nach Bombay kommen und, wenn sie sich etwas Erkleckliches erworben haben, zu ihren Familien dorthin zurückkehren.

In Bombay ist so ziemlich jeder vierzigste brahmanische Hindu ein Brahmine. Böten nicht die vielen öffentlichen und nicht öffentlichen Bureaus u. s. w. einen praktischen Tummelplatz für brahminischen Witz und für brahminisches Geschick, so möchte es der religiösen Hokuspokusmacher gar zu viele haben. An Orten nämlich, wo den Brahminen schmale und trockene Bissen in den Mund gesteckt werden, und englische Carrièren ohne Schweiß selten sind, verlegen sich die witzigsten Köpfe auf Pfaffenlist. Wie leicht ist nicht z. B. ein einträgliches Tempelchen errichtet! Der „Erdengott" braucht nur irgendwo ein elendes Götzenbild zu vergraben und den Leuten, wo möglich mit rollendem Auge und mit

schäumendem Munde, zu verkündigen, die große Göttin habe zu ihm gesagt: An jener Stelle wirst du mein Bildniß finden. Dort baue mir einen Tempel oder ich verwüste euer ganzes Dorf! Man gräbt nach, und siehe da! das Bildniß der „Flammengöttin, die den Löwen reitet und den Dreizack schwingt“ kommt zu Tage. Das Volk betet schauernd an und überschüttet den pfiffigen Priester mit seinen Gaben. Doch das ist nur Ein Beispiel, wie diejenigen sich zu helfen wissen, die — Dank sei es ihrem unerschöpflichen Mutterwitze! — „Stricke in großer Menge haben.“

Vor einiger Zeit beklagte sich ein auswärtiger Brahmine, ich glaube aus Puna, bitterlich, daß ihm und seinen Standesgenossen in der Ferne die Goldgruben der Hauptstadt halb verschlossen seien, denn eine Reise nach Bombay sei unter den obwaltenden Umständen ein gar zu mißliches Ding für einen Brahminen; derselbe könne sich in Ermangelung wohleingerichteter Rasthäuser auf den dorthin führenden Straßen vor ceremonieller Befleckung mit dem besten Willen nicht hüten, und in Bombay selbst sei es geradezu unmöglich, ein Brahmine zu bleiben. Er selbst sei einmal vierzehn Tage in Bombay gewesen und habe sich ein „bischen Geld“ gemacht, — dabei aber seine ganze Religion eingebüßt. Denn trotz seiner frommen Stoßseufzer: „Siva, Siva!“ habe er nolens volens ceremoniell verunreinigtes Wasser trinken müssen und sei von Goldschmieden, Prabhus und andern niedriger stehenden Kasten ohne Weiteres berührt worden. Die Brahminen in Puna seien daher so gesonnen: Lieber zehn Rupi's in Puna, als zwanzig in Bombay!

Daß nicht alle auswärtigen Brahminen diese Gesinnung theilen, ist sicher genug. Aus dem südlichen Concan namentlich kommt eine ziemliche Menge dieser Herren alljährlich nach Bombay. Man giebt den Concan-Brahminen im Allgemeinen das Lob, daß sie

sich daheim viel mit dem Unterricht der Jugend beschäftigen. Sie gehören daher in der Regel zu den Nützlichsten ihres Standes.

Sonst ist unter den Brahminen in Bombay von eigentlicher Wissenschaftlichkeit auch nur im Sinne der Hindus nicht viel zu sehen. Unter den Mahrathi's sollen kaum funfzig Schastri's, — Leute, die sich irgendwie mit der Sanscrit-Literatur beschäftigen, — gefunden werden. Die große Mehrzahl versteht von der heiligen Sprache so gut wie nichts, denn der Sinn der Formeln, die sie zu ihrem Handwerk brauchen, ist ihnen nur ganz im Allgemeinen bekannt. Dies sind die sogenannten Bhatta's, oder die eigentlichen Priester im Gegensatz zu den Schastri's — den Theologen.

Eine Hinduzeitung, die sich in Bloßstellung der indischen Pfaffenwirthschaft zu gefallen scheint, entwarf vor einigen Jahren unter andern folgendes nicht sehr schmeichelhafte Gemälde von dem Charakter der Bombay-Erdengötter:

„Die Bhatta's — wie überhaupt alle Brahminen — kümmern sich nur um ihren Bauch. Veranstalte ein gutes Mittagsessen und sie schaaren sich wie die Ameisen. Da sind sie denn gar munter und ganz Eines Sinnes, während sie sich sonst auch nicht das Geringste daraus machen, wenn ihrer Einer von einem Andern geschuppt oder geschunden wird. Sie haben auch nicht ein Fünklein Muth. Wie die Vögel sind sie, die ein aufgehobener Stock vom Acker scheucht. Es ist auch keine Scham in ihnen. Machst du dich zur Füllung ihres Bauches anheischig, so darfst du ihnen mit dem Schuh ins Gesicht schlagen. Ihr sehr charakteristisches Sprichwort lautet: „Schlag uns auf den Rücken, — nur nicht auf den Bauch!“

Die Schilderung ist pikant, aber in ihrer Allgemeinheit wohl kaum gerecht. Die sogenannten Shenvi-Brahminen haben den Haupttempel zu Walukeschwar inne, wo bei weitem die meisten

Todten- und Entsündigungsbräuche verrichtet werden. Da namentlich die alljährlich wiederkehrenden Todtenopfer von gutem Essen und von schönem Gelde für sie begleitet sind, so lebt das brahminische „Fleisch" in Walukeschwar ganz „sanft" dahin, — obschon man an der brahminischen Ehre desselben vielfach zupft und pflückt. Man schimpft nämlich die Shenvi's „Fischesser" und möchte von den brahminischen Pflichten und Rechten: Veda lesen, Almosen geben und Opfer bringen, Veda lehren, Almosen empfangen und Opfer verrichten — ihnen nur die drei ersten zugestehen. Ihren puritanischen Collegen gegenüber, die sie um des Fischessens willen nicht als vollblütige Erdengötter anerkennen wollen, berufen sie sich dann wohl auf die bengalischen Brahminen, die doch viel gelehrter und heiliger seien als sie, — die neidischen Tadler. „Denn die wohnen an den Ufern der heiligen Ganga — und wer kann den Betrag des von ihnen aufgehäuften Verdienstes aussagen!" Kurz, — der Fisch wird nicht bloß fort gegessen, — man fordert wohl auch die sämmtlichen Collegen dringend auf, von der angenehmen Speise zu kosten und auf diese Weise der „wohlverstandnen" Rechtgläubigkeit das letzte Siegel aufzudrücken. Im Tululande übrigens wissen die Brahminen schon lange, daß Fische nicht ganz übel schmecken. Man verspeist sie dort, um dem Gewissen nicht wehe zu thun, als „See-Gemüse".

Ein paar Jahre vor unserer Ankunft in Bombay spaltete sich die gesammte Brahminenwelt daselbst für eine geraume Zeit in zwei sehr ungleiche Lager: auf der einen Seite die Bhatta's oder Priester, als die große Mehrzahl, auf der andern Seite einige Schastri's oder Theologen. Jene vertraten die Aufrechthaltung des alten Herkommens mit „Zacken und Hörnern", diese eine zeitgemäße Milderung desselben.

Einen Hindujüngling nämlich aus der Brahminen-Kaste hatte

der Unterricht in den Schulanstalten der schottisch-freikirchlichen Mission zu Bombay für das Christenthum so günstig gestimmt, daß er aus freien Stücken in dem Hause der Missionare blieb. Diese aber mußten ihn zuletzt doch an seine erbitterten Verwandten ausliefern. Mehrere Brahminen hatten, unter Hinweisung auf die noch nicht erfolgte Volljährigkeit des Knaben, eine dahin zielende Order bei dem obersten Gerichtshof zu erwirken gewußt.

Damit aber war die Sache nicht abgemacht. Hatte man den jungen Menschen allen Verbindungen seiner Wahl entrissen, so mußte man ihm auch seine natürlichen Verbindungen vollständig wiedergeben, wenn man sich nicht den Vorwurf nutzloser Grausamkeit aufladen wollte. Wie aber sollte man ihm zu der verlornen Kaste helfen?

Die erleuchtetsten Schastri's hielten Rath. Das Ergebniß war: „Wir wollen reinigende Bräuche verrichten lassen und ihn nach Benares schicken." Gesagt gethan. Da aber erhoben namentlich die Bhatta's einen durchdringenden Schrei pfäffischen Unwillens: „Wer den heiligsten Ordnungen der heiligen Bücher zum Trotz Monate lang bei den Unreinen gelebt und mit ihnen gegessen hat, der hat die Vorrechte seiner Kaste auf immer verloren!" Ja sie thaten die armen Schastri's selbst in den Bann. So waren die, welche dem Andern aus der Grube helfen wollten, selbst hineingefallen.

Diejenigen unter ihnen, die am wohlhabendsten und einflußreichsten waren, fühlten natürlich diese furchtbare Strafe am meisten. Ihre gelehrten Collegen zu Puna dictirten ihnen eine gnädige Buße zu. Wenn sie sich derselben unterzögen und vier „Zweigeborne" als Zeugen darüber berichten könnten, so sollten sie nach wie vor die makel- und tadellosesten Brahminen sein. Auch die Brahminen von Benares hatten dahin entschieden, daß die

„rechtgläubigen Veda-recitirenden (d. i. dummen) Bhatta's die gelehrten, aber irrenden Schastri's durch angemessene Ceremonien entsündigen sollten."

Das war ein Jubel für die Bhatta's, einen solchen Vortheil über ihre, — wie sie wohl meinten, — mehr verkehrten, als gelehrten Collegen erlangt zu haben. Es dauerte aber lange, ehe einer der „irrenden" Brüder ihre Barmherzigkeit in Anspruch nahm. Der eigentliche Verrichter jener Reinigungsbräuche zur Wiederherstellung der Kaste, ein armer Telugu-Brahmine, sagte zuerst: „Väter, ich habe gesündiget". Man schnitt ihm den Bart ab und verabreichte ihm das sogenannte Pantchagavja oder die fünf Erzeugnisse der Kuh, als: Milch, Lab, Butter, Urin und Dünger.

Ein Augenzeuge beschreibt einen Theil der Entsündigungs-Ceremonie folgendermaßen:

„Gestern hörte ich in der Nähe von Walukeschwar ein gewaltiges Getümmel, und näher hinzu gehend sah ich bei dem Haupttempel etwa sechzig Brahminen am Rande des heiligen Teiches versammelt. Unter ihnen war ein armer Telugu-Brahmine. Diesen ließen die Andern baden und setzten ihn dann halb nackt unter einer Pippal nieder. Sie reichten ihm dreimal das Pantchagavja und schoren sein Haupt kahl. Er mußte auch ein Feuer anzünden und Reis, Ghi und andre Opfergaben hineinwerfen. Die Bhatta's schoren den armen Bruder gewaltig. Sie rieben ihn über und über mit Kuhdünger ein; dann mußte er sich waschen. Sie rieben ihn abermals mit Erde ein, er mußte sich wieder waschen, und derlei mehr."

Den ziemlich reichen und angesehenen Führern jener freisinnigen Parthei machte man die Sache wesentlich leichter: sie sollten nur ihre Sünden bekennen, vorschriftsmäßig fasten und das hei-

lige Wasser „der Götter und Brahminen trinken", — Wasser, worin man ein Götzenbild gewaschen oder ein Brahmine seinen rechten Fuß getunkt hat. Lange wollten sie sich auch nicht in so weit demüthigen. Allein die Bhatta's hielten die gute Gelegenheit, ihren Einfluß zu schärfen und zu stärken, bei allen vier Zipfeln fest, und endlich sprachen auch Jene: „Liebe Väter, wir haben gesündigt!"

Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich zur Genüge, daß das Hinduthum in Bombay noch immer eine Macht ist und daß die rechtgläubige Parthei der Brahminen an Zahl und Einfluß noch stets die Oberhand hat.

So viel über den salzlosen Lehrstand, die Brahminen. Wir steigen nun eine Stufe tiefer hinab und sehen uns nach dem alten Wehrstand um, den Kschatriya's.

Da sagen uns nun die Hindus rund heraus: die Kschatriya's sind ausgestorben. Die Wahrheit ist: sie haben sich nicht in gleichem Grade unvermischt erhalten, wie die Brahminen, — aus dem einfachen Grunde, weil die Stärke der Faust sich nicht eben so leicht monopolisiren läßt, als die Wissenschaft. Die Kschatriya-Könige waren nicht immer fähig, sich mittelst ihrer eignen Kaste auf dem Throne zu halten, besonders in der Eigenschaft als Eroberer oder als Thronräuber. Sie nahmen daher auch andre kriegslustige Leute in Sold und zuweilen gelang es dann selbst einem Mann aus tieferstehender Kaste, mit Muth und Talent, sich auf den Thron zu schwingen. Daß solche Verhältnisse ganz und gar nicht geeignet waren, die Kschatriya-Kaste in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erhalten, liegt auf der Hand. Dazu kommt, daß selbst die reinblütigsten Kschatriya-Könige es nicht verschmähten, Frauen auch aus den Sudra's in ihre Harems zuzulassen. Die mit ihnen erzeugten Söhne hielten sich schwerlich in den bescheidnen

Schranken, die ihnen Vater Manu anweist, indem er ihnen das Recht zugesteht, die Thiere, welche in Höhlen leben, zu tödten.

Die Prabhu's[13] haben kaum einen reinern Kschatriya-Ursprung als den letztgenannten, und doch tragen sie, nicht ohne Widerspruch der Brahminen, die arische Schnur. Daß in einigen derselben arisches Blut mindestens beigemischt ist, davon habe ich mich durch den Augenschein auf das festeste überzeugt, — ebenso von dem Gegentheil, daß in einigen sicherlich auch nicht-arisches Blut fließt.

Sie selbst berufen sich zur Erweisung ihres Kschatriyathums auf ihren Titel „Prabhu", d. i. Herr, auf ihre Familiennamen, welche an Radjputen-Namen (Sinha, Rama u. s. w.) erinnern, sowie auf den Umstand, daß sonst bei ihren Heirathen auch das Schwert eine Rolle spielte.[14] Allein das Alles würde, ohne das Zeugniß der Farbe und Gesichtsbildung, mit Sicherheit weiter nichts beweisen, als daß sie einst dem Kriegsgewerbe ergeben waren und etwa von dem Peischwa für geleistete gute Dienste belohnt wurden. Ich hörte von Einem aus ihrer Mitte, der beiläufig fast so weiß wie ein Europäer war, ihre Gesammtzahl in Concan auf 3000 abschätzen. Sie sind meist Ackerbauer, Schreiner, Zimmerleute und Schreiber. Das letztere Amt üben besonders die Bombay-Prabhus und thun sich etwas darauf zu gute. Man wirft ihnen vor, daß sie es als ihr ausschließliches Recht ansehen „vor den Herrschern des Landes mit einer Feder im Turban zu stehen."

Etwa drei Jahre vor unsrer Ankunft in Bombay war auch unter den Prabhu's ein öffentlicher Streit ausgebrochen, der sich um die Kaste drehte. Bei dieser Gelegenheit wurde ein vom Jahre 1743 datirtes Schreiben des Peischwa von Puna, oder vielmehr seines Ministers, an die Brahminen in Chawl, Bassein, Salsette und

Bombay veröffentlicht, das, ächt oder unächt, für die Kenntniß indischer Verhältnisse und Hergänge nicht ohne Interesse ist. Ich theile daher den wesentlichen Inhalt mit.

Ein Patanay-Prabhu zu Chawl — so berichtet der Minister des Peishwa, Ballajee Bajeerow, nach demüthigem Gruße an die „Veda-Ebenbilder", die Brahminen, Priester und Sternseher, — hatte eine Wittwe geheirathet und war deßhalb von seinen Kastengenossen zu Bassein, Salsette und Bombay ausgestoßen worden. Kessowjee, so hieß der Mann, beschwerte sich sogleich bei der Regierung in Puna und erwirkte sich eine Order zu seinen Gunsten. Er begab sich darauf nach Bassein mit einem Schreiben der Brahminen von Chawl des Inhalts, daß doch die dortigen Patanay-Prabhu's, unter denen ja die Heirath von Wittwen nicht ungebräuchlich sei, den Ausgestoßnen in die Kaste wieder aufnehmen möchten.

Alsbald versammelten sich die ältesten, wohlhabendsten, angesehensten Einwohner von Bassein, um den wichtigen Fall zu besehen. Jede Kaste war vertreten, namentlich auch die der Kupfer- und Goldschmiede. Die mündliche und schriftliche Ueberlieferung der Prabhus wurde geprüft und das Ergebniß der Prüfung lief auf Folgendes hinaus: Die Patanay-Prabhus stammen von Radja Bimb und seinen Genossen, den Radjputen, aus unrechtmäßiger Ehe. Sonst war die Heirath von Wittwen und überhaupt die Verrichtung von Sudrabräuchen allgemein gänge und gebe unter ihnen. Vor etwa vierzig Jahren aber (also etwa 1700) setzte der reiche Dhakjee Prabhu, mit Zustimmung der Gemeinden zu Bassein, Salsette und Bombay, die Beseitigung aller Sudrabräuche durch, — denn sein Sohn hatte eine sehr hübsche und, wenn ich nicht irre, auch reiche Wittwe hinterlassen, und die wollte man gern bei der Familie erhalten. Da erhob sich jedoch eine praktische Schwierigkeit: die

Pulshay-Brahminen, die bisher in den Häusern der Prabhus priesterlichen Dienst verrichtet hatten, wollten sie nicht als Kschatriya's anerkennen und ihnen demgemäß die Brahma-Gajatri nicht lehren, — jene an die Sonne gerichtete heilige Strophe aus den Vedas, die eine Mutter heißt der Zweigebornen, d. i. der Brahminen, Kschatriya's und Vaissja's, mit einem Worte der arischen Inder. Doch die reichen Prabhus wußten sich zu helfen. Sie gaben ihren bisherigen Priestern rundweg den Abschied und wandten sich an sieben Brahminen in Dorun, die ihnen nicht bloß die Brahma-, sondern auch die Rudra-Gajatri, d. i. die heilige Strophe der Siva-Verehrer, mittheilten. Zudem fand sich auch ein brahminischer Gelehrter, der in schriftstellerischer Weise für sie in die Schranken trat. Joshee Wishwanath nämlich verfaßte ein Sanscritwerk, in welchem er die Patanays von einem Könige aus dem Sonnengeschlechte, der zu Pythun wohnte, ohne Weiteres herleitete. Was wäre doch einem solchen Hindu-Schastri zu beweisen unmöglich!

Das also ergab sich aus der Prüfung der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen in Bezug auf die Patanay-Prabhus, und darauf hin beschloß die Versammlung zu Bassein, daß dieselben zu den Sudrabräuchen zurückzukehren und ihre Priester forthin nur die in den Purana's enthaltnen Gebetsformeln zu gebrauchen hätten. Diese Entscheidung wurde theilweise sogleich in's Werk gesetzt. Man veranstaltete ein Festessen, wobei der Ausgestoßne mit mehrern angesehenen Gliedern seiner Kaste ohne Weiteres speiste. Der Minister des Peishwa will daher die Brahminen allerwärts vermahnt haben, daß sie, in Uebereinstimmung mit der erwähnten Entscheidung, in den Familien der Patanay-Prabhus von der „Verheirathung an bis zum Leichenbegängniß" ja nur Sudra-Ceremonien verrichten.

So weit der Inhalt des Schreibens, das im Jahre 1846

ein sogenannter Ugra-Prabhu [15] veröffentlichte, — offenbar zur Verhöhnung der Patanay-Prabhus, die auf seine Abtheilung mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen. Ein Patanay-Prabhu erklärte das Schreiben, das im Ganzen genommen in der That das Gepräge innerer Wahrscheinlichkeit trägt, ohne Weiteres für unecht, oder doch für verfälscht, indem man den Inhalt desselben durch Namens-Aenderung auf das Ganze der Patanay-Prabhus ausgedehnt habe, während er sicherlich nur den Kajastha's (d. i. eben den Ugra's, als Schreibern) gelte. Er theilte dabei, ohne alle weitere Begründung, folgendes Geschichtchen mit: Ein gewisser Kajastha-Prabhu zu Pane gab sich für einen Brahminen aus, und verunreinigte auf diese Weise einen der dortigen Erdengötter. Dadurch entstand ein Streit zwischen den letztern und den Prabhus, der zuletzt dahin gedieh, daß, wo nur ein Prabhu sich sehen ließ, diesem die heilige Schnur abgerissen und das Stirnzeichen abgerieben wurde. Darüber beschwerten sich die Patanay's bei der Regierung in Puna. Diese hatte ein Einsehen und erklärte ganz nach Wunsche: Die Patanay's seien echte Vollblut-Kschatrija's und dürften mithin die heilige Schnur nach wie vor tragen.

Dieses Geschichtchen schmeckt sicherlich weit mehr nach Erdichtung oder Verfälschung als das oben mitgetheilte Schreiben. Wir lassen es auf sich beruhen und steigen auf der Leiter des geselligen Lebens noch tiefer hinab, — zum eigentlichen Nährstande.

Daß es im Norden noch reine Vaissja's gebe, behauptet man, und die Behauptung hat auch einen gewissen Schein für sich. Im Gangesthale wälzte sich der eigentliche Strom der arischen Bevölkerung; dort saßen mithin die Vaissja's massenhaft beisammen und konnten sich so der fremden Elemente leichter erwehren. Dennoch möchte ich obige Behauptung nicht unbesehens für Wahrheit nehmen. In solchen Landstrichen aber, wo die arischen Inder mehr nur

vereinzelt auftraten, wie im Süden, wäre der Umstand, daß sich ein Theil der Vaissja-Bevölkerung vollkommen rein erhalten, ein wahres Wunder. Dort fiel von den drei Geschäften des Vaissjas: Viehzucht, Ackerbau und Handel, das erste und zweite ganz naturgemäß mehr oder minder den ureingebornen Sudras zu, und auch an dem dritten konnte eine Betheiligung der letztern nicht ausbleiben. Wo aber wesentlich die gleiche Beschäftigung stattfindet, da muß, namentlich bei auffallender Zahlverschiedenheit, die scharfe Grenzlinie zwischen zwei Kasten sich im Laufe der Jahrhunderte je länger je mehr verwischen.

Ob es auch in Bombay Volksabtheilungen giebt, die sich für Vaissja's im strengen Sinne des Wortes halten oder gar gelten, weiß ich nicht. Leute wie die Banjanen möchten zu einer solchen Behauptung vielleicht versucht sein und auch Glück damit machen, denn sie sind Handelsleute, — und Handelsleute haben das Vorurtheil in dieser Beziehung eher für als wider sich. Zudem erfreuen sie sich zum Theil eines nicht unbedeutenden Wohlstandes, und wo das Geld Halt und Nachdruck giebt, da schwillt gar Manchem, selbst aus viel tiefer stehender Kaste, der Kamm, und sogar die Erdengötter wissen ein Auge zuzudrücken, wenn ein Solcher, auf seinen Geldsack gestützt, sich über seinen Stand hinaus zu recken Miene macht.

Unter den Sudra-Handwerkern schwimmen, wie anderwärts so auch hier, die Kupfer- und Goldschmiede oben auf, und so geehrt ist namentlich der bereits erwähnte Goldschmied Djaganath Sankersett in Bombay, daß, als bei der Prüfung der sogenannten Elphinstone-Institution der General-Gouverneur von Calcutta, Lord Dalhousie, zum Schluß eine Anrede an die Versammelten hielt, dieser im Namen der gesammten Hindus in Bombay darauf antwortete. In seinem Hause giebt es aber auch ganz gute Bissen.

Die Hochzeit, die er während unsres Aufenthaltes in Bombay seiner Tochter ausrichtete, hat ihm mehr als fürstliche Summen gekostet. Er hielt, so wurde mir wenigstens berichtet, dreißig Tage hintereinander offne Tafel, und ließ an jedem derselben etwa tausend Pfund darauf gehen.

Zu den niedersten Volksklassen gehören die Ramussi's, gelernte Diebe, die man, als mit der Nacht vertraut, zu Nachtwächtern gemacht hat; die Bhungia's, welche, wo es ein Festessen giebt, sich für die Ueberbleibsel selbst einzuladen keinen Anstand nehmen; vor allen aber die Mahars, Mangs und Parwari's. Die beiden letztern nehmen einander wenig; der Mahar aber, obgleich wegen seiner gemeinen Geburt und seiner gemeinen Sitten sprüchwörtlich, wird doch gegen die Bezeichnung mit „Parwari" immer protestiren, während dieser selbst sich den Titel eines „Mahar" bestens gefallen läßt. So stehen denn unter den sogenannten „Kastenlosen" die Parwari's auf der tiefsten Sprosse der selbstgemachten Rangleiter. Sollten sie — worauf der Name allerdings zu deuten scheinen könnte — Ueberbleibsel der alten Barbara sein, so würden sie trotz ihrer allerniedrigsten Stellung im bürgerlichen Leben, in dem Interesse des Völkerkundigen hoch hinaufrücken, wenn nicht gar obenan zu stehen kommen.

Auch die niedrigsten Kasten stehen zu den brahmanischen Hindu's in einem gewissen Verhältniß, mit Ausnahme etwa jener Unglücklichen, die aus der brahmanischen Gesellschaft verstoßen ihre Schande in den Urwäldern verbergen wollten und darüber fast verthierten, so wie gewisser Jägerstämme, die das stolze Selbstbewußtsein der wilden Urbewohner in ihren unwegsamen Berg- und Waldgegenden bewahrt haben und sich gegen die unbequeme Gesittung der brahmanischen Einwandrer fort und fort geflissentlich absperren. Sie sind eben nur nicht-brahmanisch, keineswegs aber

5*

wider-brahmanisch wie die Djaina's, die auch einen Bruchtheil der Bevölkerung Bombay's bilden.[16]

Sonderbar: Obgleich die Djaina's von allen Hindus noch immer als Gottesleugner angesehen werden, was sie denn im tiefsten Grunde auch sind, so scheint man ihnen doch zuzutrauen, daß sie durch Zauberkunst den Regen zurückzuhalten im Stande seien. In Ahmadnagar wenigstens schnaubte man vor einigen Jahren Feuer und Flammen gegen die armen Djainapriester, die, wie man sich einbildete, den jährlichen Monsum hinderten. Man sah nämlich einen Djaina-Knaben mit einem bemahlten Kuhhorn, oder, wie Andre sagen, mit einem Knochen umhergehen. Einige Zeit danach starb ein alter Djainapriester, und kaum waren seine letzten Reste bestattet, so goß der Regen in Strömen nieder. Da sah man ja handgreiflich, daß mindestens dieser alte Böswicht dem lieben Regen im Wege gestanden hatte.

Nach einer andern Seite hin freilich ist es durchaus nicht auffallend, wenn die brahmanischen Hindu's den „gottlosen" Djaina's derlei Künste zutrauen. Je ferner von den brahmanischen Göttern, desto mächtiger die Dämonen!

Religion und Sitte der Hindu's in Bombay und Umgegend.

Wir waren noch nicht lange in Bombay, und unser erstes Entzücken über den hohen Adel der uns umfangenden Natur hatte sich kaum in etwas gelegt, als wir schon Gelegenheit hatten, uns über die tiefgesunkne Menschenwelt[17] von Grund der Seele zu

entsetzen und uns von der theilweisen Richtigkeit jener allerdings zu allgemein gehaltnen englischen Zeilen zu überzeugen:

„Wo jeder Anblick prächtig,
Der Mensch nur niederträchtig.“

Mitten in Bombay nämlich wurden die zerstreuten Reste einer Frau von mittlern Jahren gefunden. Das Haupt, das mit einem scharfen Messer dicht unter dem Kinn vom Rumpfe getrennt worden, stand von einem Stein unterstützt aufrecht da, und sah mit hervorgetretnen, gläsernen, stieren Augen gegen die Straße hin. Die Nasenlöcher waren weit auseinander getrieben, die Lippen sperrten und die Zähne waren fest ineinander gebissen. Die übrigen Glieder aber, mit Ausnahme des Rumpfes, lagen in größerer oder geringerer Entfernung umhergestreut. Die Haartracht, der Ohrschmuck und einige mitaufgefundene Kleidungsstücke ließen in ihr eine arme Veiradji (eine religiöse Bettlerin) erkennen und alles wies darauf hin, daß weder Plünderungslust noch plötzliche Leidenschaft den grauenvollen Mord begangen hatte. Die Meinung der Eingebornen ging darauf hinaus, daß man das arme Weib geopfert habe, um den verheerenden Schritten der Cholera Einhalt zu thun, und selbst englische Zeitungsschreiber in Bombay, denen man gemeiniglich nicht vorwerfen kann, daß sie die Greuel des indischen Heidenthums zu schwarz sehen und malen, stimmten zuletzt in diesen Ton ein.

Wie fast überall in Indien, so sind auch hier die Götter der untersten Volksschichten sogenannte „böse Gottheiten“ und Siva selbst und seine Gemahlin sinken, unter verschiednen Formen und Namen, hie und da in die Sphäre der Teufel hinab.[18] Ist es doch nicht gar unglaublich, daß wir in dem Sivadienste überhaupt eines der Ueberbleibsel jenes düstern Naturdienstes vor uns haben, der vor der brahmanischen Religion auch In=

dien durchdrang und von letzterer so wenig ganz überwunden wurde, daß er selbst theilweise in sie einging. Eine der grausigsten Gottheiten sivaitischen Gepräges ist Kali, die Göttin der schwarzen Nacht und aller schwarzen Thaten und Geschicke. Hier tunken die Hindudichter ihren Pinsel in das schwärzeste Schwarz. Kali mit dem Ebergesicht reitet auf einem blutgierigen Tiger, während ihr Gemahl, umgeben von kreischenden Teufeln, gern auf Todtenäckern umher schlendert. Das sonneversengte und gefilzte Haar hängt dem Letztern wild vom Kopfe; sein Leib ist mit Todtenasche überschmiert; Schlangen gürten ihn, und am Halse ist eine lange Kette von Menschenschädeln befestigt, in deren hohlen Räumen die Zugluft des Todtenackers gräßliche Musik macht.

Es kann uns nach dem Allen kaum befremden, wenn diese beiden Gottheiten Menschenopfer fordern, und wir möchten vielleicht nur das unglaublich finden, daß dergleichen seit der britischen Herrschaft über Indien je wirklich vorgekommen sind. Es ist aber eine ganz sichere Thatsache, daß noch im vorigen Jahrhundert zu Calcutta und zu Baroda, hier in der Nähe Bombays, Menschenblut an den Altären der schwarzen Göttin geflossen ist. Ein Mahrattigedicht, das vor etwa 150 Jahren verfaßt wurde, enthält einen Bericht über einen Sivatempel an den Ufern des Flusses Indravani, der die Thatsache außer Zweifel stellt, daß Menschenopfer in einer Zeit, die verhältnißmäßig nicht zu lange hinter uns liegt, zur Beförderung des Wohlstandes wirksam erachtet wurden. Denn

„Vor dem Tempel stand das Bild des göttlichen Stieres Nandi,
Und darauf waren eingegraben folgende Worte:
In des großen Siva Nacht......, wenn Jupiter im Zeichen des Löwen steht,
Bring du dem Gott zum Opfer einen Brahminenknaben,

Und salbe sein Bild mit dessen Blut.
Seine Mutter halte ihn, sein Vater bändige ihn,
Der König aber schlage herab sein Haupt!
Fünf Jahre muß das Kind zählen und ja nicht mehr!
Wer um Mitternacht dem Gott dies Opfer bringt,
Dem wird der mondgekrönte Siva Glück verleihn."

Ein andres in Sanscrit verfaßtes Werk ziemlich neuen Ursprungs enthält eine Menge Zauberformeln zur Hinwegräumung von Feinden, die, sämmtlich an Siva oder Kali gerichtet, hinlänglich beweisen, wie wohlgefällig den beiden Gottheiten Menschenopfer sind. Einige derselben mögen hier stehen. Sie beginnen alle mit dem geheimnißvollen heiligen Worte: Om! Die erste ist an die Gattin Sivas als Kala Ratri, d. i. Schwarze Nacht, gerichtet.

Om!
Verehrung Dir, höchste Macht,
Kala Ratri, schwarze Nacht!
Deine Gestalt ist Unheil und Tod,
Du liebst des Menschenopfers blutiges Roth!
Trinke Blut! Trinke Blut!
Schmause Fleisch! Schmause Fleisch!
Hum! Phut!

Die zweite wendet sich an dieselbe Gottheit, als an die Maha Maya, d. i. Große Täuschung:

Om! Gloum! Gloum!
Maha Maya! Große Täuschung!
Schreckliche Macht der schrecklichen Nacht!
Komm in Deiner Schreckensgestalt!
Tödte den Feind! Tödte den Feind!
Trinke Blut! Trinke Blut!
Gloum! Swaha!

Bei so schwarzen Vorstellungen von der schwarzen Göttin ist es kaum anders zu erwarten, als daß man die Cholera, die

schrecklichste Geißel dieser Gegenden, mit ihr in Verbindung bringt. Sie erscheint dann selbst in der Person eines rasenden Weibes, das sich als von ihr besessen ausgibt und allenthalben Schrecken, Verwirrung und Verzweiflung verbreitet. Was Wunder, wenn bei solcher Aufregung der Gemüther die Ansteckung wirklich um sich greift.

Kennedy bringt in der Einleitung zu seinem Werke über die Cholera unter andern folgende Thatsachen bei.

Zu Serur, vierzig englische Meilen nordöstlich von Puna, ließ sich plötzlich ein Weib mitten auf dem Bazar sehen, die sich für eine Fleischwerdung der Choleragöttin ausgab. Sie ging fast ganz nackt, aber ihre paar Kleidungsstücke, ihr wild umherfliegendes Haar, sowie ihr ganzer Leib waren mit rother und gelber Farbe, wie zu einem Leichenbegängniß, überschmiert. In der einen Hand hielt sie ein gezücktes Schwert, das Sinnbild der hereinbrechenden Sterblichkeit, in der andern ein irdenes Gefäß mit Feuer, wahrscheinlich um damit anzudeuten, daß bald viele Scheiterhaufen mit Choleratodten auflodern würden. Vor ihr hin marschirte eine Bande Musiker, die auf den allerherbsten Instrumenten so unharmonisch als möglich spielten, und hinter ihr folgte eine unabsehbare Reihe leerer Karren, indem kein Fuhrmann, dem sie begegnete und sich ihrem Zuge anzuschließen befahl, ihr den Gehorsam zu versagen wagte. Während sie so dahinsprang und raste, bedrohte sie alle, die ihre göttliche Sendung in Zweifel zu ziehn sich herausnähmen, mit sicherem Tode, und zeigte dabei auf die leeren Karren hinter sich, welche die Leichname der Ungläubigen hinwegzuschaffen bestimmt seien. Tödtlicher Schreck bemächtigte sich aller, die sie sahn und hörten, und das allgemeine Geschrei der Verzweiflung drang endlich zu den Ohren der Beamten. Die Göttin wurde ohne Weiteres festgenommen und ihr Anhang in alle vier Winde zerstreut.

Einen traurigern Ausgang nahm eine andre ähnliche Geschichte zu Bassein, nicht gar fern von Bombay. Dort versuchte auch einmal Jemand den Choleradämon zu spielen, hatte aber weder Muth noch Gewandtheit genug seine Rolle glücklich zu Ende zu führen. Man machte eine Menge geheimer Versuche ihn aus dem Wege zu räumen, um so die Cholera selbst, die man in ihm verkörpert glaubte, zu vernichten. Endlich wurde er bei hellem Tage von der gesammten Bevölkerung des Dorfes wie ein Wild umstellt, und obschon ein ganzer Haufe von Weibern, Mutter und Schwestern, Weib und Töchter sich schützend auf ihn warfen, — man schlug ihn vor seiner eignen Thür mit Knütteln zu Tode und senkte seinen Leichnam, den man zuvor mit schweren Steinen belastet hatte, in die tiefe See.

Es fragt sich nun, ob der Tod des unglückseligen Geschöpfes, dessen zerstückelte und zerstreute Glieder man 1849 zu Bombay auffand, nicht eben auch in ähnlicher Weise veranlaßt wurde. So viel steht fest, daß sich im Jahre 1844 ein gleich schauderhafter und gleich unerklärlicher Mordfall ereignete. Es soll aber 1844 eben so wol wie 1849 ein Cholerajahr gewesen sein.

Die sogenannte Bombay-Göttin[19] (Munba Devi) selbst ist, wie fast alle Ortsgottheiten, ein mit der Familie Siva's irgendwie verbundener Teufel. Es würde dem rechtgläubigen Brahminen eine Schande sein, in ihrem Tempel Opfer zu verrichten oder auch nur zu bringen. Ein sogenannter Pudjari oder Laienpriester besorgt den Tempel, und nur die niedern und mittlern Kasten verehren die Göttin in der Regel öffentlich, während die höhern und höchsten Stände ihr mehr in der Weise huldigen, wie bei uns gewisse Herren und Damen der „Kartenschlägerin.“ Sie leistet aber auch ganz vortreffliche Kartenschlägerdienste. Da

sind Jemandem zwanzig Rupi's gestohlen worden. Er eilt sogleich zu dem Pudjari und vertraut ihm sein Unglück sowohl als seinen Verdacht. Dieser Edle, der seine Göttin möglichst oft in eine „milchende Kuh" zu verwandeln sucht, ist für eine wahre Kleinigkeit — ein paar Rupi's — zu helfen herzlich gern bereit. Der Bestohlene trommelt etwa seine Kastenleute zusammen, und die Angeschuldigten müssen einzeln vor die Göttin hintreten: „Mutter, ich bin nicht in sein Haus gegangen um zu stehlen; wenn du mich aber schuldig weißt, wohlan, so laß von den beiden Betelnüssen, welche der Priester auf dich legen wird, die auf der linken Seite abgleiten." Da das Götzenbild von dem Oel der Verehrer ein wenig schmierig ist, so hat es der Pudjari so ziemlich in seiner Hand, die Betelnuß durch stärkeres oder schwächeres Aufdrücken fallen oder hangen zu lassen, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß er unter gewissen Umständen nicht vollkommen unpartheiisch bleiben werde. Kurz und gut, diejenigen, welche die Göttin auf die oben angegebene Weise für schuldig erklärt, werden vorläufig dafür angesehen und von der Kaste ausgeschlossen. Abgemacht aber ist die Sache noch nicht. Der Schuldige muß vor allen Dingen eine zureichende Quantität spirituösen Getränks herbeischaffen. Erst wenn dieses hinuntergetrunken ist, wird der Fall von der betreffenden Kaste noch einmal besehen, — denn dort in Indien heißt es bei solchen Kastengerichten in den niedern Regionen immer: Ei, wenn ich judiciren soll, Verlang' ich auch das Maul recht voll. Auch die Qualität jenes Getränks ist für die schließliche Entscheidung sicherlich nicht ohne alle Bedeutung.

Siva und seine Gemahlin werden in Bombay natürlich auch in ihrer höhern Form, als gute Gottheiten, verehrt. Der Dienst des nordischen Berggottes verbreitete sich schon sehr frühe auch an die Westküste; das wissen wir aus der Sanscritliteratur.[20]) Daß

er namentlich in der Gegend des heutigen Bombay einmal die Oberhand hatte, dafür zeugen noch heute die sivaitischen Felsentempel auf der benachbarten Insel Elephante.[21] Ob er gegenwärtig in Bombay selber vorwiegt oder nicht, ist mir nicht ganz klar geworden. Ich kann nur so viel sagen, daß ich Nandi, den Lieblingsstier des Gottes Siva, an sehr vielen Tempeleingängen habe paradiren sehen, muß aber dabei bemerken, daß in Bombay die Sivaiten sich nicht so streng von den Wischnuiten scheiden, als im Tamulenlande. Rama und Krischna z. B., jene zwei berühmtesten und beliebtesten Verkörperungen des Wischnu, treten an einem der dortigen Haupttempel ganz unbefangen neben Siva auf, und es bleibt nur fraglich, was für eine Stellung sie zu dem Hauptgotte einnehmen. In der Legende von Walukeschwar (s. S. 50) erscheint Rama als eifriger Verehrer des mondgekrönten Gottes, und das Bildniß des Vithoba zu Pandharpur, einer Verkörperung des Krischna, ist mit dem Linga, dem Abzeichen des Siva, gekrönt. Darin liegt jedenfalls eine gewisse Verschmelzung des Sivaismus und des Wischnuismus und in dem erstern Falle sicherlich auch die bestimmte Idee einer Oberherrlichkeit des Siva, — ganz wie wir in den Felsentempeln zu Elephante Siva und seine Familie stets die Haupt-, Wischnu aber nur eine der vielen Nebenfiguren bilden sehen.

Rama und sein treuer Helfer, der Affengott Hanuman, scheinen, nach der Zahl der Tempel zu urtheilen, von allen brahmanischen Göttern am populärsten zu sein. Der vorerwähnte Vithoba hat, so viel ich habe erfahren können, in Bombay nur Einen Tempel. Dafür genießt er in gewissen Gegenden des benachbarten Festlandes um Pandharpur eine um so wärmere Verehrung; er ist dort, obgleich von den Brahminen nicht allgemein anerkannt, die eigentliche Lieblings-Gottheit des gemeinen Maratha-Mannes, und zum

großen Theil selbst der mittlern und höhern Stände. Wenn der Bauer auch nichts weiß, ein paar Verschen zu Ehren des Vithoba hat er doch im Gedächtniß, und wo sich ein müßiger Augenblick findet — und der findet sich bei dem guten Hindu sehr oft, — da kommen sie auch auf die Zunge und in die Kehle.

Vithoba oder Vithal ist aber auch ein ganz interessanter Gott. Als Krischna eines Tages seinem Weibe Rukmini, die dem untreuen Gemahl davongelaufen war, reumüthig nacheilte, kam er unter andern nach Pandharpur, und besuchte daselbst einen jungen Mann, der, früher ein Ausbund von Schlechtigkeit, jetzt ein sehr musterhaftes Leben führte, — ein besseres jedenfalls, als der Gott, — und namentlich seine kindlichen Pflichten auf das eifrigste und zärtlichste übte. Pundalik, so hieß der junge Mann, rieb eben seines alten Vaters Füße, als Krischna herzukam. Erbitte dir eine Gabe! rief der gerührte Gott. So bleib, wo du bist! erwiederte Jener. Nun da steht er denn eben noch bis auf den heutigen Tag. Das Bild des Vithoba in Pandharpur[22] ist Krischna selbst. Man kann es ja deutlich sehen. Ermüdet von dem langen Suchen nach Rukmini läßt er die Hände auf den Hüften ruhen, und seine Brust zeigt selbst die Spur jenes Fußtritts, den ihm Brighu versetzte, als der Muthwillige die Sanftmuth der Götter praktisch auf die Probe stellte.

Das Bild des Gottes, ein rohbehauner schwarzer Stein, — freilich mit goldenen Augen, — veranlaßte vor mehreren Jahren einen ziemlich lächerlichen Proceß. Die Familie nämlich, die das Recht hat, ihn alljährlich neu zu kleiden, hatte sich in zwei verschiedene Familien gespalten, und man war dahin übereingekommen, daß die eine den eigentlichen Tempel-Dienst versehen und dafür die laufenden Opfergaben in Empfang nehmen, die andere am Ende des Jahres die abgelegten Kleider des Gottes als

Beute davon tragen sollte. Das Haupt der erstern Familie aber war ein Schelm. So oft es eine Hochzeit oder sonst ein Fest gab, ging er in den Tempel und borgte sich von seinem Schutzgotte, dem, wie er meinte, der Staat in der Nacht doch nichts nützte, bis zum andern Morgen Gewand, Shawl, Turban u. s. w. Da waren denn natürlich am Ende des Jahres die Kleider des Gottes ziemlich abgetragen, und die Schelmerei kam zu Tage.

Es sieht übrigens ganz danach aus, als habe Vithal ursprünglich gar keine Hindugottheit, sondern vielmehr einen sogenannten Tirthakara oder Djaina-Heiligen vorgestellt.[23] Viele Brahminen behaupten gradezu, daß man den ganzen Tempel der Djaina-Secte abgekauft habe und noch bis auf den heutigen Tag an die Nachkommen des ursprünglichen Besitzers Renten zahle. Auch sind in Pandharpur selbst mehrere Djainafamilien, die den Namen Vithaldas, d. i. Diener des Vithal, führen und seit undenklichen Zeiten gewisse Pflichten in Bezug auf den Dienst im Tempel des Gottes zu verrichten haben. Daß man Djainatempel in Hinduheiligthümer umgewandelt hat, steht auch sonst geschichtlich fest: der prachtvolle Ambabai-Tempel zu Kolapur ist ein ganz sichres Beispiel. Hier hätte man denn mit dem Tempel zugleich den Gott behalten, — was sich ganz wohl denken läßt, falls etwa zur Zeit, wo das Djainathum zu Pandharpur in seiner Blüthe stand, der Ruf des Djainaheiligen mit dem Ansehn der Stadt aufs engste verwachsen war.

Wenn uns der jedenfalls wunderliche Gott in seiner Geschichte interessirt, so noch viel mehr in der Art und Weise seiner Verehrung. Es ist bekannt, daß die Hindu's in Bezug auf den Heilsweg im Allgemeinen drei Partheien bilden. Die große Masse sucht das Heil in der Verrichtung religiösen Werks, die kleinere Minderzahl in philosophischem Wissen, und die größere in gläubiger Hingabe.[24] Der Verehrer des Vithoba gehört der letztern Klasse

an.[25] Daher bei ihm eine gewisse Unmittelbarkeit der Verehrung — kein Priester tritt ihm allenthalben vermittelnd vor, er selbst nahet sich dem Gotte und umfaßt und küßt seine „Lotus-Füße;“ daher auch eine große Innigkeit der Empfindung, die dem trocknen „Werkler“ fast ganz abgeht und bei dem „Wissenden“ nur in so weit gedeihet, als er, sich dem nebelhaften Brahma ab- und einer gestaltenhaften Volksgottheit zuwendend, die dürre Verstandesspekulation in den Wellenschlag einer mystischen Gemüthlichkeit versenkt.[26]

„Für ihren Säugling sorget
Bei Tag und Nacht die Mutter.
So thu auch Du, o Mutter mein,
Halt mich zu deinen Füßen,
Treib aus den Schmerz, den herben,
Mir Fischlein auf dem trocknen Land!“

So und ähnlich singen die Schaaren der „Gläubigen“ zu Pandharpur, von der Vina, der Cymbel und andern Instrumenten begleitet.

Im Vithoba-Dienst kommt aber nicht bloß das Laienelement und das persönliche Gefühl zu einem verhältnißmäßig größern Rechte; er hat auch, wie mancher andre wischnuitische Sectendienst, einen stärkern Gemeindetrieb; ein lehrhaftes Element fehlt nicht ganz und es liegt selbst ein sacramentlicher Ansatz vor. Einer meiner englischen Bekannten in Bombay hat im Nov. 1850 dem großen Pilgerfeste[27] zu Pandharpur beigewohnt. Ich schildre einige der von ihm gesehenen Scenen, in welchen der eben beschriebene Charakter des Vithoba-Dienstes ziemlich deutlich zu Tage tritt.

Das breite Bett des Flusses Bhima, an welchem Pandharpur liegt, war statt mit Wasser mit Zelten und Menschen bedeckt; der Mond goß sein verklärendes Licht darüber. Die Pilger hatten sich in Haufen von 200 bis 1500 Seelen gesammelt; sie lauschten

auf ihre Haridasa's (d. i. Wischnu-Diener), die ihnen Geschichten aus den h. Schriften vorerzählten und ihre eignen Nutzanwendungen dazwischenstreuten. Jeder Haufe hatte seine eignen Banner, und auf allen Seiten ließ sich Gesang und Musik vernehmen. Bald brach die eine, bald die andre Abtheilung in den betäubenden Chorus aus:

Vithal, Vithal, Djaja, Djaja, Vithal!

Zuweilen brachte man auch dem Helden von Pandharpur ein allgemeines Freudengeschrei aus:

Pundalik, Pundalik, Pundalik!

Auch die Marathischen Volksdichter, die man fast vergöttert, wurden nicht vergessen.

Dnyanoba, Tukaram, Dnyanoba, Tukaram!
Namdeva, Tukaram, Namdeva, Tukaram!

Mein Freund näherte sich dem ersten jener Zirkel, der im Allgemeinen als ein Muster auch der übrigen gelten kann. Er fand etwa 500 Leute versammelt. Die Meisten saßen auf Teppichen, die man zu dem Zwecke über den Sand hingebreitet hatte; die Uebrigen standen in einer oder zwei Reihen dahinter. Röthlichbraune Flaggen von verschiedenen Größen wurden aufgerichtet. Der Haridasa, die Vina in der Hand, und an zwanzig Spielleute hinter sich trat vor und hielt mit lauter Stimme und heftigen Gebärden eine Ansprache über die Kürze des menschlichen Lebens und die unbefriedigende Natur der Welt-Freude. Nachdem er damit bis zu einem gewissen Punkte gediehen, citirte er zum Beweis dafür die erste Zeile einer wohlbekannten Ode von Tukaram, indem er „rasch in die Saiten fiel" und den Spielleuten hinter sich einen Wink gab. Diese stimmten auf der Stelle ein und suchten die Wirkung ihrer geräuschvollen Kunst von Zeit zu Zeit durch Tanz und Gebärdenspiel noch zu erhöhen. Zuweilen brach

auch die Menge händeklatschend in eine Art Chorus aus. Endlich gab der Haridasa das Zeichen zur Ruhe und fuhr, mit neugesammelten Kräften, in seiner Ansprache fort.

Bis gegen zehn Uhr ging es in dieser Weise mit großer Lebhaftigkeit fort. Bald aber sanken zwei Drittel der Gesellschaft tief ermüdet in die Arme des Schlafes. Auch die Ansprache des Haridasa wurde je länger je flauer. Bloß wenn wieder ein neuer Redner auftrat, bemühte man sich die Schläfer zu wecken: Leute gingen dann allenthalben umher und schrieen, rüttelnd und schüttelnd, ihr: Auf, steh auf! Einer besonders hatte sich darauf gesetzt, keinen Schnarcher unter seiner Zuhörerschaft zu dulden. Er machte es Jedem, den der Schlaf noch nicht überwältigt hatte, zur Pflicht, seine schlafenden Nachbarn zu wecken; er selbst half bald durch ein gellendes: „Pundalik! Pundalik! Pundalik!“ und bald durch Lachen-erregende Geschichtchen mit nach. In einer Abtheilung lag die ganze Zuhörerschaft in besinnungslosem Schlafe umher; der unermüdliche Haridasa aber, ein Gärtner von Fach, sang noch immer zu seiner Laute. Umsonst erinnerte ihn mein Freund: Lieber, alle deine Zuhörer schlafen, warum gehst du nicht auch zur Ruhe? Er antwortete auf der Stelle: „Herr, ich thue das nicht der Leute, sondern des Gottes wegen.“

Ein halb Stündchen stromabwärts von Pandharpur steht bei den Ruinen des Dorfes Gopalpuri ein einsamer Tempel. Dort versammelten sich am letzten Tage des Festes funfzehn bis zwanzig tausend Pilger, größtentheils Männer. Unter den meist braun- und rothfarbigen Fahnen weheten auch weiße: ein Zeichen, daß unter der feiernden Menge die Kabir-Panthi's (eine Art Hindu-Protestanten) nicht fehlten. Alle hatten nur Einen Wunsch, der Schlußfeierlichkeit noch beizuwohnen und dann mit dem vollen Segen des Gottes in ihre Heimath zurückzukehren. Geröstete Zondhalakörner, die man

der Gottheit vorgesetzt und dadurch geweihet hatte, wurden in allen Richtungen freigebig umhergestreut, begierig aufgelesen und andächtig gegessen.[28] Zuletzt dann zerbrach man noch ein Mardaki, d. i. ein rundes irdenes Gefäß mit geronnener Milch und geröstetem Zondhala. Scherben und Inhalt theilten die wenigen Glücklichen in der unmittelbarsten Nähe. Das war das quasi-sacramentale Ende der Pilgerfahrt und damit nun genug von Vithoba, der auf dem Marathi-Festlande je länger je mehr der eigentliche Gott des Volkes zu werden scheint, und auch von Bombay alljährlich Pilgerschaaren nach Pandharpur hinüberzieht.

Auch Djaganatha, dessen Dienst, obgleich auch wischnuitisch, in Djaganatha selbst mit dem Grausen menschlicher Selbstopferung gepaart ist, hat seine warmen Verehrer zu Bombay. Wenn man das scheußliche Bild des „jugendlichen Herrn der Welt" (des Krischna) — einen hand- und fußlosen schwarzen Klumpen mit weißen Augen — an einem bestimmten Tage im Jahre auf einem gewaltigen Wagen nach Bhuleschwar zu zieht, so sucht ein Jeder aus dem begleitenden Haufen eines der Zugseile zu fassen, und diejenigen, die trotz allen Drängens nicht dazu kommen, sprechen etwa zu einem ihrer beglücktern Brüder: „Du hast genug gethan; laß mich nun auch mitziehen und so den Zweck meines Lebens erfüllen." Man hat aber meines Wissens nie gehört, daß in Bombay irgend Jemand unter den Rädern des Wagens dem Gott sich selber geopfert hätte.

Wenn der große Heidenapostel die Straßen Bombays hindurchginge, so würde er wohl wie einst zu Athen sprechen: „Ihr Männer von Bombay, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid." (Apostelg. 17, 22). Nach der Menge der Tempel zu urtheilen, die hie und da die im Ganzen unscheinbaren Häusermassen der Eingebornen unterbrechen oder aus

den dunkelschattigen Palmenhainen hervorschauen, sollte man meinen, daß hier ein überaus gottesfürchtiges Volk seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe, und wenn wir die Gottesfurcht im Sinne des Heidenthums nehmen, so ist das auch wirklich der Fall. Noch hat weder gutes noch schlechtes Beispiel, noch haben weder gottgefällige noch gottlose Bestrebungen der Europäer in Bombay den alten Aberglauben soweit übermocht, daß der heidnischen Tempel weniger geworden wären; im Gegentheil, es war eben erst wieder eine neue Pagode eingeweiht worden, und diese, so klein sie ist, macht sich doch gerade in einer der Hauptstraßen breit, und die gräulichen Götzenbilder schauen von der Höhe derselben keck auf den Strom der Vorübergehenden, der hier sein eigentliches Bett gefunden hat. Es versteht sich wohl von selbst, daß die brahminischen Tempel alle andern an Menge und Pracht überbieten; die paar Heiligthümer der Djainas, die von den Brahminen als völlige Gottesläugner betrachtet und verachtet werden, reihen sich wie ganz gewöhnliche Gebäude bescheiden in die Masse der Wohnhäuser ein, und zeichnen sich etwa nur durch zierliches Schnitzwerk, so wie durch einen brennendrothen Anstrich aus. Noch weniger bemerklich machen sich die Feuertempel der Parsis, die, wenn sie's haben können, gern an freiem Meeresstrande ihre Heiligthümer errichten, und es muß Einem gradezu gesagt werden, wenn man sie für Tempel erkennen soll. Die Moscheen der Muslims dagegen, die früher mit Feuer und Schwert unter den Hindus missionirten, und manchen Tempel zerstört und manches Götzenbild zerbrochen haben, treten noch immer keineswegs in den Hintergrund.

Man darf sich aber ja nicht vorstellen, daß das Hinduthum, — wie in Bombay, so allenthalben, wo fremde Religionen daneben stehen, — allem und jedem Einflusse widerstanden hätte. Auch das indische Heidenthum, trotz seines Prahlens mit der Menge seiner

Götter, sucht den „unbekannten Gott" und kann bei aller Strenge seinen unbefriedigten Anhängern nicht wehren, mitunter einmal einen Versuch mit den Göttern der Fremdlinge zu machen. Sind doch Hindus die hauptsächlichsten Verehrer bei gewissen Gräbern muhamedanischer Heiligen, und selbst an die Himmelskönigin und die Heiligen der Römer richten sie in der Angst ihres Herzens ihre Gelübde. Oft sind es die glänzenden und lärmenden Festlichkeiten, die den festseligen Hindu zur Theilnahme an fremden Religionsgebräuchen verlocken, obschon bekanntlich seine eigne Religion ihn in derlei Dingen keineswegs knapp hält. Wenn die Muselmänner von Bombay ihr großes Fest zu Mahim feiern, so ziehen auch viele Hindus mit hinaus, und scheuen sich nicht zu Ehren Hassans und Husseins Weihrauch zu opfern.

In den religiösen Volksfesten findet die Macht, welche das indische Heidenthum auf die Gemüther übt, recht eigentlich ihren Brennpunkt. Das beliebteste und dabei sittengefährlichste ist das Holi, eine Art Carneval von der niedrigsten Gattung. Da wälzen sich mindestens die Zungen in allerlei Unanständigkeiten, und zwar so öffentlich als möglich. Die niedern Kasten geben den Ton an und die höhern lassen es sich gefallen. Erst in der neuern Zeit hat sich in Bombay auch unter den Hindus hier und da eine achtbare Stimme dawider erhoben und sogar die Regierung zur Unterdrückung des „heiligen Unfugs" öffentlich aufgefordert.

Als man im September 1845 bei Gelegenheit eines Zeugenverhörs im obersten Gerichtshof die Entdeckung machte, daß Spielhäuser mit einigen Hindutempeln verbunden seien, so konnte der „gelehrte Richter, Sir Eskine Perry" seinen Unwillen und der Herausgeber der „Gentlemans-Gazette" sein Erstaunen nicht zurückhalten. Es ist aber eine allbekannte Sache, daß, wenn im August die Geburt des Krischna begangen wird, man den „glück-

lichen Augenblick" unter Gebet, Fasten — und Hazardspiel erwartet und daß beim sogenannteu Lampenfeste[29] im October das Hazardspiel ebenfalls einen Theil der heiligen Bräuche ausmacht.

Die Fest-Sucht der Hindus beschränkt sich nicht auf die Oeffentlichkeit; man liebt die häuslichen Gelage nicht minder und läßt es sich namentlich bei Hochzeiten ein gutes Stück Geld kosten, um den nöthig erachteten Glanz, Tumult, Gaumen-Kitzel und sonstigen Zeitvertreib herbeizuschaffen. Sehr naiv war die Klage und die Frage, die in dieser Beziehung ein junger Ehemann an den Herausgeber des Djnanodaja richtete: „Herr" so ließ er sich vernehmen „wir haben zur Bestreitung meiner und meines Bruders Hochzeit 900 Rupi's (= 600 preuß. Thaler) geborgt und müssen nun jeden Rupi monatlich mit einem Pei (Pfennig) verzinsen. (6¼ Procent). Außerdem aber haben Vater und Bruder gegen meinen Rath ein Ganapati-Bild für neun Rupi's gekauft. Nachdem sie das Haus mit Lampen, Spiegeln, Bildern u. s. w. ausgeschmückt hatten, ließen sie vor dem aufgestellten Götzen auch singen und tanzen. Die Brahminen wurden dabei gefüttert und in dieser Weise haben sie nicht weniger als achtzig Rupi's verschwendet. Am fünften Tage nahmen sie das Ganapati-Bild und warfen es (der Sitte gemäß) in den Teich. Ach lieber Herr Herausgeber, was soll ich unter solchen Umständen anfangen, — wie kann ich künftighin auch nur die Zinsen zahlen?"

Ein eclatantes Beispiel von Verschwendungssucht gab Seine Hoheit der Gaikwar von Baroda, bald nachdem wir ihn in Bombay zu sehen die Ehre gehabt. Er hatte für die „Elphinstone Institution," darin seine Landsleute in allerlei nützlichem Wissen unterrichtet werden, nur 5000 Rupi's herausgerückt; für die Veranstaltung einer Puppenhochzeit, deren Pomp vierzehn Tage dauerte, ließ er sich 25,000 Rupi's nicht leid thun. Hatte doch Iswara-

Tschandra, der Radja von Nadija, im Jahre 1790 100,000 Rupi's für den Spaß einer Affenvermählung nicht zu theuer erachtet.

Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, ob über den Charakterleichtsinn, mit welchem der Hindu im Allgemeinen sich um glänzender Festgelage willen in Schulden stürzt, oder über den Verstandesleichtsinn, mit welchem er hier wie anderwärts dem Betrüger in die Hände fällt. Das viele Pilgern und Betteln erzeugt fortwährend eine Masse umherziehender Abenteurer, die, meist unter dem Scheine der Frömmigkeit, den Leuten das Geld aus der Tasche ziehen. Dahin gehört besonders der sogenannte Zauberer. Dieser fängt es etwa in folgender Weise an.

Zuerst sucht er sich im ganzen Orte beliebt zu machen: er schenkt dem Einen ein wenig Rosenwasser, dem Andern etwas Sandelöl, dem Dritten ein wohlriechendes Pülverchen, dem Vierten Confect, — alles Dinge, die der Hindu leidenschaftlich liebt. Im Uebrigen hält er sich mit seiner Kunst zurück, um desto mehr zu reizen. Man bittet ihn; er warnt. „Wie wenn Vetala, der König der Dämonen, mit seiner grausigen Schaar in Person erschiene? Seid ihr dazu vorbereitet? Das aber ist das Geringste. Ich selbst könnte euch schützen. Aber wie, wenn ihr bei der Verrichtung der langwierigen und hochschwierigen Zauberceremonien nicht bis zu Ende aushieltet? So würden wir, — ich und ihr — Alle mit Wahnsinn geschlagen werden." Mit solchen und ähnlichen Reden hält er die Leute hin, indem er sie gleichwohl durch ein paar gelegentliche Taschenspielerpröbchen noch stärker lockt. Endlich aber läßt sich die ungeduldige Schaar, die sich allmählich um ihn gesammelt hat, nicht länger halten. Sie bittet mit Ungestüm und der „weise" Guru giebt nach. Er bestimmt Tag und Stunde.

Alle haben sich an einem einsamen Orte versammelt. Mit einem rothen Pulver porträtirt nun der Zauberer zuerst den Dä-

monenkönig auf die Erde. Alle müssen die Hand darauf legen und schwören, daß sie die mitzutheilende Zauberformel Niemandem verrathen wollen. Dann schreibt er dieselbe nieder. Sie muß nun von einem Jeden etwa 21,000 mal wiederholt werden, und zwar ohne den geringsten Anstoß. Kein Wort aus dem Munde einer unreinen Person darf während dieser Zeit das Ohr berühren; kein unpassender Gedanke darf bei Befriedigung gewisser natürlicher Bedürfnisse in die Seele kommen. Sonst ist, — und wenn man die Formel bereits 20,999 mal wiederholt hätte, — die wochenlange Mühe rein vergebens.

Wenn Alles fertig ist, so kommt die Probe. Der Schüler muß etwas Erde in die Hand nehmen. Giebt diese nicht einen Wohlgeruch von sich, so ist irgend ein Fehler mit untergelaufen. Natürlich riecht die Erde — wie Erde, und der arme Schüler muß von vorn anfangen.

An einem noch einsamern Orte verrichtet er nun vorschriftsmäßig allerlei Sühn- und Reinigungsbräuche, schürt ein Feuer an und wirft, während er seine Formel wiederholt, zu Ehren des Feuergottes fort und fort Butter, Zucker und ähnliche Dinge hinein. Der Feuergott bläst natürlich einen gewaltigen Rauch daher, um den Glauben seines Verehrers zu prüfen. Da fängt dann dem geplagten Schüler Herz und Auge an zu weinen. „Mein lieber, lieber Lehrer, ich kann nicht mehr; giebt es denn keine andre Weise, den Zauber zu vollenden?" Der barmherzige Lehrer antwortet: Ja, aber ich muß dann eine Nacht auf dem Todtenacker zubringen, und die Ceremonien, die ich dort zu verrichten habe, sind — etwas köstspielig. Da der Schüler nicht gern mit Wahnsinn geschlagen sein möchte, so muß er sich wohl zur Darangabe von noch einigen Gulden verstehen. Allein der Lehrer weiß zur rechten Zeit neue Schwierigkeiten in den Weg zu werfen, — und

wenn er seinen finanziellen Zweck erreicht hat, sich aus dem Staube zu machen.

Man hat kaum einen Begriff, wie tief der Aberglaube dem Hindu in Sinn und Herzen sitzt.

Als etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts Narajana Swami, dem Visischtadvaita-Systeme[30] zugethan, aus der Nähe von Aude her, in Ahmadabad, Guzerat, Cattiwar und Katsch eine Schülerschaar um sich sammelte, glaubten selbst erleuchtete Engländer sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, der Mann werde dem heidnischen Aberglauben die Axt an die tiefste Wurzel legen; er verkündigte nämlich die Verehrung nur Eines Gottes. Daß dieser Eine Gott der von ihm in Sectenweise über alle andern Götter erhobene Wischnu war und er selbst sich für eine menschgewordene Form desselben ausgab, übersah man unbegreiflicher Weise. Das Thun und Treiben des Narajana Swami, den, wenn ich nicht irre, selbst ein Bischof Heber für einen Hindureformator ansah, hat von dem alten üppigen Stamme des Hindu-Aberglaubens, statt ihn entwurzeln zu helfen, vielmehr einen neuen Schößling abgesenkt.

Man glaubt, daß bereits ein ganzes Viertel der Hindu-Bevölkerung von Surat der jungen Secte zugefallen ist. Der Stifter war gescheit genug, um neben dem minderinteressanten Bilde des Wischnu als Narajana das Bild desselben Gottes in der poetischen, sinnlichen und daher volksbeliebten Form des Krischna zuzulassen. Die Geliebte des jugendlichen Gottes, die reizende Radha, durfte sich auch einstellen.

Vor etwa zehn Jahren bildete sich in Surat eine Gesellschaft, die es sich in der That zum Zweck gesetzt hatte, den alten Aberglauben auszufegen. Ihr Titel „Manu Dharma Sabha" (Gesellschaft zur Beförderung der menschlichen Urreligion) sagt schon, weß Geistes Kinder die Mitglieder waren. Sie wollten aus allen Reli-

gionen auf Erden die Quintessenz zu gewinnen suchen, indem sie das fallen ließen, was die Brahminen, die Mollah's und die „Padri's" den betreffenden Religionen „ihres leichtern Fortkommens wegen beigemischt haben." Ein gelehrter Hindu hielt zu diesem Zwecke allsonntäglich eine Art Vorlesung. Jeder hatte Zutritt, — nur nicht „der Leidenschaftliche und Zanksüchtige." Die Gesellschaft hielt sich übrigens nicht bei bloßen Theorien auf. Sie erließ alsbald eine Bekanntmachung etwa des Inhalts: Die Mitglieder der Manu Dharma Sabha erklären hiermit ihren Unglauben an alle magischen Künste und machen sich anheischig demjenigen, dem es gelingen sollte, von der Wahrheit jener Künste auch nur Einen aus ihrer Mitte praktisch zu überführen, 27 Rupi's und ein Ehrenzeugniß zuzustellen. Es sammelte sich nun jeden Sonntag eine Menge von ein bis zwei tausend Personen vor dem Vorlesungslokale, voll heißer Begierde, daß doch irgend ein Zaubrer sich einfinden und den Unglauben der gelehrten Herren an den Pranger stellen möchte. Das Volk drängte endlich mit Ungestüm in einen Mann, der sich stets für einen Tausendkünstler ausgegeben hatte. Dieser erschien denn, halb wider Willen, am fünften Sonntage, war aber eine Probe seiner Kunst zu geben nicht im Stande. Das versammelte Volk, bei 4000, erhob nun ein solches Getümmel, daß die Mitglieder der Gesellschaft sich über die augenscheinliche Eitelkeit der magischen Kunst zu äußern verhindert wurden. Das Ende vom Liede war eine allgemeine Rauferei.

Einige Monate vor unsrer Ankunft ließ sich auch in Bombay eine Stimme für Reform öffentlich vernehmen. Sechszehn Säße wurden gleich als die Hauptzüge des zu reformirenden Hinduthums aufgestellt. 1) Alle sollen Gott aufrichtig verehren. 2) Man betrachte das Interesse seines Nächsten als das seinige. 3) Alle Bräuche, mit Ausnahme derer, die mit der Brahminenweihe, mit

Hochzeiten und Leichenbegängnissen verbunden sind, haben aufzuhören. 4) Bei allen religiösen Feierlichkeiten soll statt des Sanscrit die Landessprache gebraucht werden. 5) Jeder soll in Bezug auf religiöse Aeußerlichkeiten frei handeln, sprechen, und schreiben dürfen. 6) Männer und Weiber haben in allen Stücken völlig gleiche Rechte. 7) Moral geht über Ceremonie. 8) Der Gebrauch sinnloser Sentenzen ist aufzugeben. 9) Aller Kastenstolz muß beseitigt werden. 10) Jeder soll sein Vaterland lieben. 11) Man wähle sich die Beschäftigung, die Einem zusagt. 12) Tugend und nicht Geburt ist hinfort die Grundlage geselliger Unterschiede. 13) Die Autorität der Unterthanen geht über die Autorität ihrer Beherrscher; und die Wohlfahrt der armen Landbauer muß, wo nöthig, selbst mit Gewalt gesichert werden. 14) Man hat den Befehlen des Souverains, wie auch den inspirirten Geboten Gottes zu gehorchen. 15) Die Menschen sollen sich unaufhörlich damit beschäftigen, die Betrübten zu trösten, die Kranken zu pflegen, die Unwissenden zu belehren und die Armen nach Kräften zu beschenken. 16) Alle haben die Wahrheit zu ihrer Standarte zu machen. Man soll der Wissenschaft nachjagen und die Ergebnisse wissenschaftlicher Wahrheit veröffentlichen.

Diese Reformstimme, die sich zugleich in höchst naiver Weise über die Sammlung eines religiösen Codex vernehmen ließ, klingt zum Theil so gut amerikanisch, daß man sich nicht gerade sehr wundern kann, wenn ein amerikanischer Missionar sie mit besonderm Glimpf begrüßte. Ob und wie weit sie praktische Folgen gehabt, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß im Jahre 1851 ein kleines Marathi-Magazin, Prabhoda-Tschandrodaja (d. i. Aufgang des Mondes der Erkenntniß) begonnen wurde, mit dem erklärten Zwecke „die falschen Religionen zu stürzen und die wahre aufzurichten.“ Wahrscheinlich ist auch aus diesem kreisenden Berge

nichts als eine „Maus herausgekommen.“ Die Herausgeber hielten es von Anfang an für gerathener, ein tiefes Incognito zu bewahren, und es dauerte nicht lange, so bestürmte sie ein „nach Wahrheit suchender Hindu“ mit sehr kitzlichen Fragen, als: Was sind die Kennzeichen der wahren Religion? Ist diese bloß für Ein Land oder gar nur für Eine Kaste, oder aber für alle Menschen bestimmt? Was wird, wenn das Letztere nicht der Fall ist, mit den Uebrigen? Oder giebt es etwa mehrere wahre Religionen?

Diese Fragen erschienen in einem Marathi-Blatte, das unter dem Titel Djnana Prakasa (Weisheitsglanz) zu Puna herausgegeben wird. Es ist dieß das eigentliche Organ der „Conservativen“, während der Prabhakara („der Aufklärer“), ebenfalls eine Marathi-Zeitschrift in Bombay selbst, die Interessen der Reform-Parthei vertritt, ohne jedoch der andern Richtung alles Mitreden zu versagen.[31]

Die nicht-hinduische Bevölkerung Bombay's.

Unter den nicht-hinduischen Elementen der Bevölkerung Bombay's thun sich die Parsi's an Reichthum und Einfluß, so wie auch, mit Ausnahme der Muselmänner, an Zahl hervor. Die letzte Zählung ergab 114,698 Seelen. Man glaubte jedoch in Bombay fast allgemein, daß die Angabe viel zu hoch sei, indem die Zählung im Jahre 1840 (oder 1841?) nur von 20,184 wußte.[32]

Die Parsi's stammen bekanntlich von den alten Persern ab. Als die muselmännischen Chalifen um die Mitte des siebenten

Jahrhunderts die Altäre „der Ungläubigen" in Persien umstießen, flüchtete ein Theil der Feuer-Anbeter in die Berge Khorasans, wandte sich — so berichtet die Ueberlieferung weiter — ein Jahrhundert später nach Hormazd (Ormus) am persischen Meerbusen, begab sich von dort nach funfzehn Jahren zu Schiffe, um im fernen Osten eine neue Heimath zu suchen, landete auf Diu, einem kleinen Eiland im Süden der Halbinsel Guzerat, blieb dort neunzehn Jahre, um indische Sprachen und Gewerbe zu lernen, und segelte dann nach Sanjan auf dem Festlande von Guzerat hinüber.

Der dortige Hindu-Fürst nahm zuerst von ihren religiösen Ideen und Bräuchen Kenntniß und erlaubte ihnen dann, sich in seinem Gebiete niederzulassen, wenn sie die Waffen ablegen, sich in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens der Landessprache bedienen, den Anzug ihrer Frauen ein wenig mehr hinduisiren und der allgemeinen Sitte gemäß ihre Hochzeiten bei Nacht feiern wollten. Sie willigten ein und bebauten nun den ihnen angewiesenen District mit allem Fleiße. Schon nach etwa 300 Jahren entsandte die bald zu voller Blüthe gelangte Kolonie neue Schößlinge nach Nausari, Kambhajat, Baroch, Ukaleschwar, Bankanir und andern nordwärts gelegnen Orten, und als im 16. und 17. Jahrhundert europäische Factoreien in Surat entstanden, zog sich ein großer Theil der Parsi's nach jenem Sitze des Handels hin. Was sie dorthin lockte, trieb sie dann auch nach Bombay, wo sie jedoch erst seit 120 bis 130 Jahren sich in großen Massen niederließen.[33] Sie haben hier den bedeutendsten Landbesitz erworben; Grund und Häuser im Fort, so wie auf Malabarhill, gehören ihnen — wenn ich nicht irre — fast so gut wie ausschließlich. Während sie sich auf dem Lande mit Acker- und Palmweinbau beschäftigen, machen sie in Bombay die großen Kauf-

leute, Bankiers, Schiffsbauer, Zwischenhändler und Unternehmer, Krämer und Handwerker. „Die Britten“, so ließ sich die Bombay-Gazette im Jahre 1839 vernehmen, „fanden die Parsi's arm, hauslos, Sclaven der raubgierigen Muselmänner; sie ließen ihnen Obdach, Schutz und Hülfe angedeihen.“ Die dem Abendlande näher stehenden Parsi's mit ihrem praktischen Verstand und Geschick, mit ihrer allgemeinen Betriebsamkeit und ihrem entschiednen Speculationsgeist paßten für die klugen Britten, und die Britten mit ihren öffentlichen und kaufmännischen Rechen- und Schreibestuben paßten für die armen Parsi's. Ich weiß nicht, wer bei dem Bunde am meisten gewonnen hat. Kein Handel wird ohne ihre Vermittelung geschlossen. Unter einem Tuche giebt man dem Parsi-Mäkler durch gewisse Händedrücke Forderung und Gebot kund, und wenn das Geschäft zu Stande kommt, so erstattet ihm der Verkäufer 2½ und der Käufer 3 Procent für die gehabte Mühe.

Der geliebteste Gott der Parsi's in Bombay ist im Allgemeinen der Mammon; er strahlt ja auch wie das Feuer, ihr angestammter Gott, nur noch mit einem viel milderen, ruhigeren, angenehmern Glanze. Diejenigen unter ihnen, die viel mit Europäern in Berührung kommen, schämen sich des altväterlichen Aberglaubens. Sie verwandeln daher ihren Ahriman in eine Personification menschlicher Bosheit und betrachten das h. Feuer [34] als ein bloßes Erinnerungszeichen an die gegenwärtige Gottheit. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es dann weniger befremden, wenn wir auch die Feueranbeter sich an der Freimaurerloge betheiligen sehen. Manackdji Cursedji, der sogenannte „Byron des Ostens“, — der, man vergesse es ja nicht! mit der Königin Victoria gespeist hat — ist mit dem Charakter eines Meisters derselben bekleidet. [35]

Der erwachsene Parsi trägt als Gürtel eine heilige Schnur aus 72 Fäden. Sie soll eigentlich drei Mal den Leib umspannen. Nur der Priester oder des Priesters Frau darf sie flechten. Diese Schnur, Kusti genannt, und der Sadra, ein weißes Unterkleid von Mousselin, machen die ganze heilige Waffenrüstung aus, womit der Parsi allen übeln Einflüssen von dem bösen Urwesen her meint trotzen zu können.

Am Tage ist das „Gestirn des Tages" der Zielpunkt seiner Andacht; tritt er Abends in die erleuchtete Stube, so murmelt er der freundlichen Hauslampe sein Gebet entgegen. Wo aber Sonne und Lampe fehlen, da richtet er seine Blicke zu Mond und Sternen empor. So weit klingt alles mindestens gemüthlich. Stirbt er aber, so schafft man ihn nach Malabar-Hill. Dort setzt man seine Leiche in einem thurmartigen, oben offnen Gebäude den Raubvögeln zur Speise vor; denn die Mutter Erde ist, als Natur-Element, heilig, und darf nicht von einer modernden Leiche verunreinigt werden. In ängstlicher Spannung schauen die Verwandten zu, welcher Theil des Körpers zuerst von einem Raubvogel gepackt wird: denn das ist von Vorbedeutung für das jenseitige Loos des Verstorbenen.

Jeder zehnte oder funfzehnte Parsi in Bombay ist Priester.[36] Dieser zeichnet sich hauptsächlich durch eine weiße Kopfbedeckung von den Laien aus. Sie ist übrigens von ganz gleichem Schnitt mit der des Laien — tschakoförmig — und wird eben so getragen, nämlich ein wenig nach hintenzu gelehnt. Bejammernswerth ist die Unwissenheit, in der diese blinden Leiter der Blinden dahingehen! Sie lesen eben ihre Gebete her in einer Sprache, davon sie kein Wort verstehen, und lassen sich dafür so gut als möglich bezahlen. Geburt, Heirath und Tod sind ihre drei wichtigsten Erntezeiten. Wenn z. B. Einer stirbt, so muß ihr heiliges Buch von

Anfang bis zu Ende gelesen werden. Die Hauptsache aber ist, daß die Angehörigen ¾ Rupi, d. i. 12 gute Groschen dafür in den Beutel des Priesters stecken. Das scheint wenig genug für die immerhin saure Arbeit, ein mäßiges Buch, davon man kein Wort versteht, laut herzulesen. Allein der Parsipriester hat eine solche Gewandtheit im Lesen und fährt so sturmschnell in dem gewohnten Gleise, daß es fast scheint, als wendete der Wind die Blätter um. Natürlich sind die Priester den Missionaren nichts weniger als hold; sind doch seit jener Zeit, wo die Erstlinge aus den Parsi's Christen wurden, wie sie selbst klagen, „die Gebete billiger" geworden und die Laien wollen die hohen Preise nicht mehr zahlen. Sie haben nämlich eine förmliche Gebetstaxe und die Höhe derselben richtet sich ganz nach der Länge der Gebetswaare.

Die Sektenspaltung, welche die ostindischen Parsi's in zwei ungleiche Lager theilt, geht zwar weit, aber nicht sehr tief; der Streitpunkt betrifft nichts mehr und nichts minder als die kirchliche Zeitrechnung. Nur die Minderzahl hält an dem alten Herkommen fest, das religiöse Jahr zu 365 Tagen zu rechnen, während die Mehrzahl sich zu einer Ausgleichung des Zeitverlustes auf dem Wege der Einschaltung verstanden hat. So feiern nun die Letztern ihre Feste um einen Monat später als die Uebrigen.[37]

Ungefähr zwei bis drei Stunden von Bombay liegt die Kirche „unsrer Dame vom Berge". Dort zahlen auch Parsi-Frauen ihre Gelübde mit Kerzen, Kokos-Nüssen und Geld. Sie beugen sich unbedenklich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und ihres Kindes. Die rechtgläubige Parthei eifert dagegen als gegen Götzendienerei; allein die Frauen bleiben dabei, daß die „Mot Mavali und ihr Kind" Gelübde hören und annehmen.

Die Gemeindeangelegenheiten der Parsi's in Bombay werden

von einem Pantchat verwaltet, der, zu einem Viertel aus Priestern und zu drei Viertel aus Laien zusammengesetzt, über die Zahl 36 nicht hinaus- und unter die Zahl 24 nicht hinabgehen darf. Dieser „Hohe Rath“ ist zugleich die oberste Kirchenbehörde, und übt außerdem eine Art Schiedsrichteramt. Er durfte bis zum Jahre 1786 auch leiblich züchtigen, und zwar mittelst des „Pantoffels“, — eine der entehrendsten Strafen in den Augen des Morgenlandes. Der Pantchat soll ein bedeutendes Vermögen besitzen und die Mitglieder desselben auf die Vermehrung des Schatzes so erpicht sein, daß sie nur selten einmal einen Theil der Zinsen anrühren.

„Geld“ ist wie gesagt das Losungswort der Parsi's in Bombay. Starr und kalt, wie die Münze, die sie handthieren, sieht ihr ganzes Gesicht aus. Geld, meinen sie, europäisirt auch. Europäisch aber möchte man gar zu gern sein; Schade, daß die Parsi-Gesichtsfarbe doch etwas in's Gelbliche spielt!

Einst kam ein reicher Parsi zu einem lieben Bekannten von mir. Er hatte seine Töchter und einen kleinen Sohn bei sich. Sie wollten eben zu einer Hochzeit gehen. Die Töchter waren europäisch, aber trotzdem, daß sie für fünfzigtausend Thaler Perlen und Juwelen an sich trugen, geschmacklos gekleidet. Sie hatten es bei dem Vater durchgesetzt, daß sie einen Versuch, englische Ladies zu spielen, machen durften. Sind nicht meine Schwestern weiß, wie Europäerinnen? frug der kleine Knabe. Sie waren aber weder so weiß, noch so gebildet.

Es verdrießt sie im tiefsten Innern, daß die Engländer sie trotz allen Geldes doch nicht ganz auf gleiche Stufe mit sich stellen wollen. Einer der Parsi's machte vor mehreren Jahren seinem Aerger darüber auch öffentlich Luft. Er nannte die Europäer in Indien, — freilich nicht ganz mit Unrecht — im Allge-

meinen „dominirend“, und erzählte dabei die ganze Leidenschronik seines „unterdrückten“ Volkes in einer Art, die freilich theilweise die Farbe seiner Galle trägt.

„Einst sagte der Gouverneur Hornby zu dem grundfrommen Sett Dadibhoy Nasserwandji: „„Du darfst nicht in einem Palankin sitzen oder in einem Wagen fahren.““ Da mußte es Dadi Sett bleiben lassen. Als dieß dem Kapitän des Schiffes, welches dem großen Manne gehörte, bekannt wurde, so schrieb er es an einen seiner Freunde in Europa. Da bekam der Gouverneur einen tüchtigen Verweis: „„Es war sehr ungeziemend von Euch, den Eingebornen den Gebrauch des Palankin's zu untersagen.““ Nun ließ er den Dadi Sett im Palankin sitzen. Zu jener Zeit durften wir uns auch des Wagens nicht bedienen, — es sei denn daß wir eine ausdrückliche Erlaubniß dazu eingeholt hatten. Und selbst dann mußten wir, falls wir dem Gouverneur begegneten, demüthig absteigen und ihn ehrerbietigst grüßen. Erst damals fingen wir allmählig an den Palankin zu brauchen. Wenn wir aber in die Fort's von „Sri Madras oder Sri Bengalen“ gehen wollten, so mußten wir den Palankin draußen lassen. Wir durften auch in den Häusern der großen Engländer nicht mit unsern Schuhen erscheinen. Ja wenn zu jenen Zeiten Diener ihren Herrn um das Gehalt baten, und dieser nicht bei Kasse war, so schrieb er ohne Weiteres an den Cotwal: „Mein Diener hat mir eine unverschämte Antwort gegeben; laß ihm eine tüchtige Tracht Schläge zukommen!“

Unter den Parsi-Studenten der Elphinstone Institution wurde neulich sogar die Frage aufgeworfen, ob die Parsis oder die Engländer höher stehen. Man war natürlich der Meinung, den Parsis gebühre die Krone. Und warum? „Sie verfertigen weit beßre Seife.“

Das Selbstgefühl der Parsis ist auf's Höchste gestiegen, seit-

dem die Königin Victoria den obenerwähnten Jamsetji Jijibhoi zum Ritter erhoben hat.

Im Jahre 1844 erschien eine Guzerathi-Lobschrift auf den „ersten ostindischen Ritter". Fünfzig bis sechzig Seiten handelten von weiter nichts als von der Art und Weise, wie der Mann zu jener unerhörten Ehre gelangte. Die mitgeehrten und mitentzückten Parsi-Brüder jauchzten allerorten Beifall zu: und zwar 1000 Seelen in Bombay, 659 in Surat, 78 in Baroch, 615 in Nausari, 114 in Udepur u. s. w. u. s. w. u. s. w.

Die Freigebigkeit des feueranbetenden Ritters kann sich in der That sehen lassen, und es wäre nur zu wünschen, sie würde minder besprochen. Im Jahre 1847 vollendete Sir Jamsetji Jijibhoi ein Hospital für 75,000 Rupi's und gab außerdem 50,000 Rupi's zur Unterhaltung desselben her, indem er die Regierung bat, dieses Kapital mit sechs Procent zu verzinsen und das monatliche Einkommen durch anderweitige Beiträge von 250 R. auf 850 R. zu erhöhen. Uebrigens legte er die Verwaltung des Hospitals, das jedem Bekenntniß offen steht, in die Hand der „District Benevolent Society."

Er beschenkte ferner im Jahre 1848 das Grant Medical-College mit 15000 Rupi's, indem er die Regierung abermals ersuchte, diese Summe mit sechs Procent zu verzinsen. Im Jahre 1849 endlich bestimmte er 380,000 Rupi's zum Unterhalt und zur letzten Bestattung armer Parsis, sowie zur Verheirathung dürftiger Töchter seines Volkes.

Der obenerwähnte Lobredner, der die Wohlthätigkeit des Ritters bei Heller und Pfennig berechnen zu müssen glaubte, schlug schon im Jahre 1844 die öffentlichen Spenden desselben auf 1,700,000 Rupi's an und glaubte sie auch durch die Beigabe eines Holzschnitts verherrlichen zu müssen. Ein Engel mit einem Horn in der Rechten regt die Schwingen, um über die Welt hin-

fliegend den Erdbewohnern Sir Jamsetji Jijibhoi's Lob zu verkündigen. Eine der Linken angehängte Wagschale mit erklärenden Inschriften zeigt deutlich an, daß die Spenden des Parsi-Ritters die Spenden aller „Andern" zusammengenommen weit überwiegen!!

Wir wenden uns von den Parsis zu den Muselmännern, deren Selbstgefühl hauptsächlich aus der Vergangenheit seine Nahrung zieht und durch die Gemeinheit der Gesinnung, mit der es nur allzuhäufig verbunden ist, ganz besonders unleidlich wird.

Unter den Muhamedanern nehmen besonders die Khodja's [38] unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie stammen, wie es scheint, von dem benachbarten Katsch, wenn nicht ursprünglich gar von Sindh, und sollen sich bis Mascat und Zanzibar verbreitet haben. In Bombay leben sechs bis sieben hundert Familien, fast alle in den mehr untergeordneten Zweigen des Handels beschäftigt, als Krämer, Geldverleiher, Hausirer u. s. w.

Ein gewisser Sadr Din soll sie vor etwa 400 Jahren zum Islam bekehrt haben. Sie entstammen wahrscheinlich den untersten Volksschichten. Daher das sonderbare Gemisch von Dämonenthum, Brahmanismus und Islam, das sich bei ihnen findet. Sie tragen zwar lange Bärte und schwören auf den Koran; das aber hindert sie nicht, die Schlange zu verehren und bei gewissen Gelegenheiten die Brahminen zu Rathe zu ziehen. Sie bewallfahrten die heiligen Orte der Hindu's und Muslim's mit gleicher Liebe, und Hindubräuche werden nach Geburt eines Kindes mehrere Tage lang im Hause verrichtet. Die Sterbenden lassen sich einen Theil aus dem Koran und dem „Das Avatara" [39] vorlesen. Das letztere Werk ist eine hinduisirte Geschichte ihres Apostels Sadr Din. Als einen Abkömmling des Letztern betrachten sie einen Mogul-Edelmann Aga Chan, der in der neuern indischen Geschichte

nicht unbekannt geblieben ist. Ihm weihen sie daher eine Art Verehrung. Diese hält sich jedoch innerhalb sehr bestimmter Schranken. Denn als sich vor einer Reihe von Jahren die Großmutter des Aga Chan in Bombay sehen ließ und Huldigungsgeschenke von den „Gläubigen" forderte, da wurden sie ohne Weiteres „gegen das Blut ihres Heiligen" klagbar und erklärten dem Kadi von Bombay ihre Geneigtheit, sich mit dem Hauptstock der Muhamedaner auf dem Eilande zu vereinen.

Wir kommen nun zu den kleineren Bruchtheilen der Bombay-Bevölkerung, und reden zuerst von den Juden.

Die Juden sollen sich in Bombay und in den benachbarten Orten auf fünf bis sechs tausend Seelen belaufen. Sie zerfallen in drei Hauptklassen, in weiße, in schwarze, und in „Beni Israel." Die weißen Juden haben sich erst in jüngerer Zeit aus Arabien und die schwarzen aus Cochin in Bombay eingefunden, während die „Beni Israel", bei weitem die Mehrzahl, nach ihren eignen Berichten schon vor 1600 Jahren in Navagaum landeten.[40] Woher aber kamen sie? „Aus einem nördlichen Lande," so sagen sie selbst, und Dr. Wilson in Bombay, der sich mit ihnen besonders beschäftigt hat, neigt ziemlich entschieden zu der Meinung: sie seien Ueberbleibsel jener Israeliten, die von den assyrischen Königen in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Auffallend in der That ist es, daß sie erst von den Juden aus Arabien und Cochin in den heiligsten Bräuchen ihrer Religion wieder unterrichtet werden mußten, daß sie die Bezeichnung „Jude" mit Verachtung von sich weisen und daß die jüdischen Lieblingsnamen „Juda und Esther" bei ihnen gar nicht vorkommen. Da sie im Laufe der Zeit sich von heidnischem Beisatz, namentlich von dem Dienst der „bösen Götter", sowie von den bösen Künsten der Wahrsagerei und Zauberei nicht frei erhalten haben, so werden sie von den persischen und arabischen

Juden, die des Handels wegen hierher kommen und zum Theil in langen prachtvollen Gewanden umherstolziren, in der Regel tief verachtet. Sie sind meist Oelmacher, Zimmerleute und Maurer, zum Theil auch Krämer, Schneider, Eisen- und Goldschmiede. Nicht Wenige gehen sogar zur Armee, und fast Alle verlassen den Dienst nicht eher, als bis sie sich Titel und Mittel erworben haben. Der Wohlhabenden giebt es unter den Beni-Israel nicht Viele; doch soll ihr Häuptling immerhin über 200,000 Rupi's zu gebieten haben. Ihr Hauptwohnort auf der Insel ist nicht weit von Mazagaum in einem Theile des Ortes Barkota (Außenstadt). Sie besitzen zwei regelmäßige Synagogen in Bombay, und eine dritte zu Revadunda.

So viel über die semitischen Elemente der Bombay-Welt. Wir werfen nun einen flüchtigen Blick auch auf die europäischen, und zwar zuerst auf die halbeuropäischen.

Die Indo-Portugiesen, mit Einschluß ihrer Bekehrten aus den eigentlichen Eingebornen, besitzen sieben bis acht katholische Kirchen auf dem Eilande. Drei davon gehören dem Erzbischof von Goa, der sie mit eingebornen Priestern besetzt. Doch ist auch in Bombay ein Seminar. Die römisch-katholischen Kirchen dagegen werden von Italienern und Irländern bedient. Bischof Whelan lockte damals durch seine „wohlstudirten" Predigten an hohen Festtagen auch viele protestantische Engländer in seine Kirche, während das Bild der „Großen Mutter" — vermöge seiner „Wunderthätigkeit" trotz einer Hindu-Göttin — die Hindu's und Parsi's fort und fort in die Kirche „Unsrer Dame vom Berge" zieht.

Die Indo-Briten wohnen meist in ganz niedlichen und, von außen wenigstens, ziemlich behäbig aussehenden Häusern. Das angelsächsische Blut in ihren Adern macht sich in so weit wohl

bemerklich. Sonst freilich sind sie, wie überall in Ostindien, ein bedauerliches Geschlecht. Sie vereinen gewöhnlich die Untugenden der Engländer und der Hindu's und werden weder von den Einen, noch von den Andern sehr geachtet. An die Bedürfnisse ihrer Väter mehr oder minder gewöhnt und fort und fort zum Wetteifer mit den Europäern gestachelt, fehlt es ihnen doch an den nöthigen Gaben des Verstandes, des Geschicks und des Charakters, um sich die erforderlichen Mittel zu erwerben und die entsprechende Stellung im bürgerlichen Leben zu erringen. Traurig, daß sie es in Handarbeiten und namentlich im Feldbau auch mit ihren Stammverwandten mütterlicherseits nicht aufzunehmen vermögen. Sind sie doch ein schwaches Mischlingsgeschlecht, das dem indischen Klima auch dann nicht wie ein Vollbluts-Eingeborner zu trotzen vermöchte, wenn sie von Jugend auf an eine echt hinduische Lebensweise gewöhnt würden. Man dachte einmal daran, die indobritischen Waisenkinder in den Freischulen zu Byculla[41] u. s. w. nach Australien zu schicken, um dort „dem angelsächsischen Elemente ihres Blutes" zu einer vollen Entfaltung der angestammten Energie zu verhelfen. Das australische Klima hält ja die Mitte zwischen Indien und Europa; man glaubte daher, Australien sei der rechte Ort für die Pflanze, deren Samen aus Europa kam und unter der tropischen Sonne Indiens aufging. Ich weiß nicht, was aus dem Plane geworden ist. Man suchte später auch die Alten an- und aufzustacheln; allein ihr Ehrgeiz geht nicht über die „indische Marine und die Musik-Bande des Gouverneurs" hinaus. Selbst die Druckerei, die man ausdrücklich für sie eingerichtet, hat ihnen bis noch vor wenigen Jahren nur sehr wenig genützt. Sie bleiben eben, sich und den Europäern zur Last, auf ihrer Hefe liegen, und da sie sich im Laufe der Zeit zwar schwerlich heben, sicherlich aber mehren werden, so sieht

die Regierung ihretwegen schon jetzt mit Blicken der Besorgniß in die Zukunft.

Das Mischgeschlecht war von jeher eine rechte Eiterbeule an dem immerhin künstlichen Aufenthalte der Europäer in Ostindien.

Die reinblütigen Europäer — meist Civilbeamte, Militärs und Kaufleute — beliefen sich der letzten Zählung zufolge auf 5088; darunter waren 3109 männlichen Geschlechts von 14 bis 50 Jahren und nur 1325 weiblichen Geschlechts von dem gleichen Alter. Da liegt das Uebel. Der gemeine englische Soldat kann sich seine Frau aus der Heimath nicht leicht mitbringen oder holen; er muß sich daher in der Regel unter den Töchtern des Landes umsehen.

Zu unsrer Zeit herrschte unter den Europäern zu Bombay und überhaupt in Ostindien eine starke Aufregung, — in Folge der sogenannten „Black-Acts“. Im Jahre 1836 nämlich hatte, auf Antrag Macauly's, der gesetzgebende Rath zu Calcutta beschlossen, daß hinfort auch die Briten in Ostindien den Provinzial-Gerichtshöfen der Compagnie in Civil-Sachen unterworfen sein sollten, und ein gewisser Bethune stellte im Jahre 1849 den Antrag, daß diese Verordnung auch auf Criminal-Sachen ausgedehnt werden möchte.

Das allgemeine Bewußtsein von der Mangelhaftigkeit der englisch-indischen Rechtspflege preßte den Engländern im Innern des Landes einen Schrei des Entsetzens und Unwillens aus. Man hat die englisch-indische Regierung je und je in Verdacht gehabt, als sei ihr die Niederlassung englischer Privaten als Pflanzer u. s. w. ein Dorn im Auge, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es ihr zuwider sei, wenn ihr irgend Jemand zu genau auf die Finger sehe. Daß einzelne Beamte so gedacht und gehandelt haben und noch immer so denken und handeln, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Es war daher so unnatürlich nicht, wenn

englische Privatleute im Innern des Landes Angesichts des neuen Gesetzvorschlags unter andern auch die ängstliche Frage erhoben: Wie, wenn der englische Richter an der Spitze des Provinzial-Gerichtshofs, vor den ich gestellt werde, mich zu fürchten Ursache und somit zu unterdrücken ein Interesse hat? „Indien ist ein Ort, wo Ungerechtigkeit für ein schläfriges Gewissen ziemlich leicht gemacht werden kann; man fabricirt die allerscheinbarsten Aussagen und die allertriftigsten Beweise, so daß selbst derjenige, den keine Furcht des eignen bösen Gewissens in Versuchung führt, Mühe hat das Lügengewebe der Eingebornen bis auf die letzten Fäden zu verfolgen."

Man hielt daher Versammlungen über Versammlungen, um der englisch-indischen Regierung zu „demonstriren", daß sie kein Recht habe britische Unterthanen der Criminal-Gerichtsbarkeit ihrer Gerichtshöfe, wie sie damals waren, zu unterwerfen. In Bombay selbst vereinigte man sich zu einer Addresse an den General-Gouverneur, dessen Ankunft mit jedem Tage erwartet wurde. Ein gewisser Freeman in Calcutta drohete, in eben nicht löblicher Weise, mit dem fernen Donner der europäischen Revolution — und mit dem Schreckbilde der bald bevorstehenden Erneuerung der Charte. „Wenn die Regierung heute statt des englischen Codex den muhamedanischen einführt, wer steht dafür, daß sie nicht morgen an die Stelle der Taufe die Beschneidung setzt!" Ja er sprach es gradezu aus, daß dieses Gesetz die Niederlassung englischer Privat-Personen in Indien hindere; es sei somit auf der einen Seite entschieden gegen das Interesse der heimischen Kaufleute, auf der andern aber auch ein offenbarer Schade für die Eingebornen, die auf diese Weise des „hebenden Einflusses" britischer Ansiedler entbehren müßten.

Ich selbst erlaube mir in Bezug auf den letztern Punkt ein

großes Fragezeichen zu machen. Ob nicht der schlimme Einfluß britischer Ansiedler, bei Lichte besehen, der größere ist? Die Moral der Eingebornen würde, meines Erachtens, auch dann nur wenig gewinnen, wenn weit edlere Beweggründe, als es in der Regel wirklich der Fall ist, den Engländer nach Indien zögen — und wenn nicht ein einziger englischer Kaufmann in Ostindien mit Opium handelte[42]!! Der üble Einfluß, den die Vertrautheit mit dem europäischen Luxus sicherlich übt, würde auch so dem guten Einfluß, den die Bekanntschaft mit der europäischen Sittlichkeit allenfalls üben kann, bei weitem überwiegen. Wann werden doch christliche Journalisten diese einfache aber große Lehre lernen!

In der letztern Zeit haben sich auch ein paar Deutsche, der eine ein Baier, der andre ein Schweizer, als Kaufleute in Bombay niedergelassen[43]; ein deutscher Jude aber macht den Juwelenhändler. Der Letztere hatte damals einen Sattel zu verkaufen, an welchem die Steine allein 56,000 Rupi's werth waren.

In Ostindien ist nur das modig, was von Perlen und Juwelen blitzt.

Die Regierung und das Volk in der Bombay-Präsidentschaft.

In den Präsidentschaften von Madras und Calcutta stehen muhamedanisches und brahmanisches Gesetz unvermittelt nebeneinander, und nur nachträgliche Verordnungen des General-Gouverneurs auf Antrag seines gesetzgebenden Rathes schleifen allmäh-

lich die scharfen Ecken weg und durchdringen beide Seiten je länger je mehr mit dem Geiste christlicher Billigkeit. In der Präsidentschaft von Bombay dagegen wurden die vorgefundenen Bestimmungen für die Rechtspflege durch den Gesetzcodex des Gouverneurs Elphinstone mit einem Male beseitigt.

Man darf aber ja nicht meinen, daß in einer möglichst schnellen und vollständigen Anglisirung des Gesetzes das Heil der indischen Rechtspflege zu suchen sei. Der Engländer betrachtet das Geschwornen-Gericht als die Krone englischer Einrichtungen „aus den Tagen des großen Alfred“ (?), und hängt daran mit schwärmerischer Verehrung. Gleichwohl weiß ein Jeder, daß in den Tagen der Tudor's, der Stuarts, besonders aber unter der Regierung Karls II. und Jakobs II., die Geschwornen-Gerichte sich zu Werkzeugen der gröbsten Ungerechtigkeit gebrauchen ließen. Erst als der gesellschaftliche Ton sich entschieden gehoben hatte und die öffentliche Meinung den Machthabern gegenüber eine Macht geworden war — etwa seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts — fingen die Geschwornen-Gerichte an, die Wirkung, die von Anfang an beabsichtigt war, einigermaßen auf die Volksgemeinde zu üben. Sollte aber Indien, wo Stamm, Religion und Kaste die Interessen hundertfach spalten, und wo Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit unter dem Volke fast zur Fabel geworden sind, für eine Rechtspflege auf dem Wege der Geschwornen-Gerichte reif sein?

Man ging eben, als ich in Bombay war, in dem gesetzgebenden Rathe zu Calcutta damit um, die Geschwornen-Gerichte, die Lord William Bentink dem Lande geschenkt, zu verbessern und auszudehnen. Die Einrichtung war nie populär gewesen. Von 1216 Fällen, die im Jahre 1847 vor den Sessions-Judge gebracht wurden, waren nur 188 vor einem Geschwornen-Gerichte untersucht worden. Der neue Jury-Act, der zu Anfang des Jahres

1850 in Kraft treten sollte, beabsichtigte die Theilnahme an dem Geschwornen-Gerichte durch Geldstrafen zu erzwingen, indem er jedoch nach wie vor den Gebrauch oder Nichtgebrauch desselben in das Belieben des Verklagten stellen wollte. Der theilweise Zwang zum Genuß einer Würde, die man nicht zu würdigen weiß, kann die Einrichtung schwerlich populärer machen.

„Das Gesetz,“ so ließ sich damals ein Eingeborner öffentlich vernehmen, „stellt die Beilegung von Streitsachen auf dem Wege des Schiedsgerichts frei; diese Erlaubniß aber ist des allgemeinen Sittenverfalles wegen ohne wirklichen Nutzen. Wenn man auch dazu geneigt wäre, einen Streit vor dem Panschat schlichten zu lassen — es ist ja unmöglich einen Eingebornen zu finden, auf dessen Redlichkeit sicher zu bauen wäre.“

Die Stimme dieses Eingebornen über die Zustände seines eigenen Volkes ist fast zu hart. So viel aber steht felsenfest: das erste Hinderniß zu einer bessern Rechtspflege liegt in den Zuständen der Eingebornen selber.

Andere Stimmen aus dem Volke freilich — und diese bilden weitaus den Chorus — gehen aus einer ganz andern Tonart. Sie schieben alles Elend in dieser Beziehung der englischen Regierung in die Schuhe, deren Rechtspflege allzu kostspielig, langwierig, buchstabenkrämerisch, zeugenpeinigend sei. „Hinweg mit der Gerechtigkeit der englischen Regierung. Besser offene Ungerechtigkeit als solch ein leeres Schauspiel von Gerechtigkeit. Es geht ein Gerücht unter unserm Volke daß, nachdem die Engländer das Land der Peischwas erobert hatten, ein gewisser Richter zu Ratnagiri zu beiden Seiten seiner Gerichtsstube zwei Bilder aufhing. Das eine stellte einen ganz Nackenden, das andere einen nur Halbbekleideten dar. Man frug den Richter, was er damit meine; dieser erwiederte: „„der ganz Nackende bezeichnet den, der

seinen Proceß verloren, der Halbbekleidete dagegen den, der ihn gewonnen hat. Das ist die Gerechtigkeit, die wir hier üben.""

Der Geograph Ritter bemerkt bei Gelegenheit der Elphinston'schen Reformen in Bombay:

„Vielleicht daß eben hieraus für Bombay eine neue Gefahr hervorgeht, wenn bei der noch vorhandenen niedern Stufe der Entwicklung statt Humanität Frechheit das Ergebniß der Milde sein sollte — was der trübe Blick der Gegenpartei wenn auch nur vermuthet." Nun, die vorerwähnte Stimme, die jedenfalls unverschämt genug ist, läßt sich vielleicht als einer von vielen Belegen dazu betrachten. Das „trübe" Auge der Gegenpartei hat wohl nicht durchweg zu schwarz gesehen.

Man wolle mich aber ja nicht so verstehen, als meinte ich, die englische Rechtspflege könnte bei den einmal vorhandnen Zuständen der Eingebornen nicht besser sein und nicht besser werden. Die Regierung wäre es dem Lande mindestens schuldig, die Zahl der europäischen Richter zu vermehren und so dem Unfuge der eingebornen Collegen, die mit beiden Händen Bestechungen annehmen, nach Kräften zu steuern. Die Sache ist auch finanziell nicht im mindesten schwierig, denn die bisherigen Gehalte, die bis ins Ungeheure gehen, lassen sich ohne alle Besorgniß, man möchte dadurch zur Bestechlichkeit reizen, ziemlich lang beschneiden. Mit der bloßen Vermehrung der europäischen Richter freilich ist es nicht gethan; man nöthige sie die Sprache des Landes gründlich zu lernen, und benehme ihnen nicht durch häufige Versetzung in ein ganz anderes Sprachgebiet die Lust und den Muth dazu.[44]

Man muß der Bombay-Regierung das Zeugniß geben, daß sie trotz ihrer übertriebenen Angst vor den Vorurtheilen der Eingebornen gewisse Zumuthungen des Kastendünkels in Bezug auf die Gerichtsstube entschieden von der Hand gewiesen hat. Bis

zum Jahre 1843 nämlich ging die Unsitte ziemlich allgemein im Schwange, den sogenannten „Kastenlosen", mochten sie nun als Kläger, als Verklagte oder als Zeugen auftreten, den Eintritt in die Gerichtsstube zu versagen.

Dagegen gereicht es der englischen Regierung ganz und gar nicht zur Ehre, daß unter ihr der Gebrauch berauschender Getränke in auffallender Weise zugenommen hat. Selbst Brahminen scheuen sich nicht mehr vor dem „Feuertranke"; sie weihen ihn zuerst der Devi, um ihm so den Stachel für ihr zartes Gewissen zu nehmen. Unter der Regierung des Peischwa beschränkte man die Erlaubniß zum Verkauf berauschender Getränke auf ein paar Orte; jetzt — so klagt man bitterlich — sind derlei verführerische Genüsse „in jedem Gäßchen" zu haben.

„Die englische Regierung gleicht dem Thiere, das seine eigenen Jungen hinunterschlingt; im Geiste äußerster Selbstsucht sucht sie nur ihre Koffer zu füllen." Solche und ähnliche Lectionen muß sich nun die christliche Regierung von dem sittlich strengeren Theile der Heiden gefallen lassen. Sie hat aber, Gott Lob! schon im Jahre 1838 einzulenken angefangen. Im September desselben Jahres nämlich wies man von Bombay aus sämmtliche Collectoren im Innern des Landes an, der Bereitung und dem Verkauf berauschender Getränke möglichst zu steuern. Die Bhundari's sollten das unbeschränkte Recht der Brennerei hinfort nicht mehr haben, kein Erlaubnißschein zum Verkauf berauschender Getränke sollte in Zukunft ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung gegeben werden, und — was sehr wichtig ist — die paar Läden, die man nothgedrungen noch ferner gestatten würde, sollten allesammt den Augen des Publicums offen liegen, damit so der Besuch derselben von der öffentlichen Meinung in Schranken gehalten würde. Die Verordnung war gut, und es ist bloß

Schade, daß sie bis daher großen Theils ein todter Buchstabe geblieben.

Die Regierung erlaubte damals den in ihrem Dienste stehenden Hindus fünfzehn, den Muselmännern elf und den Christen sechs jährliche Feiertage. Wir wollen nicht hoffen, daß mit dieser Scala eine richtige Abstufung ihrer Sympathien gegeben sei.

Man geht oft zu weit in der Anschuldigung der Regierung in Bezug auf ihre Betheiligung am Götzendienste. Ein Reisender fand auf einer kleinen Insel des Godavery bei Kopergaum einen Wischnu-Tempel, an den die englische Regierung „zur Sicherung des rechtgläubigen Wischnu-Dienstes" monatlich 100 Rupies zahlte, und außerdem noch andere Heiligthümer, deren Priester „zur Erarbeitung eines Stocks von Gerechtigkeit" 410 Rupien von eben dorther empfingen. Er frug öffentlich an: ob denn die Regierung, welche vierzig heidnische Priester zu mästen für gut befinde, an die Götter jener Priester erfahrungsmäßig glaube? Die Sache ist aber die: die Regierung zahlt jene Gelder keineswegs aus ihrer Tasche, sondern aus den Einkünften der Tempelgüter, die in ihren Händen sind. So scheint es nur recht und billig, daß sie auch den heidnischen Tempeln das Ihrige zukommen läßt, aber es ist nicht fein und löblich, daß sie sich an der Verwaltung heidnischer Tempelgüter irgendwie betheiligt, — mögen auch, im Falle der Nichtbetheiligung, die Einkünfte derselben zum großen Theile in die Privattaschen der heidnischen Verwalter fließen.

Grant Duff erzählt uns in seiner Geschichte der Marathas, daß Dabhade Senapati einige tausend Brahminen mehrere Tage lang zu Tullygaum bei Puna zu füttern pflegte. Badjirao setzte nach seinem Siege über Dabhade diese jährliche Spende (Dakschina) fort, indem er besondere Gaben für allerlei Gelehrte hinzufügte. Madhu Rao beschränkte die Schenkung größtentheils auf

arme Brahminen, die sich durch Wissen, Sittlichkeit und Heiligkeit auszeichneten; allein unter Badjirao II. artete sie abermals fast ganz in eine abergläubische „Brahminen-Fütterung“ aus.

Auch die britische Regierung wollte es mit den Brahminen nicht ganz verderben; sie machte aber Gelehrsamkeit hinfort zur unerläßlichen Bedingung für die Theilnahme an der üblichen Spende und verwandte einen Theil derselben zur Errichtung einer Sanscrit-Schule zu Puna (1821).[45] Eine erklärte Absicht dabei war es, „sich die Anhänglichkeit gelehrter Brahminen zu sichern, die durch den Regierungswechsel schwer gelitten hatten, und auf die Gesinnung des Volkes im Großen und Ganzen einen bedeutenden Einfluß übten.“

Die Sanscrit-Schule, die hauptsächlich die alte Literatur erhalten und durch die alte der neuen aufhelfen sollte, wollte trotz aller Reformen die erwünschten Früchte nicht tragen. Fast Alle, die daraus hervorgingen, zeigten sich als die thätigsten Freunde des altväterlichen Aberglaubens und als die entschiedensten Feinde nützlichen Wissens, wohlthätiger Reformen und — der britischen Regierung selbst, die sie ja mit dem fettesten Mark der alten heiligen Literatur genährt hatte. Das Studium des Sanscrit in der Schule zu Puna, von eingebornen Gelehrten geleitet, hatte nämlich von vornherein einen religiösen Charakter, und die nachträglichen Versuche des Major Candy, der im Jahre 1837 die Leitung in seine Hände nahm, dieser quasi hindu-theologischen Facultät ein wenig Englisch und Marathi aufzupfropfen, wollten nicht nach Wunsch verfangen. Man suchte die Aufmerksamkeit der Studenten nebenbei auch auf europäische Medicin, Astronomie u. s. w. zu lenken. Umsonst. Was kümmerten sich die „Zweigebornen“ um das copernicanische System der Barbaren! Man seufzte nach den glorreichen Tagen der Pandava's, wo die Brah-

minen wie Götter geehrt wurden, und Könige und Königreiche unter ihren Flüchen zitterten. Hinweg mit Dampfschiffen, Eisenbahnen und Druckerpressen!

Im Jahre 1849 hatten die Schüler des englischen Seminars zu Puna im Sinne, die Regierung zu bitten, sie möchte doch die jährliche Spende von 3000 Rupi's, die bisher nur dem Müßiggang einiger Brahminen Vorschub geleistet habe, mit dem Aussterben der bisherigen Empfänger zu einem bessern Zwecke, etwa zu Prämien für solche, die sich in nützlichem Wissen auszeichnen, künftighin zu verwenden geruhen. Allein die Priester zu Puna erregten die wüthende Menge wider sie; man drohte den „Atheisten" mit Verstoßung aus der Kaste. Erschrocken zog einer nach dem andern seinen Namen zurück. Auch Schüler des Sanscrit-Collegiums hatten mit dem Pöbel gemeinsame Sache wider die Schüler des englischen Seminars gemacht; da gingen der Regierung die Augen etwas weiter auf.

Schon um Mitte des Jahres 1851 verband man nun die Sanscrit-Schule zu Puna geradezu mit dem dortigen englischen Seminar und fügte außerdem eine vollständige Marathi-Abtheilung bei, damit nicht das mitzutheilende Wissen im Innern der Schüler versumpfen, sondern einen Canal zum freien Ausströmen unter das Volk finden möchte. Auch so noch sollte es den Sanscrit-Schülern frei stehen, ob sie an dem englischen Unterricht Theil nehmen wollten oder nicht, aber die hl. Sprache sollte hinfort bloß in philologischer Weise betrieben werden. Eine gleiche Freiheit wurde den englischen Schülern in Bezug auf das Sanscrit gestattet. Von dem Studium des Marathi aber sollte Niemand entbunden werden.

Schade, daß man in Bezug auf das Sanscrit in das entgegengesetzte Aeußerste verfallen ist. Zwischen dem rein sprachlichen

und dem hindu-theologischen Studium liegt das historische mitten inne. Wie lehrreich könnte dasselbe von einem tüchtigen europäischen Lehrer gemacht werden! Viel wäre schon gewonnen, wenn dabei auch nur der Eine Gedanke klar würde, daß das indische Religionssystem aus der Naturanschauung entsprungen ist, daß es im Laufe der Zeiten sich unter mancherlei historischen Einflüssen gemodelt hat, und daß sich auch durch die wirrsten Irrthümer ein rother Faden der Wahrheit zieht.

Die Regierung hat 5880 Rupi's jährlicher Unterstützung für arme Schüler an jener Anstalt ausgesetzt, die von nun an den Titel „Puna-College" führt und mit einer Normal-Schule zur Anlernung eingeborner Lehrer versehen ist. Nicht unbedeutende Prämien sollen überdieß die befähigten Schüler zur Verfassung nützlicher Schriften in der Volkssprache anfeuern. Leider sind die oben erwähnten 5880 Rupi's Stipendien größtentheils „armen Brahminen" durch eine ausdrückliche Bestimmung gesichert worden.[46] Was doch für einen unaustilgbaren Respect die englische Regierung vor den indischen Erdengöttern hat! Aufrichtiges Mitleiden mit den „schweren Verlusten, die sie durch den Regierungs-Wechsel erlitten haben," ist dabei schwerlich im Spiele.

In der Anstalt zu Bombay, die dem Gouverneur Elphinstone zu Ehren „Elphinstone-Institution"[47] heißt, tritt das Sanscrit fast ganz in den Hintergrund. Sie enthielt zu meiner Zeit 705 Zöglinge in einer untern, 160 in einer mittlern und 51 in einer obern Abtheilung, die man mit dem Namen eines „College" zu schmücken beliebt hat. Fast alle leider, denen es nicht gelingt, sich durch die erforderliche Prüfung eine Freistelle in dem College zu erringen, verlassen die Anstalt, nachdem sie die beiden untern Abtheilungen durchgemacht haben, was sich bei leidlichen Anlagen und mäßigem Fleiß in einem Zeitraume von vier bis sechs Jahren

thun läßt. Sie sind dann mit den Werken ihrer eigenen Literatur ein wenig bekannt, haben die ersten Elemente des Sanscrit inne, verstehen ein leichtes englisches Buch, wissen etwas Geographie, Geschichte und Naturlehre, sind bis zu den quadratischen Gleichungen vorgedrungen und haben fünf Bücher des Euklid — wenn nicht verdaut — doch vorschriftsmäßig genossen.

Was wird dann aus einem Solchen? Wir wollen es uns von einem Eingebornen selber sagen lassen:

„Ein Hinduknabe wird zur Schule geschickt, um die ersten Elemente einer englischen Erziehung zu empfangen. Seine Eltern, eng und selbstsüchtig in ihren Ansichten von dem Werth der Wissenschaft, wollen weiter nichts, als daß er sich die drei großen Erfordernisse des praktischen Lebens zu eigen mache: Lesen, Schreiben und Rechnen, um sich so für den ausgezeichneten Posten eines Schreibers mit 20 Rupi's monatlichen Gehalts geschickt zu machen. Wie sind seine Eltern so stolz, ihn mit einemmale als unabhängigen Mann zu sehen, und wie schwillt er selbst vor lauter Wohlgefallen in sich auf! Die Bücher werden nun vor allen Dingen bei Seite gelegt; der Zweck, dem sie dienen sollten, ist ja erreicht. Er geht um zehn Uhr in sein Bureau und kommt um fünf bis sechs Uhr ermüdet wieder. Der Tag endet im besten Falle mit elendem Geschwätz, im schlimmsten mit einer sündlichen Nacht voll Spiel und Ausschweifung."

Ich hatte Gelegenheit einer Prüfung für Collegial-Freistellen beizuwohnen. Die meisten der Bewerber waren Parsis; unter den Hindus bemerkte ich mehrere Banjanen mit rother Kopfbedeckung. Nur Ein Muselmann hatte sich eingefunden. Der damalige Vorsteher der Anstalt, Green, ein eifriger und durchgreifender Mann, meinte: die Hindus studiren besser, aber die Parsis sind Leute des Lebens. Parsis bildeten damals die Mehrzahl unter den dreizehn

eingebornen Lehrern der Anstalt. Etwa weil sie praktischer sind? Der Lehrgang des College ist auf vier Jahre berechnet. Geschichte und Literatur, Logik, politische Oekonomie, Mathematik, Physik, Chemie und Botanik sind die Gegenstände, die darin gelehrt werden. Vollkommen genug, um jungen Hindus, denen die europäische Wissenschaft das Herz gründlich leert oder doch leer läßt, den Kopf bis zum Schwindel zu überfüllen. Es empört mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher vornehmen Nonchalance die ausgezeichnetsten Zöglinge des College — meist Parsis — den Preis ihres Talentes und Fleißes aus den Händen des General-Gouverneurs, der der öffentlichen Prüfung beiwohnte, in Büchern geschichtlichen, poetischen und philosophischen Inhalts entgegenzunehmen beliebten. Der edle Lord Dalhousie, General-Gouverneur und nebenbei „Lordpatron der Freimaurerloge in Ostindien", stand bei weitem bescheidener da.

Ich habe selbst aus der Feder eines Heiden eine bittere Klage über die sittliche Bodenlosigkeit derer gelesen, die in den Regierungsschulen erzogen werden. „Ihre eigne Religion wird ihnen entzogen und eine andre nicht eingepflanzt; wie kann man da erwarten, daß ihr Betragen von sittlichen Grundsätzen, die auf Gottesfurcht beruhen, geleitet werde." Sonderbar! Ich fand in der Anstalt selbst ein sogenanntes „Moral-Claß-Book" vor, dessen Einleitung ganz richtig sagte, daß es ohne Religion keine wahre Sittlichkeit gebe. Als ob der „Board of Education", unter dessen oberster Leitung das gesammte Unterrichtswesen in der Präsidentschaft steht, vor seinen eignen Schulen warnen wollte.

Henderson, einer der tüchtigsten europäischen Lehrer an der „Elphinstone-Institution", gab während meines Aufenthalts in Ostindien seine Verbindung mit jener Anstalt „Gewissenshalber" auf. Er wollte kein „junges Hindostan" in sittlicher und politi-

scher Beziehung heranbilden helfen. Vielleicht, daß auch der Regierung selber die Augen aufgehen, wenn sie sich erst eine noch größere Anzahl freigeisterischer Demagogen wird auferzogen haben.

Die Regierung freilich hat hiebei keinen ganz leichten Stand, dafern sie nicht etwa — gegen ihr nächstes Interesse — ihre bisherigen Versuche, die Eingebornen in den Kreis europäischer Bildung hereinzuziehen, so gut wie fallen läßt. Daß sie berechtigt wäre ihren Unterthanen die europäischen Wissenschaften nur unter der Bedingung feilzubieten, daß man den christlichen Religions-Unterricht mit in den Kauf nehme, wer wollte das bestreiten? Auch wäre durchaus nicht zu fürchten, daß eine solche Maaßregel die Regierungsschulen völlig leeren würde. Wozu sich die Eingebornen in den Missionsschulen schon seit längerer Zeit verstehen — warum sollten sie sich davor in den Regierungsschulen sträuben, vorausgesetzt nämlich, daß auch die letztern den Unterricht ganz umsonst zu geben sich entschlössen? Es frägt sich aber, ob ein solches Verfahren seitens der Regierung im Großen und Ganzen wahrhaft frommen würde. Die Stellung der Regierung zu den Eingebornen ist jedenfalls eine andre, als die einer Privatgesellschaft. So muß denn, was für die eine recht ist, nicht unbesehens auch für die andre billig heißen.

Man hat der Regierung den Vorschlag gemacht, sie solle wenigstens eine „freiwillige Bibelklasse" einführen; allein wie Viele würden daran Theil nehmen! Die ganze Maaßregel könnte fast nur den Sinn eigner Gewissens-Verwahrung haben.

Ich weiß nicht, ob die Regierung dem Geschichtslehrer in der Elphinstone-Institution auch nur gestattet, die Weltgeschichte im Lichte des Christenthums vorzutragen. Sie fürchtet sich jedenfalls viel zu viel vor der sogenannten „Einmischung." Die ganze britische Regierung in Ostindien ist ja nichts als Ein großer,

fortgesetzter Akt der Einmischung. Sie hat Griffe gethan — und thut sie fortwährend, — die dem armen Hindu bei weitem mehr ans Herz und ans Leben gehen, als die gelegentliche Anhörung christlicher Gedanken, mit denen sich am Ende viel leichter fertig werden läßt, als etwa mit der Auflage der „Werkzeug-Steuer.“

Das mit dem Hospital verbundene „Grant Medical College“ unter Dr. Morehead's Leitung zählte damals 22 Zöglinge: 10 Hindus, 9 Parsis und 3 Hinduportugiesen. Man fürchtete, die Zahl derselben würde nicht leicht zunehmen. Der Unterricht nämlich wird mittelst der englischen Sprache ertheilt, und diejenigen, die derselben insoweit mächtig sind, daß sie medicinischen Vorlesungen darin zu folgen vermögen, können mit Leichtigkeit ein Aemtchen mit 25 Rupis monatlichen Gehalts erhaschen, während die Zöglinge des „Medical College“ nur 7, höchstens 12 Rupis zu ihrem monatlichen Unterhalt empfangen und am Ende ihrer Studien — so fürchtete man anfangs — nicht ganz sicher auf eine gute Anstellung zu rechnen im Stande sind. Dazu kam eine fast unüberwindliche Scheu der Hindus und Parsis vor der anatomischen Zergliederung des menschlichen Körpers. Gerade zu meiner Zeit hielt man zum erstenmale klinische Vorlesungen, und ein oder zwei Jahre später entließ das College die ersten acht Graduaten: drei Hindu-Portugiesen, drei Hindus und zwei Parsis, mit der Anwartschaft auf den neuerrichteten Posten eines „Unter-Hülfswundarztes“ mit einem monatlichen Gehalt von 100 Rupis für den Anfang und einer bestimmten Aussicht auf weitere Beförderung. Die Halle war, als man den jungen Leuten ihr Diplom überreichte, zum Erdrücken voll, und der Hauptrichter, der bei dieser Gelegenheit den Vorsitz führte, gratulirte in ächt englischer Uebertreibung der englischen Verdienste um die Bildung der Eingebornen, daß nun „der zweitausendjährige Schlummer der Hindus zu Ende gehe.“

So viel über die Stellung der englischen Regierung zu den geistigen Interessen des Volkes. Wie nimmt sie denn die materiellen Interessen wahr?

Ich habe Einzelne sagen hören, daß die von Maratha-Fürsten regierten Landstriche bei weitem blühender seien als die den Engländern unterworfenen Provinzen. Auf solche Aussagen der Eingebornen ist nicht allzu viel zu geben, und da ich nicht die Mittel hatte, obige Behauptung an der Wirklichkeit zu messen, so mag sie auf sich beruhen.

Es ist bekannt, daß die Politik der Engländer, als eines Handelsvolkes, in Ostindien darauf hinausgeht, die Manufakturen der Eingebornen durch englische je länger je mehr zu verdrängen. An manchen Orten, wo der Weber sonst seine 10 — 25 Rupis monatlich verdiente, muß er sich nun schon mit 3 — 5 Rupis begnügen. Ein gewaltiger Unterschied!

Kaufmännische Klugheit sowohl als gemein menschliche Barmherzigkeit machen es daher den Engländern zur Pflicht, zum Ersatz für die Unterdrückung der Manufakturen nun wenigstens den Ackerbau zu heben.

Thun sie das? Antwort: Ach leider nicht nach Kräften. Es ist nicht so sehr die schwere Abgabe, welche den Ackerbauer zu Boden drückt, als die Zahlung derselben in baarem Gelde. Ueber baares Geld hat der arme Mann nicht zu verfügen. Wie soll er dazu gelangen? In sehr leichter Weise. Da wohnt ein wohlhabender Reishändler dicht neben ihm; der starrt von Schmutz und sieht fast wie ein Bettler aus, hat aber Geld die Fülle und dazu die größte Lust damit zu helfen. Er macht nur eine kleine Bedingung, die nämlich, daß der Bauer seinen Reis für einen Spottpreis hergebe — und zwar die ganze Ernte, um so mindestens einen Theil der alten Schuld sammt den aufgehäuften

Zinsen zu tilgen. Der arme Bauersmann hat weiter keine Wahl, und er ist am Ende auch gar wohl zufrieden. Der gute Freund, der heuer den Reis in klingende Münze verwandelt und damit seine Steuern bezahlt, ist zu gleichem Liebesdienste auch das nächste Jahr bereit. Außerdem will er ihm ja, so viel er bedarf, von seinem Reis um den gewöhnlichen Marktpreis wieder ablassen. Wie gütig! Schade nur daß, sobald weit und breit der Reis aus den Händen der Bauern in die Hände der Händler gewandert ist, der Marktpreis mit einem Male hoch hinaufgeht. Wehe wenn nun der Regen zu seiner Zeit etwas dürftig ausfällt! So kostet dieselbe Quantität, die der Bauer für einen Gulden hingeben mußte, mindestens zwei. Das kann und will der arme Mensch nicht geben. Da hilft ihm sein treuer Freund von neuem aus. Er bietet ihm eine billigere Sorte an, die er, gerade für einen solchen Nothfall, 8 — 10 Jahre hat liegen lassen. Der himmlisch-gute Reishändler !

Ich frage im Namen der Menschlichkeit: Warum erlaubt man dem armen Bauer nicht, die schwere Steuer allenfalls in Reis, wenn auch immerhin zu einem mäßigen Preise, an die Regierung zu entrichten? Eben in diesem Jahre herrscht in Folge einer gänzlichen Mißernte wieder eine furchtbare Theurung in Indien; die hungernde Menge hat hie und da die Magazine der Reishändler gestürmt und geplündert, und die Regierung Reistransporte, die zur Ausfuhr bestimmt waren, aufgegriffen und an die Darbenden verkauft. Zu solchen Zwangsmitteln brauchte es hinfort nicht wieder zu kommen, wenn zur Zeit der Noth die Regierung selbst wohlgefüllte Reisspeicher öffnen und somit dem Reiswucher Maaß und Ziel zu setzen im Stande wäre.

Die Engländer könnten aber zur Hebung des Landes noch weit mehr thun. Viele Flüsse verschütten den größten Theil des

jährlichen Monsum-Segens in die Salzfluth und verwüsten dabei stets das Flachland. Was für eine Wohlthat, wenn man dem überflüssigen Lebensblut einen künstlichen Körper mit weitverzweigten Adern und Gefäßen schüfe, ich meine, wenn man das überflüssige Wasser in Kanälen und Teichen über das umliegende Land hinführte und so auf der einen Seite das lechzende Erdreich befruchtete, auf der andern Seite aber dem Ungestüm der Monsumgeschwellten Flüsse wehrte!

Neben dem Bau von Bewässerungsanstalten sollte man aber auch die Herstellung der nöthigen Landstraßen, sowie überhaupt einer guten und billigen Verbindung über das ganze Land hin eifrigst betreiben. Es ist nicht genug, daß man die Zeugungskraft des Landes erhöhe, man muß auch den Austausch der Erzeugnisse selbst zu fördern suchen. Eisenbahnen freilich thun es in Indien nicht — schon deßhalb nicht: „Eilbeförderung ist ein Luxusartikel und Indien ist gegenwärtig zu arm, um für Luxusartikel zu zahlen."

Aber auf Eisenbahnen hat sich das englische Publicum in seinem eigenen kaufmännischen Interesse gesetzt. Gerade als ich in Bombay war, stampfte man in allen Blättern mit den Füßen, daß der Bau der Eisenbahn — zunächst von Bombay bis Kalliani — wieder auf ein Jahr hinausgeschoben schien. „Wessen Wagen steht denn im Wege?" so frug man entrüstet, indem man nicht recht wußte, ob man seinen Aerger über die „ehrenwerthen Zwanzig und Vier" im ostindischen Hause, oder über den königl. „Board of Control" ausgießen sollte. Denn nur wenn „die Westküste Ostindiens mit Eisenbahnen versehen wird, ist sie im Stande, es mit den Vereinigten Staaten auf den Baumwollenmärkten aufzunehmen. Darum müssen Eisenbahnen gebaut werden, oder das Land geht zu Grunde." [48]

Mit der beabsichtigten Eisenbahn zwischen Tankaria-Bander und Baroda, einem der fruchtbarsten Gebiete des westlichen Indiens, war es damals noch viel weiter im Felde.[49] Die Kapitalisten in Guzerat zeichneten eben nur unter der Bedingung, daß die Regierung auch hier, wie bei der Eisenbahn zwischen Bombay und Kalliani, fünf Procent im Voraus sicherte und eine Verbindung mit der Bombay-Linie zu Stande käme.

Daß die Kaufleute zu Bombay große Erwartungen an das Eisenbahnnetz knüpften, womit sie namentlich die Baumwollendistricte des westlichen Indiens übermaschen wollten, kann man nicht unnatürlich finden. Sehr befremdlich aber klingt es jedenfalls, wenn der Oriental Spectator, herausgegeben in Verbindung mit der Mission der schottischen Freikirche zu Bombay, unter der Rubrik „Religious Intelligence" die Bildung eines Eisenbahn-Comités im Jahre 1845 mit folgenden Worten anzeigt:

„Viele sollen hin- und hergehen und Erkenntniß soll sich mehren. So sagt der Prophet. Er meint ohne Zweifel die Erkenntniß Gottes. Die Erfüllung dieses Wortes hat schon begonnen; aber schnell herbeieilende Jahre verheißen eine noch merkwürdigere Erfüllung."

Was für Fische gedenkt man denn in dem indischen Eisenbahnnetz dereinst zu fangen? Die Leichtigkeit, mit welcher der Missionar auf den eisernen Schienen ins Land hineinzugleiten vermag, wird durch anderweitige Nachtheile mehr als aufgehoben. Die Eisenbahnen werden am Ende ein paar Eingeborne noch reicher, Hunderte dagegen viel ärmer machen. Das Schlimmste aber, was in ihrem Gefolge sicherlich kommt, ist der Geschmack an dem europäischen Luxus, der dem englischen Kaufmann den Koffer füllt, dem armen Hindu aber die Taschen leert und bei der Unerschwinglichkeit der Mittel, die zur Verschaffung desselben unentbehrlich

sind, ihn zu Lug und Trug stachelt. Der Kerkermeister zu Colombo auf Ceylon weiß es aus seinen Listen zu beweisen, daß die unvermittelte Einführung des europäischen Luxus unter ein sittlich verfaultes Heidenvolk nicht sowohl eine Vermehrung der Betriebsamkeit, sondern vielmehr der Schurkerei zur Folge hat.

Zu Anfang dieses Jahres hieß es in den öffentlichen Blättern: der Eisenbahn- und Telegraphenbau schreitet rüstig voran, und viele Fürsten des Landes kommen nach Bombay, um die „europäischen Wunder" anzustaunen; der Radja von Dharr campirt eben jetzt mit einem glänzenden Gefolge von 2000 Köpfen vor der Stadt.

Einen altgläubigen Brahminen vom Lande aber hörte ich schon damals klagen:

„Wehe, Wehe! Alles geht in diesem entarteten Zeitalter zu Grunde. Man hört nur von Landstraßen, Dampfschiffen u. dgl. Dingen; blicke wohin du willst — du findest europäisches Zeug und chinesisches Gut. Doctoren und Apotheker, wunderbare Maschinen, Postanstalten und Druckerpressen auf allen Seiten. Jeder hat ein Buch in der Hand und denkt, er muß den Gelehrten spielen."

Ein aufgeklärter Spaßmacher dagegen warnte alle Hindupilger im voraus vor dem Gebrauch der Eisenbahn, die erst werden sollte.

„Es war einmal ein reicher Mann, der wollte doch auch eine Pilgerfahrt nach Benares machen; sie sollte ihm aber nicht gar zu sauer werden. Er setzte sich daher zu Pferde. Sein Lieblingshund begleitete ihn. Alle drei starben in dem Sitze aller Heiligkeit. Als nun der Wagen der Götter kam, um die Abgeschiedenen in den Himmel einzuholen, wurden dem Pferde und dem Hunde die Ehrensitze angewiesen; dasselbe geschah bei ihrer An-

kunft im Göttersaale. Und was war der Grund? Pferd und Hund hatten die Pilgerreise, den heiligen Büchern gemäß, barfuß gemacht und dabei Hitze und Kälte ausgestanden, während der reiche Mann in aller Bequemlichkeit geritten war.

Merkt euch das, ihr Hindupilger und hütet euch vor den Verdienst-schmälernden Eisenschienen der Barbaren!"

Auch in Bombay hoffte man von der „Erneuerung der Charte" den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters. Englische „Gracchus und Lentulus" an Ort und Stelle stachelten die Eingebornen zu gemeinsamen Maaßregeln, und selbst aus England bliesen die Gegner der britischen Regierung in Ostindien wacker mit drein.

Mr. Lewin, der, früher Mitglied des „Obersten Rathes", in gewissen Kreisen als Märtyrer für die Sache der Freiheit gilt, schrieb an den Herausgeber einer englischen Zeitung in Ostindien geradezu: „Vom Hofe der Directoren ist im wahren Sinne der Gerechtigkeit wenig zu erwarten; bei diesen Leuten gilt Macht für Recht. Die Bewohner der Gebiete, die der ostindischen Compagnie gehören, seien sie nun Hindus oder Muselmänner, sollten sich selbst zu regieren suchen. Bis sie sich insoweit aufraffen, werden ihre Klagen nur ein spöttisches Lachen seitens der Directoren zur Folge haben."

Mit einem Male rafften sich die Eingebornen wirklich auf und zusammen — in „Associations." So patriotisch waren sie auf einmal geworden? Ach nein, es war nur eine gewisse Klasse, die bereits in den untern Regionen der Verwaltung Posto gefaßt hatte und nun noch höher hinauf wollte — wo möglich bis in die obersten Regionen hinein. An die Uebel, die auf dem Rücken des Volkes lasten, dachte man meist auch nicht mit Einem Gedanken. Die Inder, durch Stammes-, Religions- und Kasten-

verschiedenheit hundertfach zerklüftet, haben im Grunde einen rechten Begriff weder von „Volk", noch von „Vaterland."

Die sogenannte „Britisch Indian Association" fand an der ganzen bisherigen Verwaltung auch nicht Ein gutes Fäserchen. Sie beabsichtigte das Parlament um eine Umgestaltung von Grund aus und bis an den Gipfel hinan zu petitioniren.

Erstens: Hinweg mit dem Hof der Directoren! An die Stelle desselben ein „London Board", gewählt halb von den Eigenthümern indischer Actien und halb von den Inhabern der Regierungs-Obligationen. (Die letztern sind nämlich meist Eingeborne).

Zweitens: Man errichte einen „gesetzgebenden Rath" aus fünf Europäern und — zwölf Eingebornen.

Drittens: die Mitglieder des Board in London mögen die eine Hälfte der Beamten ernennen, die Localbehörden die andre — aus den Eingebornen mit vollkommen gleichem Gehalt wie die europäischen.

Nun das ist in der That eine heitre Kinderschaar, welche die gute, gute Tante an einem schönen Feiertage in einen Laden mit schönem Spielzeug führt. Sie greifen flugs nach allem, was sie fassen können, und zwar nach dem Glänzendsten zuerst.

Am verständigsten ließ sich die „Bombay Association" an, die im Jahre 1852 entstand, um die Bedürfnisse der Eingebornen in der Bombay-Präsidentschaft zu erforschen, und von Zeit zu Zeit den Behörden geeignete Vorschläge zur Beförderung der Landeswohlfahrt unterzubreiten.

Ich weiß freilich nicht, ob der „Kern des Pudels", der sich erst nach meiner Abreise von Indien herausgeschält hat, mit der äußern Hülle harmonirte.[50]

Ausflüge nach den alten Felsentempeln auf Salsette und Elephante.

Es war am 9. Januar, als wir uns um vier Uhr des Morgens nach Kanari auf den Weg begaben. Dort nämlich liegen die Hauptgruppen der alten buddhistischen Felsentempel und -Grotten, die Salsette so berühmt gemacht haben.[51]

Unser lieber Landsmann, Herr Volkart, deutscher Kaufmann zu Bombay, hatte schon Tags zuvor Lebensmittel in jene Wildniß hinschaffen und mitten auf dem Wege dahin ein paar frische Pferde aufstellen lassen. Er selbst fuhr uns nun in seinem leichtfüßigen Wagen auf der Straße nach Tannah bis zu dem Dorfe Vihara. Dort nämlich biegt der Weg links ab in den Wald, in welchem die Felsentempel und -Grotten von Kanari liegen. Ein Marsch von 1½ Stunde brachte uns an den Ort unsrer Bestimmung. Es war noch nicht ganz neun Uhr, als wir, zuletzt durch vielverschlungnes Dickicht bergan klimmend, dort anlangten.

Man weiß nicht, ob man mehr die wild-romantische Natur oder die buddhistischen Kunst-Ueberreste bewundern soll. Klosterähnliche, mit Buddha-Bildern verzierte Aushöhlungen (Vihara's) ziehen sich zu beiden Seiten einer wilden Bergschlucht, durch die zur Zeit des Regens ein reißender Gießbach jäh herabfährt, hinauf und hinab, und an dem großartigen Eingange eines fast in Form einer normannischen Kirche ausgehöhlten Tempels empfangen dich zwei kolossale Buddha-Standbilder und heißen dich mit erhobner Hand willkommen. Eine grüne Harznatur, nur in höherem Styl

und von milderem Charakter, breitet sich vor dir nach allen Seiten hin aus, und dahinter öffnet sich das blaue Meer in eben dem Maaße, als du auf den in den Fels gehauenen Stiegen aufwärts klimmst. Rings umher die einsamste Einsamkeit; nur die Fledermaus zischelt schlaftrunken im dunkeln Hintergrund des Tempels und die wilde Taube fliegt scheu davon. Du findest fast vor jeder Klosterhöhle eine bequeme Terrasse mit der reizendsten Aussicht, und eine von trübem Regenwasser gefüllte Cisterne; innen aber bietet jede Zelle ohne Ausnahme eine steinerne Lagerstätte, und das hie und da darauf gestreute Heu zeigt, daß mancher Reisende noch jetzt gelegentlichen Gebrauch davon macht. Aber wo sind die eigentlichen Herren, die buddhistischen Mönche? Dort in der schön gelegenen Klosterhöhle sitzt wohl ein wunderlicher Heiliger und läßt sich von den benachbarten Dorfbewohnern anstaunen, verehren und bewirthen; aber es ist ein brahmanischer Einsiedler, und das brahmanische Götzenbild, ein elend bemaltes Kopfstück, stimmt schlecht zu dem schlichten Buddha-Bilde, das er in grobem Mißverstande, als ob es eine seiner brahmanischen Gottheiten wäre, mit frischen Blumen bekränzt hat. — Also wo sind die buddhistischen Mönche?

Der Buddhaismus, obgleich einst mit dem Sivaismus in diesem Theile Indiens um die Herrschaft ringend, ist durch brahmanische Ketzer-Verfolgungen, wie auf der ganzen vorderindischen Halbinsel, so auch hier ausgerottet worden. Einige wenige Djainas, die bekanntlich von gleicher Wurzel mit den Buddhisten sind, und die in Bombay meist das Krämer-Gewerbe treiben, erinnern an den Buddhaismus und machen sich durch ein paar rothbemalte und mit Schnitzwerk verzierte, übrigens aber wie gewöhnliche Wohnhäuser aussehende Tempel bemerklich. Noch ist die protestantische Mission mit diesen Leuten wenig in Berührung gekommen,

und das gewiß nicht ohne tiefern Grund. Wenn im gesammten Brahmanismus die Götter Menschen werden, so werden in dem Djainaismus, so gut wie im Buddhaismus, die Menschen durch eignes Streben und Ringen (ihre Priester heißen die „Ringenden!") zu Göttern, und es ist daher kaum anders zu erwarten, als daß die Djainas noch weniger als die Sivaiten von dem Evangelium angezogen werden, dessen Loosung ist „Gott geoffenbaret im Fleisch" und „Gott widerstehet dem Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade!" Wenn aber der wackre Geograph Ritter die Schonung alles thierischen Lebens seitens der strenggläubigen Djainas aus einem „regen Mitgefühl" herleitet, so hat er wohl nicht erwogen, daß dieselbe auch auf einer bloßen Verstandes-Folgerung aus ihrer Lehre von der in alle fühlenden Wesen verbreiteten Weltseele beruhen kann, und so lange die Djainas neben den Hospitälern für Katzen, Hunde, Ratten u. s. w. keine Lazarethe für die leidende Menschheit errichten, müssen sie jedenfalls als sehr wunderliche Heilige gelten.

Vor dem eigentlichen Tempel (Tschaitja) im tiefsten Schatten des Walddickichts schlugen wir unser Lager auf. Dieser Tempel, 88 Fuß lang und 39 Fuß breit, war gewissermaßen die Klosterkirche. Ein imposantes Werk! Durch eine mit Buddha-Statuen geschmückte Vorhalle tritt man in das Schiff des Heiligthums, das von einigen dreißig Pfeilern umgeben ist. Nur die kleinere Hälfte derselben hat man mit Figuren verziert: heilige Elephanten z. B. gießen Wasser aus Krügen, die sie mit dem Rüssel halten. Weder Pfeiler noch Figuren sind irgendwie geschmackvoll zu nennen, und die leblose Eintönigkeit des buddhistischen Geistes ist Allem aufgeprägt. Dennoch macht der Tempel einen großartigen Eindruck, denn die Plumpheit des Einzelnen verschwindet in dem Ganzen, und die Oede des Ganzen wird von dem strengen Ernste,

der darin waltet, übertragen. Ein schmaler Gang umgiebt das Innere, und unter dem Mittelpunkte des Halb-Doms, der den Tempel endet, erhebt sich, 39 Fuß in Umfang, ein sogenannter Dhagob — eine Art Mausoleum über einer Buddha-Reliquie — das eigentliche Heiligthum des Tempels.

Die klösterlichen Vihara's, die mit diesem Tempel verbunden sind, nehmen einen bedeutenden Raum ein. Die vollendetste Form derselben ist eine Verandah, die sich hinten in eine viereckige Halle mit Zellen an den drei Seiten öffnet. Säulen stützen das Centrum der Halle, und dem Eingange grade gegenüber befindet sich eine tiefeinwärtsgehende Blende für die Aufnahme buddhistischer Heiligthümer.

Den oben erwähnten brahmanischen Einsiedler trafen wir leider nicht daheim; er war in seinen Garten am Abhang des Berges hinabgestiegen. So sagte man uns. Möglich auch, daß er sich vor den ungläubigen Franken mit dem spöttischen Lächeln bei Zeiten zurückgezogen hatte. Seine Leute öffneten das Gehege des heiligen Mannes mit einigem Widerstreben. Die buddhistische Zelle im Felsen gewährte dem brahmanischen Einsiedler eine angenehmere und gesichertere Wohnung, als den meisten seiner ärmern Volksgenossen zu Theil wird, und der prachtvolle Baum am Eingange derselben hatte etwas Tief-gemüthliches.

Im Vorhof des Tempels, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, machten wir uns, vom Sehen müde, an die wohlschmeckenden Sachen, die unser gütiger Landsmann zu unsrer gemeinschaftlichen Stärkung besorgt hatte. Ein Hôtel in Hamburg oder meinetwegen am Rhein hätte uns nicht besser bedienen können: selbst Schinken und Rheinwein fehlten nicht.

Sobald die Sonne ihre eigentliche Macht verloren hatte, begaben wir uns auf den Heimweg. Zuerst ging es durch dichtes

Gebüsch auf losen Steinen ziemlich steil hinunter, und dann immer noch etwas abwärts fort durch wildverschlungne, dunkelschattige Waldung. Nach einer halben Stunde gelangten wir in eine Thalsenkung, die vom Monsum an manchen Stellen noch voll Wasser stand. Nun wurde es immer lichter und freundlicher. Ein zum Theil bewachsener Wiesengrund dehnte sich zu unsern Füßen aus; hie und da zeigte sich schon eine Palmyra. Noch einmal umfing uns, zwischen zwei Bergreihen, dichter Wald; aber schon nach einer Viertelstunde traten wir abermals auf freien Wiesengrund hinaus. Dieser breitete sich in eben dem Maaße, als die Berge zu beiden Seiten auseinander gingen. Wir waren nun wieder in der Region der Palmyra; ganze Schaaren grüner Papageien flatterten lustig umher. Hier eine Strohhütte und dort eine Heerde oder auch eine mit indischem Cactus eingefriedigte Tenne. Die Seele wurde ganz frisch beim Anblick dieser gemüthlichen Scenen, — obschon die Kraft des Leibes der indischen Sonne zu erliegen drohte.

In Vihargaum setzten wir uns todtmüde wieder in den Wagen. Eine angenehme Straße! Zu beiden Seiten eine Reihe oft rundlicher Berge, die hie und da mit Palmyra-Palmen ganz eigentlich gekrönt sind. Diese treten jedoch je länger je weiter von der Straße zurück. Allenthalben grüne Reisfelder, und dicht am Wege Häuser und Gärten bald mit buschiger, bald mit stachlichter Cactus-Hecke; endlich schattige Bäume.

Kurz vor dem Damme, der Salsette und Bombay auf der Ostseite verbindet, ist der Ort, wo jener Artikel bereitet wird, der dem Eiland seinen portugiesischen Namen gegeben hat: das Salz. Bis dahin fuhren wir in drei Viertelstunden, den Aufenthalt durch den Pferde-Wechsel mit eingerechnet.

Schon senkte sich „des Abends Bräune" über Land und Meer.

Noch anderthalb Stunde und wir setzten uns in dem wohlgekühlten, schön erleuchteten Hause unsres freundlichen Landsmanns zu Tische.

Doch ich gönne meinen Lesern noch keine Ruhe. Wir müssen gleich noch das brahmanische Gegenstück zu Elephante in Augenschein nehmen, in welchem, — wahrscheinlich bald nachdem das Brahmanenthum über den Buddhaismus wieder die Oberhand zu gewinnen angefangen hatte (im 6. und 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung), — der erneuerte Eifer um die alten Götter sich ein großartiges Denkmal aufrichtete.

Göthe zwar sagt:

„Auch diese will ich nicht verschonen,
Die tollen Höhlexcavationen,
Das düstere Troglodytengewühl,
Mit Schnauz' und Rüssel ein albern Spiel;
Verrückte Zierrathbrauerei,
Es ist eine saubere Bauerei.
Nehme sie Niemand zum Exempel,
Die Elephanten- und Fratzen-Tempel!
Mit heiligen Grillen trieben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott —
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben."

Wir setzen uns aber trotz Göthe zu Mazagaum-Bander (-Hafen) in ein segelbeschwingtes Boot, und fliegen zwischen Butcher's-Eiland mit den wenigen Bäumen und Neatstongue mit dem weißen muhamedanischen Veli grade auf die Insel Elephante los. Von der linken Seite schauen uns die kahlhäuptigen, scharfkantigen Gipfel der Ghats wie drohend an.

Schon nach zwei Stunden steigen wir, — nicht an's Land, sondern zunächst auf die Schultern von je zwei Hindus, die uns

durch die seichte Furth an's Ufer tragen, und eilen dann den Berg hinan, freilich mit Weile, denn die Sonne brennt heiß hernieder und der Aufstieg ist auch zu romantisch, — „man freuet sich bei jedem seiner Schritte." Nach etwa fünfzehn Minuten halten wir schon vor der Hauptgrotte am Abhange der mittleren jener drei Berghöhen, aus denen die kleine von schönen Bäumen und Sträuchen überwucherte Felseninsel besteht.

Der oben grün bewachsne und frei auf Meer und Berg ausschauende Eingang nimmt sich in der That romantisch aus. Nachdem wir ein wenig ausgeruht haben, wagen wir uns in den kühlen Felsentempel hinein, der auf zwei und dreißig Pfeilern in vier Reihen ruht. Es umfangen uns hier nicht die hohen Räume des Haupttheiligthums zu Salsette: die Pfeiler, welche die Felsendecke tragen, sind ziemlich niedrig und geben dem Ganzen etwas Gedrücktes. Auch schaut die Hinfälligkeit aus allen Ecken und Enden her, denn schon haben die Wirkungen des Regens, der durch die Felsspalten von obenher seinen Weg in das Innere findet, viele Pfeiler mehr oder minder zu „gewaltigen, von der Felsdecke herabhängenden Stalaktiten" gemacht. Dazu sind die Wände mit Sculpturen ein wenig überladen. Dennoch spricht das Ganze mehr an, als jener buddhistische Tempel auf Salsette, denn während uns dort die „große Leere" (Sunja) des Gott-losen Systems aus dem ewigen Einerlei der Figuren angähnt, reden hier zu uns die fleischgewordnen Götter in lebensvollster Wirklichkeit.

Ich führe meine Leser gleich zur Hauptsache, — zu jener kolossalen dreiköpfigen Büste, die vom hintersten Ende des Tempels her nach Norden schaut. Dieß ist zwar grade die mindest lebensvolle, aber wegen ihrer philosophischen Bedeutung bei weitem interessanteste Figur. Man hat früher gar zu gern die sogenannte Trimurti oder Dreigestalt darin sehen wollen: Brahma, Vischnu

und Siva. Müßte man diese darin sehen, so dürfte man die Entstehung dieses brahmanischen Denkmals in ein höheres Alterthum hinaufschieben, als es im entgegengesetzten Falle möglich ist, denn die Zeit der „drei großen Götter“ geht jedenfalls weiter zurück, als die Zeit der Sectenbildung im ausschließlichen Sinne des Vischnu- oder Siva-Dienstes.

Die dreiköpfige Büste in der Hauptgrotte zu Elephante läßt sich aber durchaus nicht als eine Trimurti im Sinne von Brahma, Vischnu und Siva deuten. Alle Symbole, womit sie ohne Unterschied geschmückt ist und worunter namentlich der Halbmond, die Schlange und die Schädelkette hervorstechen, sind die stehenden Abzeichen Sivas. Zu beiden Seiten der Büste erscheint der ebengenannte Gott in ganzer Figur, als Ardhanarisa (Mannweib) und als Mahadeva, Gemahl der Parvati, und wenn hier, wie anderwärts, Brahma und Vischnu mit auftreten, der eine auf seinem Schwangezogenen Lotusthron, der andre auf dem Rücken des breitgeschwingten Vogelkönigs, so treten sie eben, und zwar in vielfach verkleinertem Maaßstabe, neben ihn und verlieren sich in den übrigen Hofstaat Siva's als besonders ausgezeichnete Mitglieder desselben. Jene Büste im Sinne der „drei großen Götter“ deuten, hieße den Gesammtcharakter der Sculpturen, denen sie die Krone aufsetzen soll, vollkommen verkennen. Sie stellt offenbar den Siva selber dar, als den oberherrlichen Inhaber des sogenannten „Dreigeschäfts“ d. i. als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer. Noch heut zu Tage schreiben besonders die Lingaiten zwar dem Brahma die Schöpfung und dem Vischnu die Erhaltung, dem Siva aber Beides, und daneben die Zerstörung zu.[52] Das eigentliche Heiligthum des Tempels ist übrigens auch hier eine Art Linga-Kapelle, in welcher Linga-Verehrer noch immer gelegentliche Opfer bringen. So wird denn der ganze Tempel ohne Zweifel dem Siva im

Sinne der spätern Sectenbildung geweiht sein. Dazu stimmt dann ganz besonders die an einer der Wände dargestellte Störung jenes patriarchalischen Opfers, zu welchem Siva und seine Familie nicht mit geladen waren, durch Virabhadra, den feuerflammenden Sohn des eifersüchtigen Gottes. Die kriegerische Gestalt des rächenden Sohnes tritt dir schon am Eingange entgegen, während der Vater selbst mit den Abzeichen des frommen Büßers erscheint.

Tempel und Pfeiler und Figuren sind bekanntlich mit ungeheurer Mühe, Geduld und Kosten in den Fels hinein und aus dem Felsen herausgearbeitet. Wo solche Bauten entstehen konnten, da mußte wohl der Siva-Dienst eine bedeutende Geltung erlangt haben, und wenn sie einmal entstanden waren, so konnten sie wiederum nur fördernd auf denselben zurückwirken. „Der Künstler Ehrgeiz trieb die Unverständigen zu stärken solchen Gottesdienst.“ (Weisheit 14, 18.) Nimmt man nun noch hinzu, daß man von diesen Felsentempeln, und namentlich von dem großen Haupttempel aus die entzückendste Aussicht über Meer und Inseln genießt, sie selbst aber von der romantisch wildesten Natur unmittelbar umschlossen sind, so still und so feierlich, als wenn die Natur einen großen Festtag beginge, — so wird man sich wohl eine Vorstellung machen können von dem Zauber, den diese Kunstwerke auf die zum Staunen und Beschauen und Träumen so sehr aufgelegte Natur des Hindu üben mußte.

Als wir am 17. Januar mit der Familie Isenberg diese Grotte besuchten und nach Besichtigung der altindischen Herrlichkeiten einen ganz gemüthlichen deutschen Kaffee zu uns genommen hatten, verfolgten wir den Weg, der sich rechts am Berge hinwindet, noch auf eine gute Strecke. Ein einsamer, romantischer Pfad! Zur Linken tritt eine andere, zum Theil von indischem Cactus überwucherte Berghöhe ziemlich dicht heran und macht die Einsamkeit

noch geschloßner. Eine schöne Doppelaussicht öffnete sich, nach der einen Seite auf die Ghats, nach der entgegengesetzten auf Salsette. An mehrern andern Aushöhlungen vorüber gelangten wir zu einem Schleichweg, der rechts durch üppiges Walddickicht die Bergsteile hinaufleitete. Uns an Zweigen und Aesten festklammernd und zuletzt durch fast undurchdringliches Dorngesträuch mehr als mühsam hinwindend, klommen wir eine gute Weile jäh bergan. Endlich standen wir, bis zum Hinsinken erschöpft, vor einer unvollendeten und wohl nur dann und wann von wilden Thieren besuchten Höhle. Wir warfen einen Stein hinein. Da ließ es sich erst wie fernes Wagengerassel und endlich wie das Brausen eines unterirdischen Stromes vernehmen. Mit Einem Male umschwirrten und umzischelten uns Hunderte von Fledermäusen, deren Flügelschlag in dem wiederhallenden Gewölbe uns so gar getäuscht hatte.

So haben sich denn die Fledermäuse in die alten Hinduheiligthümer einzunisten angefangen; wann aber wird die glorreiche Zeit kommen, wo die Hindu's umgekehrt ihre Heiligthümer in die „Löcher der Fledermäuse" werfen werden?

Die protestantischen Missionen in Bombay.

Ehe ich dir, lieber Leser, einen Abriß der protestantischen Missionsarbeiten und -Erfolge vorlege, will ich dich lieber gleich einmal an die Missions-Arbeitsstätten führen, und dort die verschiednen Waffen zeigen, welche die Missionare in dem heiligen Kriege hand-

haben. Sie sind im Ganzen genommen dreierlei Art. Du sollst sie dir besehen.

Geh mit mir von meiner gastfreundlichen Herberge in Mazagaum, das in grünen Gärten wie begraben liegt, nach dem sonnigen Quartier der Eingebornen in die Mitte der Stadt. Wir schreiten erst schnurgrade fort; noch bieten uns die aus den Gärten Mazagaums auf die Straße überhängenden Bäume willkommnen Schutz gegen die Sonne, die hier auch im Januar so mächtig wirkt, daß dich vielleicht wenige Schritte in Schweiß baden, sobald das Gestirn des Tages nur einige Grade an dem wolkenlosen Himmel heraufgekommen ist. Nun aber verlassen wir die gerade Straße und biegen rechts ein. Das langgedehnte, ziemlich niedrig hinlaufende, in Form eines Vierecks errichtete Gebäude mit den vielen Spitzen, das dir alsbald von der rechten Seite her entgegentritt, ist das Hospital für Eingeborne; es ist halb auf Kosten der Regierung, halb auf Kosten jenes reichen Feueranbeters, den die Königin von England zum Baron gemacht hat, erbaut worden. Ein eigenthümlicher Anblick in einem Lande wie dieses. Du weißt, daß dergleichen Anstalten allgemeiner Menschenliebe sonst nicht auf heidnischem Boden wachsen, am allerwenigsten in Indien mit seinem steinernen Kastenwesen. Auch darfst du diese Anstalt, worin fortwährend Hunderte von armen Kranken aller Nationen, Kasten und Religionen die beste Pflege finden, getrost als eine Frucht des Christenthums betrachten, selbst soweit der erwähnte Parsi-Baron dabei betheiligt ist, wenn auch nur in mittelbarer Weise. Doch wir haben hier weiter nichts mit dieser immerhin alles Lob verdienenden Anstalt zu thun; wir schlagen uns um den Tank oder Teich zu unsrer Linken in das Quartier der Eingebornen hinein. Eine lange, breite Straße öffnet sich; Läden und Werkstätten der Eingebornen laufen unabsehbar zu beiden Seiten hin; hier wird

die Nadel geschwungen, dort geht der Schmiedehammer, hier locken saftige Früchte, dort blinken zierliche Kupfergeschirre. Wir biegen noch einmal links ein und stehen vor der Druckerei der amerikanischen Mission, einem ziemlich schwarz geräucherten steinernen Gebäude, dessen oberes Stockwerk zu einer kleinen Kirche eingerichtet ist, deren Verandah wiederum einem der amerikanischen Missionare zur Wohnung dient. Da hast du auch gleich ein Bild von dem rein praktischen Charakter der Amerikaner, die das Lob des Herrn (Matth. 26, 10.) „sie hat ein gut Werk an mir gethan," etwa auf die gute Absicht des Weibes beschränken, und demgemäß auch allen Schmuck der Gotteshäuser halb und halb für „Unrath" zu halten geneigt sind. Doch muß dir diese Bemerkung die Lust an den hiesigen amerikanischen Missionaren nicht verderben, die ehrenwerthe Männer sind und in ihrer Weise wacker arbeiten.

Wir treten nun in die Druckerei, die uns hier allein angeht. Da fallen dir gleich eine Menge Bilder in die Augen, die dir unverhohlen sagen, daß die amerikanischen Missionare richtige „Teetotaler's" sind, — verschiedne Gestalten des menschlichen Magens nämlich unter dem zersetzenden Einflusse des Branntwein's. Sollte dir dabei etwas sonderbar zu Muthe werden, so sieh lieber weg. Wohl acht Pressen sind im Gange und etwa 100 eingeborne Arbeiter fort und fort beschäftigt. Die braunen Setzer- und Druckergesichter nehmen sich bei diesem Geschäft als Handlanger der indischen Volksbildung eigenthümlich aus. Ich sage der Volksbildung, denn obschon hier auch wissenschaftliche Sachen gedruckt werden, so sind doch die meisten Schriften und Blätter, die aus den acht Pressen Jahr aus Jahr ein hervorgehen, religiös-sittlichen Inhalts. Man druckt in etwa 7 Sprachen, in Englisch, Mahratti, Guzerati, Hindustani, Sanscrit, Persisch und Arabisch.

Das ist also die eine Waffe, die namentlich von den amerikani-

schen Missionaren gehandhabt wird. Ich möchte sie wegen ihrer bedeutenden Tragweite bei immerhin ungewisser Wirkung das Wurfgeschoß nennen.

Die christliche Schule ist die zweite Waffe, die von den Missionaren gehandhabt wird. Da ihr Hauptzweck darauf hinausgeht, das wilde Gebüsch heidnischer Vorstellungen und Gebräuche in jungen Gemüthern zu lichten, den Boden zu lockern und für die Aufnahme der christlichen Wahrheit nach und nach empfänglich zu machen, so sieht sie der Hacke und der Pflugschaar ähnlich. Die Missionare der schottischen Freikirche führen diese friedliche Waffe zumeist; es ist daher natürlich, daß wir nun die Hauptschulanstalt derselben in Augenschein nehmen.

Wir verlassen die amerikanische Druckerei, mit der eine Typengießerei und eine Buchbinderei verbunden ist, und gehen wieder bis an das Hospital zurück. Die Sonne ist unterdeß höher heraufgekommen; wir athmen Feuer und schleichen möglichst dicht an einer der niedrigen Häuserreihen hin, die einen schmalen Schatten werfen, behalten aber trotz des Schattens den Schirm ausgespannt, daß nicht die Sonne unversehens über ein minder hohes Gebäude hinweg oder durch irgend eine Lücke hindurch uns auf den Kopf scheine, und wir einen Sonnenstich davontragen. Das Leben in der Straße ist fast ganz verstummt. Der Verkäufer sitzt schläfrig neben seinen Waaren, der Handwerker läßt die Hände sinken; hie und da schläft auch Einer gradezu lang ausgestreckt im Schatten der Verandah.

Wir stehen nun wieder an dem Tank, von wo wir links in das Quartier der Eingebornen abbogen, vor uns das freundliche Hospital, und verfolgen die vorhin verlaßne Straße in grader Richtung. Schon öffnet sich vor uns eine weite Fläche, die früher zum Theil von der Meeresfluth heimgesucht wurde, nun aber

durch Dämme und Abzugsgräben trocken gelegt ist. Eine erhöhte Fahrstraße führt uns mitten darüber hinweg. Hier zur Linken die leichten Hütten der Korbmacherkaste, dort rechts das zeitweilige Lager von dem zahlreichen Gefolge des Fürsten von Baroda. Hier ein Trupp langhörniger Büffel, dort eine Heerde jener eigenthümlichen indischen Kühe, deren Höcker sich der Brite wohlschmecken läßt. Wir sind am Ende der sonnigen Fläche und Girgaum, ein noch grüneres und schattigeres Revier, als Mazagaum, umfängt uns. Hier gleich am Saume des ungeheuren Palmenhains, unter dessen prächtigen Kronen und breiten Schirmen einzelne Häuser, Häusergruppen und Häuserreihen geborgen liegen, wohnt einer der schottischen Missionare, der uns nach der benachbarten Schulanstalt der schottischen Freikirche geleitet.

Ehe wir die Schule selbst besichtigen, die mehrere hundert heidnische Schüler zählt, lassen wir uns mit den Lehrern näher bekannt machen.

Ein bunter Kreis in Farbe und Tracht! Der eine ein Brahmine, der andere ein Muselmann, der dritte ein Jude, der vierte ein Hindubrite. Unter den Brahminen nur ein Einziger, der kein abgöttisches Zeichen an der Stirn trägt. Er ist früher selbst Schüler in der Anstalt gewesen; das Wort der Schrift, die hier gelesen, gelernt und erklärt wird, hat ihn gefaßt; er ist Christ geworden, und hat nun selbst die Stelle eines Lehrers übernommen. Alle übrigen Lehrer der Anstalt, mit Ausnahme des Missionars und des Hindubriten, sind leider keine Christen und werden daher nur für untergeordnete Lehrfächer verwendet. Du kannst denken, daß sie auch in dieser Stellung nur ein Nothbehelf sind.

Wie die Lehrer so die Schüler, — ich meine eben so buntgemischt und noch bunter; denn zu dem Hindu, Muselmann, Juden und Hindubriten kommt hier noch der Parsi und der Hindupor-

tugiese. Dort der europäisch gekleidete Kleine mit dem schmuzig braun gefärbten Gesicht ist ein Hinduportugiese, im Ganzen ein trauriges Geschlecht, wie alle Mischgeschlechter, von noch dumpferem Geiste als der Hindubrite, der sich meist auch durch ein hellergefärbtes Gesicht auszeichnet. Jener Knabe mit der rückwärts gelehnten tschako-ähnlichen Mütze aus kleingeblümtem Calico, — du kannst ihn nicht verkennen, — ist der Sohn eines Feueranbeters; er hat einen leidlichen Verstand, aber einen starren Charakter. Dieser mit dem dunklen Turban ist ein Muslim; das schmuzige Bürschlein neben ihm ist, troß der ganz hindumäßigen Kleidung, ein echter Nachkomme Abrahams; seine Züge verrathen ihn. Die große Masse der Schüler aber, in der die genannten fast verschwinden, sind durchweg Hindus aus den verschiedensten Kasten, besonders der brahminischen. Sieh nur die verschiednen abgöttischen Zeichen auf den Stirnen, und dazu die mannichfaltigen Trachten!

Das kannst du wol denken, daß die Masse dieser Schüler nicht die Perle des Christenthums in der Schule sucht, und ich setze hinzu: nur Wenige, sehr, sehr Wenige sind es, die sie ungesucht darin finden. Aber warum kommen sie denn zur Schule? Warum bei uns zu Hause die meisten Aeltern ihre Kinder zur Schule schicken: damit sie etwas lernen und sich einen Weg durchs Leben bahnen. Dazu kommt, daß sie hier kein Schulgeld zu entrichten brauchen. Und was wollen denn diese Kinder einmal werden? fragst du weiter. Nun der Muslim, wenn er es durchaus nicht weiter bringen kann, wird einmal bei einem englischen Herrn Haushalter, und der Hinduportugiese Koch; der Hindubrite wird sich schwerlich damit begnügen. Der Parsi ist allenfalls zufrieden, wenn er einmal ein tüchtiger Kaufmann wird und als gewandter Unterhändler zwischen den Europäern und den Eingebornen von dem Käufer und Verkäufer seine schweren Procente nehmen kann.

Der Hindu endlich, besonders der Brahmine, trachtet nach einer gemächlichen und einträglichen Stelle in den Bureau's der Regierung, und der Jude — schickt sich am Ende in Alles, selbst in die Armee.

Du magst übrigens von der Anstalt in Bezug auf den Hauptzweck der Mission denken, was du willst: das mußt du den Schotten lassen, daß sie in Bombay vielleicht die tüchtigsten Schulmänner sind. Verstandesbildung ist bei ihnen eine Hauptsache, und darauf mag man wohl zu hohe Hoffnungen stellen. Sonst aber geht alles frisch und munter her. Die Knaben werden bald vom Lehrer unterrichtet, bald müssen sie, unter Anleitung des Lehrers, sich selbst über das Gelernte unter einander fragen; bald werden sie niederzusitzen, bald aufzustehen beordert. Das alles aber geschieht um dem erschlaffenden und einschläfernden Klima entgegenzuarbeiten und die Schüler geistig und leiblich frisch zu erhalten.

Wir scheiden nun von der Anstalt mit dem aufrichtigen Wunsche, daß von den vielen Samenkörnern göttlicher Wahrheit, die in alle Fächer gemeinnützigen Wissens mit eingestreut werden, je länger je weniger verloren gehen! Jedenfalls dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die Anstalt zu einem allgemeinern Umschwung der Hindugedanken an ihrem Theile mitwirkt.

Du wirst nun begierig sein zu hören, wie denn die Hauptwaffe, das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, von den hiesigen Missionaren geführt wird. Antwort: Das Wurfgeschoß der Presse sowol als die Pflugschaar der Schule hat an sich selbst etwas von der Natur des Schwertes: Presse und Schule setzen das Wort Gottes ebenfalls in Umlauf. Doch das genügt dir nicht: du verlangst, daß das Wort gepredigt werde. Wohlan, nicht gar weit von der Schulanstalt, die wir soeben besichtigt

haben, wohnt ein zweiter schottischer Missionar, Dr. Wilson, dessen Name in Bombay fast allgemein bekannt ist, und dazu einen guten Klang hat. Dort versammelt sich jeden Sonntag die aus den Heiden gewonnene Gemeinde zur Anhörung der Predigt, und zu ihr gesellt sich auch mancher wahrheitsuchende Heide. Die amerikanische Kapelle über der Druckerei kennst du schon; sie liegt so recht im Herzen des Quartiers der Eingebornen und es ist nur Schade, daß der vorübergehende Heide dem Aeußern die Bestimmung des Innern nicht an- und abzusehen vermag. Auch hier versammeln sich allsonntäglich Heiden mit der Christengemeinde aus den Eingebornen; es sind meist die in der Druckerei Angestellten. Endlich hält natürlich auch die anglikanische Mission mit der kleinen Gemeinde aus den Heiden jeden Sonntag öffentlichen Gottesdienst, und auch dort nimmt dann und wann ein Heide an der Anhörung der Predigt Theil. Obschon die Kapelle keine so günstige Lage hat als die amerikanische, so hat sie doch das vor jener voraus, daß sie sich auf den ersten Blick als ein christliches Gotteshaus zu erkennen gibt. Hier pflegt unser Landsmann Isenberg, mein gütiger Gastfreund, der durch seine interessanten Missionsversuche in Abyssinien bekannt ist, jeden Sonntag sehr früh den Gottesdienst zu halten.

Ich habe nun die Hauptgelegenheiten zur Anhörung der Predigt seitens der Heiden genannt. Aber wenn ich auch hinzufüge, daß neben sonntäglicher Predigt Wochenandachten ähnliche Gelegenheiten bieten, — ich weiß, ganz befriedigt dich das immer noch nicht. Du sagst: Ein Evangelist soll nicht blos die Heiden nicht hinausstoßen, sondern sie auch herein nöthigen, soll sie nicht blos zur Anhörung der Predigt zulassen, sondern ihnen auch mit der Predigt nachgehen. Was geschieht nun in dieser Weise?

Ich kann dir zur Zeit nur von Einem Missionar sagen, der

den Heiden auch öffentlich zu predigen angefangen hat. Er heißt Bowen und gehört der amerikanischen Mission an. Ihn begleitet gewöhnlich jener Brahmine, von dem ich dir vorhin gesagt habe, daß ihm die schottische Schulanstalt eine Brücke zum Christenthum geworden sei.

Wir wollen uns den Beiden in Gedanken zugesellen. „Der abgefallene Brahmine! der abgefallene Brahmine!“ so schreit hier ein Gassenbube und da einer, und deutet auf unsern jungen brahminischen Gefährten, der, die Bibel unter dem Arm, in seiner langen weißen Tunica ruhig dahin schreitet. Wir eilen nach dem Meeresstrande, wo mehrere Male in der Woche eine Anzahl Heiden die beiden Missionare erwartet. Schon sind wir wieder in dem grünen Girgaum, und die Sonne, die, wenn sie hoch am Himmel steht, nur hie und da mit einem matten Schimmer durch das dichte Gewölbe der Palmenkronen bricht, ist bereits so tief gesunken, daß sie eine wahre Goldfluth zwischen den glatten Palmenschäften in die untern Regionen hereinstreut. Ein kühler Wind verkündet uns zugleich die Nähe des Meeres. Wir haben kaum Zeit im Vorübergehen einen Blick auf den neugebauten Feuertempel zu werfen, in dessen luftiger Verandah eine Menge Parsis dem Augenblick entgegenharrt, wo die Sonne das alte und doch ewig neue Schauspiel wiederholt und in die Wellen des Meeres freudestrahlend hinabtaucht. Noch ein paar Schritte und wir stehen am Meere. Dort sehen wir einen Hindu, um sich zu waschen, bis zum halben Leib in's Meer waten; hier nähert sich ein Parsi dem Rande und verrichtet, gegen die untergehende Sonne gewandt, seine Andacht. Er löst die heilige Schnur, schwenkt das Ende derselben einige Mal hin und her, um sich der unsaubern Geister zu entledigen, und legt sie dann wieder an. Nun ist seine volle Gemeinschaft mit dem guten Urwesen hergestellt.

Unterdessen haben sich unsre beiden Freunde auf den weichen Sand niedergelassen und ihre Bibeln aufgeschlagen. Der Hauptgegner, ein Parsi, der wol den Mund, aber nicht das Herz auf dem rechten Flecke hat, hat sich auch bereits auf seinem gewöhnlichen Platz den Beiden gegenüber eingefunden. Er sitzt mit untergeschlagnen Beinen und streicht sich wohlgefällig den Bart. Noch ein paar Minuten, und ein Kranz von Zuhörern aus Hindus, Parsis und Muslims umsitzt oder umsteht die Drei. Es dauert nicht lange, so hat sich der Kranz verdoppelt und verdreifacht, und es lauschen Alle der immer lebhafter werdenden Unterredung.

Du mußt aber nicht denken, daß diesen Allen die Ermittlung der Wahrheit am Herzen liegt. Die Eingebornen schwatzen gern und hören gern schwatzen; sie disputiren gern und hören gern disputiren, und dazu macht der Parsi, der im Namen des Parsismus, des Hinduismus und Islams das Wort führt, die Versammlung einmal über das andre lachen. Sieh nur, wie er bei jedem Worte, das er spricht, den eitlen Blick in der Versammlung umherschweifen läßt. Wir wollen hoffen, daß unter dem großen Haufen doch Einige sind, denen es nicht blos um Zeitvertreib und Erschütterung des Zwerchfells zu thun ist. So wünschen wir auch, daß den Beiden, die erst seit Kurzem in dieser Weise öffentlich aufzutreten angefangen haben, die nicht leichte Aufgabe gelingen möge, einem solchen eitlen Disputirer ein für allemal „das Maul zu stopfen" und das Heft der Rede ganz in ihre Hände zu bekommen.

Ueber dem Hin- und Herdisputiren ist die völlige Nacht hereingebrochen. Wir eilen durch einen Theil Girgaums, wo nur hie und da ein Licht aus den zerstreuten Hütten unter den Palmbäumen hervorbricht, in die eigentliche Stadt. Da die vielen

Kokoshaine dieses Land reichlich mit Oel versorgen, so finden wir auch die Bazars fast tageshell erleuchtet, und wir können, wo nicht ein Hochzeitszug mit Fackelträgern, Pfeifern und Trommelschlägern oder derlei Etwas uns in engerer Gasse den Weg verrennt, in der Kühle des Abends rasch dahinschreiten und das Haus unsres Gastfreundes zu Mazagaum etwa in einem Stündchen erreichen.

So weit unsre vorläufige Missionsschau. Das Arbeitsfeld, das sich dem Missionar in Bombay öffnet, ist trotz des geringen Umfangs an Flächenraum ziemlich groß. Die Bevölkerung der kleinen Insel übersteigt die ungeheure Summe einer halben Million — die zu- und abfluthende Bevölkerung ganz ungerechnet. So ist denn dem Evangelisten die Möglichkeit gegeben, ohne bedeutenden Zeitverlust einen großen Kreis mit dem Schall des Evangeliums zu erfüllen, und der unter das Mehl gemengte Sauerteig kann, wenn Gott seinen Segen dazu giebt, eine große Masse Mehl durchsäuern (Matth. 13, 33). Dazu kommt, daß eine Kunststraße von Mahim über den seichten engen Meeresarm nach der weit größern, aber allerdings wohl kaum den zwölften Theil so bevölkerten Insel Salsette hinüberführt und so dem Missionar ein neues Arbeitsfeld eröffnet.

Es ist aber Bombay nicht bloß ein umfangreiches, sondern auch ein bedeutungsvolles Arbeitsfeld. Denn erstens ist es eine der drei Hauptstädte Indiens und übt als solche einen entschiedenen Einfluß auf ganz Nordwest-Indien aus, und zweitens giebt es wohl kaum eine andre Stadt in der ganzen Heidenwelt, deren Verbindungen mit andern Heidenländern so reich und mannichfaltig wären. Persien und Arabien, die Ostküste Afrika's, Hinter-Indien, der indische Archipel, ja selbst China reichen sich hier die Hand. Da kann ja manches Samenkörnlein von hier aus in diese weiten Ländergebiete mit hinübergespielt werden.

Endlich ist Bombay selbst eins der mannigfaltigsten Missionsfelder. Sivaismus und Djainathum, Parsismus und Islam, Judenthum und Römerthum in einer seiner entartetsten Formen umringen den Missionar auf allen Seiten und machen nicht selten Gemeinschaft wider ihn. Und wie sechs Hauptreligionen sich der Mission zur Bekämpfung entgegenstellen, so bieten sich ihr vier Sprachen zur Erlernung dar: Marathi, Guzerati, Hindostani und Indoportugiesisch. Das erstere ist die eigentliche Landessprache, das zweite die Familiensprache der von Guzerat eingewanderten Parsis, das dritte die Muttersprache der Hindu-Moslims und überhaupt die allgemeine Verkehrs-Sprache der ganzen vorderindischen Halbinsel, das vierte, was schon der Name andeutet, die Sprache der von Portugiesen und Hindus zugleich abstammenden Bevölkerung — eine durch indischen Beisatz verderbte Mundart des Portugiesischen. ' Von Erlernung des Hindustani neben dem Marathi kann der Missionar kaum Umgang nehmen, eben weil es zugleich die allgemeine Verkehrs-Sprache der ganzen vorderindischen Halbinsel, und Bombay so recht ein Sammelplatz der verschiedensten Nationen Indiens ist; nur das Guzerati und Indoportugiesische ist minder nöthig, indem die hier ansässigen Parsis und Indoportugiesen alle auch der eigentlichen Landessprache, des Marathi, mächtig sind. Eine Kenntniß des Arabischen und Persischen aber wird für alle diejenigen Missionare von Wichtigkeit sein, welche, die gute Gelegenheit, die der lebhafte Handelsverkehr Bombay's mit Persien und Arabien an die Hand giebt, benutzend, einzelne Samenkörner in jene Gebiete mit hinüberzustreuen versuchen wollen. Aus dem Allen geht wohl zur Genüge hervor, daß die Bombay-Mission ganz besondere Ansprüche an Talent und Zeit des Missionars macht, und daß, wenn irgendwo, recht tüchtige Missionare hier am Platze sind.

Also Pagode, Djaina-Heiligthum, Feuertempel und Moschee, und zu dem allen die Synagoge, das sind gewiß fünf starke Fragezeichen für den Glauben eines christlichen Missionars in Bombay! Es fällt dem natürlichen Menschen gar zu schwer einfältig zu glauben, daß das alles einmal christliche Kirchen werden sollen, oder daß wenigstens kein Stein auf dem andern bleiben wird. Drei verschiedne Missionsgesellschaften haben seit länger als einem Vierteljahrhundert an dem allen gerüttelt, und noch sind kaum ein paar Steinchen herabgefallen. Die Djaina's lassen sich kaum die Missions*schulen* gefallen, die Juden und Muslims allenfalls; ich habe aber von keinem gehört, der zur Missions*gemeinde* wäre hinzugethan worden. Die getauften Parsis kannst du noch nicht einmal nach Zehnern zählen; und die Hindus, aus deren Reihen die meisten zur christlichen Gemeinde gekommen sind, noch nicht nach Hunderten.

Das alles aber sage ich dir, lieber Leser, nicht, um dich in deinem Missionseifer kühl, sondern nur um dich in deinen Missionshoffnungen nüchtern zu machen und dich von dem menschlichen Standpunkte des Erfolgs auf den göttlichen Standpunkt des Gebots und der Verheißung hinauf zu ziehen.

Wir wollen nun die Arbeiten und Erfolge der verschiednen Missionen im Einzelnen etwas genauer ansehen.

Der protestantischen Missionen, die in Bombay an der Ausbreitung des Reiches Gottes arbeiten, sind drei: die amerikanische, die englische und die schottische. Die erstere geht von dem großen „Board of Commissioners for foreign Missions" zu Boston aus, die zweite von der „Church Miss. Society" in London, die dritte zum Theil von der „General Assembly" der schottischen Landes-Kirche, zum Theil, und zwar zum größten Theil, von der General Assembly der „freien Kirche" zu Edinburgh. Die Amerikaner, obgleich die

fernsten, waren die ersten auf dem Plan (1813); ihnen folgten die Anglikaner (1820); die Schotten traten als die letzten ein (1823).

Ich rede zuerst von der amerikanischen Mission, als der ältesten. Die Amerikaner hatten die ersten paar Jahre um ihre Existenz in Bombay zu kämpfen; denn da sie gerade zu einer Zeit in Bombay ankamen, wo England mit den Vereinigten Staaten auf kriegerischem Fuße stand, so wurde ihre religiöse Mission für den Deckmantel einer politischen gehalten, und da sie sich nun aus ihrer Verlegenheit durch heimliche Flucht zu ziehen suchten, und doch nicht vermochten, so wurde ihre Lage nur noch mißlicher, bis endlich die Bildung einer inländischen Leitung zu Calcutta, die erneuerte Charte von 1814 und kräftige Verwendung sie auf völlig freien Fuß setzte. Nun legten sie rüstig Hand an's Werk. Sie fingen an zu predigen, die Schrift zu übersetzen, Schulen anzulegen, eine Presse zu errichten und kleine christliche Schriften zu verbreiten, und so hatten sich bis zum Jahre 1823 bereits alle wesentlichen Züge in dem Charakter der amerikanischen Mission zu Bombay herausgebildet.

Ihr charakteristischer Hauptzug aber ist offenbar die Druckanstalt, die wir bereits in Augenschein genommen haben. (S. 135) Sie dient natürlich nicht bloß der eignen Mission, auch nicht bloß der Mission überhaupt; die Bibel- und Tractat-Gesellschaft, ja selbst die Regierung machen von ihr Gebrauch. Es sind zwar seitdem auch von Eingebornen, namentlich von Parsis, mehrere Druckanstalten errichtet worden, aber erstens sind dieselben fast alle bloß lithographischer Art, und die zwei (oder gar nur eine?), die eine Ausnahme machen, sind weder von gleichem Umfang, noch drucken sie so gut. Ein jedes Buch, das aus der amerikanischen Presse hervorgeht, ist zugleich ein Bote der amerikanischen Mission. So ist es schon deßhalb natürlich, daß sie

der allgemeinsten Kenntnißnahme genießt. Dazu kommt, daß die amerikanischen Missionare selbst eine Zeitung, halb mahrattisch und halb englisch, herausgeben, die in 1000 Exemplaren gedruckt wird und in etwa 900 Exemplaren weit und breit in's Land hineingeht. So wenigstens zu meiner Zeit. Da nicht selten die mahrattischen Artikel in's Englische, und die englischen in's Mahrattische übersetzt sind, und der Preis überdieß für jede Nummer nur einen Anna, das ist einen guten Groschen, beträgt, so wird sie nicht bloß von Europäern, sondern auch von Eingeborenen, die Englisch verstehen und sich gern weiter darin forthelfen möchten, vielfach gelesen. Man hatte ihr, als sie im Jahre 1832 unter dem schönen Namen Dnyanodaya, „Erkenntniß-Aufgang", an's Licht trat, ein kurzes Leben geweissagt; allein christliche Freunde haben es ihr bisher nicht bloß gefristet, sondern auch so weit gestärkt, daß sie schon seit längerer Zeit alljährlich vier und zwanzigmal vor dem Publikum erscheint, während sie sich sonst mit zwölf Malen begnügen mußte. Es ist auch in der That eine nicht unintereſſante Zeitschrift. Ihr Hauptzweck ist allerdings die Bekämpfung des Hinduthums in seinen verschiednen Gestalten und Verbreitung christlicher Wahrheit, allein sie öffnet ihre Spalten Allem, was für die Eingebornen wissenswerth erscheint, und beutet dazu namentlich die Welt- und Kirchen-Geschichte aus, was für den Hindu ganz besonders wichtig ist. Der Hindu hat nämlich gar keinen Begriff von Geschichte. Seine ganze Literatur ist Sage. Bei den Griechen hat sich aus der Sage sehr bald die Geschichtsschreibung entwickelt, bei dem Hindu ist die Literatur kindlich und zum Theil kindisch geblieben, und weit enfernt, den geschichtlichen Kern aus der Sage herauszuschälen, hat sie sich je länger je mehr darin eingesponnen. Das Blatt ist schon Manchen eine Brücke zum Christenthum geworden, und hat wohl auch fremden

Missionen diesen und jenen Wahrheitssucher zugeführt. Ich selbst weiß nicht weniger als Vier aus der Mitte des Landes, denen das Lesen des Dnyanodaya auf den rechten Weg mit geholfen hat.

Die Thätigkeit der amerikanischen Mission geht aber nicht in der Presse auf. Etwa 500 Knaben und 75 Mädchen empfingen damals Unterricht, während 23 andre Mädchen, zum Theil Waisen, in dem Hause eines der Missionare geradezu erzogen wurden. Eine höhere Bildungsanstalt besitzt die amerikanische Mission in Bombay nicht; alle diejenigen, die dafür reif erscheinen, werden nach Ahmadnagar geschickt, wo fünf andere Missionare derselben Gesellschaft arbeiten, und unter anderm auch eine solche höhere Bildungsanstalt leiten, natürlich zu dem letzten Zwecke eingeborne Prediger und Lehrer heranzuziehen. Doch war dieser letzte Zweck noch so wenig erreicht worden, daß sich die Missionare zu Bombay für ihre Schulen fast lauter heidnischer Lehrer bedienen mußten.

Einer der drei Missionare in Bombay ließ es sich besonders angelegen sein, die Heiden auch draußen um sich zu versammeln und ihnen das Wort des Lebens zu verkündigen. Das Meeresufer, das gegen Sonnen-Untergang von badelustigen Hindus und andächtigen Parsis häufig besucht wird, war dann die gewöhnliche Predigtstätte. Wir sind bereits dort gewesen. (S. 141) Zudem findet sich dann und wann ein neugieriger Heide bei dem sonntäglichen Gottesdienste ein, wo stets ein Theil der Schrift mit besonderer Rücksichtsnahme auf die Heiden erklärt wird. Als ich eines Sonntags demselben beiwohnte, war ich zuerst von der großen Zuhörerschaft, die sich auf 70 bis 80 Seelen belaufen mochte, angenehm überrascht. Daß diese Zuhörer dem größern Theile nach wirklich Heiden waren, ließ sich jedoch bald bemerken; denn der ununterbrochen Aufmerksamen waren nur Wenige, und

so oft man sich zum Gebet erhob, stellte sich die Mehrzahl gar eigen dazu an. Nachher erfuhr ich, daß die Meisten in der Druckerei u. s. w. angestellte Heiden waren, deren regelmäßiger Kirchenbesuch von den amerikanischen Missionaren zwar nicht förmlich geboten, aber doch so bestimmt erwartet wird, daß jedesmal die Namen derselben verlesen werden. Natürlich bleibt da Niemand gern weg.

Ich lasse für jetzt die amerikanische Mission liegen, und gehe zur anglikanischen über. Sie nahm 1820 ihren Anfang und hat fort und fort durch Krankheits- und Todesfälle der Missionare viel gelitten. Von 15 Missionaren, die nach nnd nach in die Arbeit einrückten, waren bis 1850 vier gestorben und sieben hatten nach England zurückkehren müssen. Hierbei ist allerdings die Station zu Nasik auf dem Festlande mit eingerechnet. Wenn äußere Rührigkeit ein hervorstechender Charakterzug der amerikanischen Mission ist, so bezeichnet im Gegensatz dazu eine gewisse Stetigkeit den Gang der anglikanischen. Das läßt sich von vornherein erwarten. Der Amerikaner ist von Natur zur Thätigkeit nach außen hin mehr aufgelegt, weil durch die Verhältnisse mehr dazu angeleitet, als der Engländer — und dazu kommt hier der Gegensatz der Kirche, auf amerikanischer Seite die Flüssigkeit des congregationalistischen Wesens, und auf englischer Seite die Festigkeit des Episcopal-Systems. Auch ist nicht zu vergessen, daß der stets zu äußerer Thätigkeit besonders geneigte Methodismus die kirchlichen Gemeinschaften Nord-Amerikas in weit höherm Grade durchdrungen hat, als die Episcopal-Kirche Englands.

Die anglikanische Mission hat, wie fast in allen englischen Colonien, so auch hier, die verhältnißmäßig sicherste Stellung. Sie findet nicht bloß an den vielen Gliedern der anglikanischen Kirche, die hier für immer oder vorübergehend leben, natürliche

Haltpunkte, sondern auch an dem anglikanischen Bischof, der die Missionare der anglikanischen Kirche als seine Missions-Geistlichkeit betrachtet, einen Patron von Amtswegen. Was aber das Verhältniß der anglikanischen Missionare zu ihrer Gesellschaft anlangt, so wird dasselbe durch einen hier am Orte befindlichen Zwischen-Comité einigermaßen vermittelt.

Der Haupt-Schauplatz ihrer Missions-Thätigkeit in Bombay ist die Schule. 512 Knaben, 194 Mädchen und 6 Erwachsene empfingen in Verbindung mit der anglikanischen Mission Unterricht, und dazu kam eine höhere englische Schule mit 171 Zöglingen, die zugleich zur Heranbildung eingeborner Lehrer und Prediger dienen sollte. Leider mußte auch die anglikanische Mission noch immer sich mit heidnischen Lehrern behelfen; unter den 25—30 Schullehrern und Schullehrergehülfen war nur ein einziger Christ. Auch auf der Presse war die anglikanische Mission damals nicht unthätig. Miss. Isenberg gab schon seit längerer Zeit den „Bombay Church Missionary Record" heraus, ein eigentliches Missionsblatt. Er wurde in etwa 600 Exemplaren gedruckt und auch meist durch freiwillige Beiträge erhalten, die aber wohl nicht so reich flossen, wie in Bezug auf den Dynanodaya, da bei der Fülle englischer Missionsblätter die Nothwendigkeit eines speciell für Bombay berechneten nicht einleuchtete. Wenn ich nicht irre, ist er seitdem eingegangen.

Einen Beleg übrigens zu der oben gemachten Bemerkung, daß Bombay vermöge seiner vielverzweigten Verbindungen so recht der Ort ist, um gelegentlich einzelne Samenkörner in entfernte Länder hinüberzustreuen, kann der Umstand liefern, daß damals sechs Abyssinier in dem Hause Isenbergs unterrichtet wurden, die, menschlich zu reden, durch Zufall hierhergekommen waren und in einiger Zeit zurückkehren sollten. So waren auch erst vor kurzem zwei

Abyssinier von der schottischen Mission zu Catecheten ausgebildet und in ihr Vaterland zurückgesandt worden.

Einen andern Beleg zu der obigen Bemerkung kann überhaupt die Zusammensetzung der ganzen eingebornen Gemeinde abgeben, der unser Landsmann als eigentlicher Pastor vorsteht. Sie faßte zu meiner Zeit die verschiedensten Elemente in sich: 10 Marathi's, 7 Guzerati's, 3 Canaresen, 17 Tamulen, 2 Malabaren, 2 Chinesen, 6 Abyssinier.

Die Meisten freilich waren nicht hier getauft, sondern nur zu einer Gemeinde gesammelt worden.

Die schottische Mission zu Bombay endlich theilt mit der amerikanischen die äußere Rührigkeit. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Dr. Wilson, wohl der einflußreichste Missionar der Schotten in Bombay, zugleich Präsident der geographischen Gesellschaft ist. Er und sein Kollege Mitchel betheiligten sich auf das lebhafteste an allen wissenschaftlichen Bestrebungen, und manche Seite des Hindu- und Parsithums ist von ihnen beleuchtet worden. Es werden auch von Zeit zu Zeit von den schottischen Missionaren Vorlesungen über religiöse und allgemeine wissenschaftliche Gegenstände gehalten und Dr. Wilson giebt den Oriental Christian Spectator heraus, ein Blatt, das alles, was sich auf Indien bezieht und für den Christen von Interesse ist, umfaßt, und selbst von den Bestrebungen der verschiedenen asiatischen und geographischen Gesellschaften in Indien nicht bloß, sondern auch in Britannien, Deutschland, Frankreich und Amerika gelegentlich Notiz nimmt.

So ist denn der eigenthümlichste Charakterzug der schottischen Mission in Bombay — wissenschaftlicher Kampf mit dem Heidenthume. Daneben sucht sie, wie die beiden übrigen, hauptsächlich durch die Schulen zu wirken, in denen damals etwa 300 Knaben

und 550 Mädchen unterrichtet wurden. Eine damit verbundne englische Schulanstalt zählte über 450 Zöglinge. In der höchsten Abtheilung derselben, einer Art College, studirten etwa 16 Jünglinge.

Es giebt wenigstens im westlichen Indien keine von einer Mission unterhaltene Bildungsanstalt für Eingeborne, die ein höheres wissenschaftliches Ziel anstrebte. Bis jetzt sind zwei eingeborne Prediger nicht gewöhnlicher Art daraus hervorgegangen, der eine ein Parsi, der andre ein Brahmine. Trotzdem muß auch diese Mission noch immer auf Besetzung der wichtigsten Schullehrer-Stellen mit eingebornen Christen verzichten. Dagegen benutzte sie damals den einen ihrer eingebornen Prediger, den Brahminen, um den Heiden auch draußen das Evangelium predigen zu lassen. Wie die schottische Mission ihre Schulthätigkeit ansieht, mag man aus folgender Darlegung ersehen, die ich dem Jahresberichte derselben von 1849 entnehme. Da es Worte des oben erwähnten Parsi, Hormasdji Pestondji, sind und diese Worte zugleich echtschottischen Geist athmen, so werden sie meinen Lesern von um so größerem Interesse sein.

„Sind unsre Lehrer und Schüler in sittlicher Beziehung besser geworden? Dann ist ein Punkt gewonnen. Haben wir sie zu treuen Unterthanen und zu gesitteten Menschen gemacht? Dann ist der zweite Punkt gewonnen. Zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft? Dann ist ein dritter Punkt gewonnen. Zu nützlichen Gliedern der Familie? Dann ist ein vierter Punkt gewonnen. Haben wir ihnen richtige Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen beigebracht? Dann ist ein fünfter und zwar sehr wichtiger Punkt gewonnen. — Nun alles dieß ist erreicht worden, sofern ich meinen eignen Beobachtungen und Erfahrungen während sieben Jahren trauen darf. Und ob dann auch nicht

wirkliche Bekehrungen das Ergebniß unsrer vielfachen Missionsarbeiten sind, so müssen wir doch Gott, den Geber aller guten Gabe, preisen, wenn Verstandes- und Gewissens-Ueberzeugung und überhaupt geistige Aufklärung nur etwas werth sind, und wenn wir, wozu wir ja vermahnt werden, diese geringen Tage nicht verachten sollen."

So weit Reverend Hormasdji, der — beiläufig — gerade damals Vorsitzender der Kirk-Session war, zu der außer ihm noch fünf eingeborne Christen gehören, und durch deren Errichtung sich die Bekehrten vor einiger Zeit zu einer förmlichen Gemeinde der freien Presbyterial-Kirche Schottlands organisirt hatten.

Dr. Wilson selbst spricht sich über das Schulsystem so aus:

„Wir lesen nicht, daß die Apostel oder die Christen der ersten Zeit sich viel mit Erziehung der Jugend beschäftigten, ausgenommen so weit es ihre unmittelbaren Verbindungen betraf. Der Grund springt von selbst in die Augen: sie wurden im Allgemeinen mit politischer und religiöser Eifersucht angesehen und von heftiger Verfolgung heimgesucht, wo immer sie ihrem Einfluß einen festen Grund und Boden zu verschaffen suchten. Allein die Kirchengeschichte verschiedener Nationen belehrt uns, daß die Christen, sobald sie nur die Gewalt dazu in Händen hatten, ihre Aufmerksamkeit sofort auf Errichtung von Schulen zum Besten und zur Bekehrung der Heiden richteten und ihre Sache gewann, wie in unserm eignen glücklichen Vaterlande während der angelsächsischen Siebenherrschaft, durch derlei Anstalten sehr bedeutend. Ihre Bestrebungen verdienen in dieser Beziehung unsre Nachahmung allenthalben, wo es die Umstände gestatten, besonders hier in Indien, wo ähnliche Bestrebungen mit einer in der That erfreulichen Leichtigkeit verfolgt werden können."

Es hatte einmal den Anschein, als würde die Arbeit der schot-

tischen Mission unter den Parsis ihr ergiebigstes Feld finden. Diese Hoffnung hat sich jedoch nicht erfüllt. Gerade die Parsis zeigen sich als die bittersten, die bedeutendsten und die mächtigsten Gegner des Evangeliums. Sie sind die bittersten, denn als Nachkommen von Märtyrern ihres vom muselmännischen Schwerte verfolgten Glaubens, und zumal als letzte Haupt-Ueberreste einer einst glorreichen Nation, halten sie im Ganzen zäh an der Ueberlieferung der Väter, und obgleich sie sich sonst hoch über die Hindu's, als grobe Götzendiener, erheben, so stehen sie doch gerade den Hindu's wider den Missionar treulich bei, — offenbar weil sie fürchten, das Feuer in des Nachbars Haus möchte das eigne Haus mit ergreifen. Sie sind ferner die bedeutendsten Gegner des Evangeliums, denn sie vor allen machen Gebrauch von den Regierungsschulen, und da sie als unentbehrliche Unterhändler zwischen den europäischen und eingebornen Kaufleuten sich der englischen Sprache in nicht geringem Grade bemächtigt haben, so steht ihnen auch der Zugang zu der europäischen Literatur offen und sie sind so wohl bewandert in demjenigen Theile derselben, welcher dem Unglauben dient, daß sie selbst von Strauß Kenntniß genommen haben. In ihren Händen sind die meisten einheimischen Zeitungen, und obschon sie es einzelnen Hindu's in tieferer Fassung ihres Gegenstandes nicht gleich thun, so sind sie doch die Leute, das, was sie wissen, an den Mann zu bringen. Sie sind endlich auch die verhältnißmäßig mächtigsten Gegner des Evangeliums, denn wenn auch ihr Pantchat, — eine Art von Synedrium, — immer mehr an Ansehen verliert, so dient er doch dazu, den missionsfeindlichen Bestrebungen unter den Parsis mehr Einheit zu verleihen, so weit das bei ihrer Gespaltenheit in zwei Secten angeht. Dazu kommt, daß einzelne Glieder des „hohen Rathes" ein bedeutendes Vermögen besitzen, — eine Eigenschaft, die bei den Parsis um

so mehr gilt, da sie als Krämer im Ganzen genommen die klingende Münze zu schätzen wissen. Die Parsis bilden mit Einem Worte die eigentliche Geldmacht in Bombay.

Die schottische Mission in Bombay hat auch äußerlich mancherlei Wechselfälle durchzumachen gehabt. Im Jahre 1823 von der schottischen Privat-Gesellschaft begonnen, ging sie 1838 in die Hände der schottischen Kirche über, und als etwa fünf Jahre später ein Theil derselben unter dem Namen „freie Kirche" ausschied, so erklärten sich die bedeutendsten Missionare in Bombay für die Ausgeschiedenen. Wie es scheint unerwarteter Weise, mußte sie die Missions-Grundstücke und Baulichkeiten der Landeskirche überlassen, und es gehörten in der That nicht geringe Anstrengungen dazu, den ungeheuern Verlust durch Sammlung von Privat-Beiträgen zu ersetzen. So unterhielt denn damals die schottische Landeskirche nur noch einen einzigen unordinirten Missionar zu Bombay und dieser beschränkte seine Wirksamkeit auf die Schule.

Meinen Lesern wird nun, nachdem sie einen Blick in das Getriebe der hiesigen Mission gethan haben, die Frage auf der Zunge schweben: Was ist das Gesammt-Ergebniß derselben in Bezug auf den eigentlichen Zweck der Mission!

In der amerikanischen Mission waren von Anfang an bis 1850 etwa 50, in der schottischen etwa 40 und in der anglikanischen etwa 25 (Kinder eingerechnet) getauft worden. Darunter wird es natürlich Wenige geben, die nicht innerhalb der Mission angestellt sind oder doch von der Missionskasse mehr oder minder abhängen. Am fernsten halten sich die religionskalten Djaina's, die fanatisch-heißen Muhamedaner und die überlieferungszähen Juden.

Bedenkt man, daß drei verschiedene Missions-Gesellschaften länger als ein Vierteljahrhundert hindurch in Bombay gearbeitet haben

und daß damals die amerikanische Missions-Gesellschaft 3 Missionare und 19 eingeborne Lehrer und Lehrerinnen, die anglikanische ebenfalls 3 Missionare, 1 europäischen Katecheten, 1 europäische Lehrerin und 25 bis 30 eingeborne Lehrer und Lehrergehülfen, — die schottische endlich 4 Missionare und eine große Menge eingeborner Lehrer und Lehrergehülfen in Bombay unterhielt, so kann man nicht anders sagen, als daß das Ergebniß auffallend gering erscheint und der Umstand, daß im Augenblick fast eben so viele in der Mission beschäftigt waren, als von Anfang an getauft wurden, macht das Mißverhältniß zwischen Arbeits-Kräften und Erfolgen noch hervorstechender.

Man würde indeß der Sache Unrecht thun, wenn man das Maaß der Erfolge lediglich nach der Zahl der einzelnen Bekehrungen bestimmen wollte. Die allgemeine Wirkung der Mission auf die umgebende Hinduwelt nicht bloß, sondern auch auf die hiesigen Europäer ist gewiß mit in Rechnung zu bringen. Daß aber die Heiden in weitern Kreisen von der hiesigen Mission berührt worden sind, davon zeugen mehrere Thatsachen, besonders die eine, daß die Muslims ihren Koran eifrig zu drucken und zu verbreiten angefangen, und die andre, daß die Parsis einen Theil ihrer h. Bücher, ihre Zend-Avesta, lithographirt und eine Uebersetzung derselben in's Guzerati bewerkstelligt haben. Bei alledem aber bleibt das gewiß: Das Ergebniß der hiesigen Missions-Arbeit muß zur Zeit ein verhältnißmäßig geringes genannt werden, und die vielfach gemachte Bemerkung, daß die großen Städte Indiens, namentlich solche, die eine starke europäische Bevölkerung haben, sich für die Mission am unfruchtbarsten erweisen, erscheint nicht so ungegründet. Es wurde zwar neulich in einer indischen Zeitung von dem verbessernden Einflusse, den die britische Bevölkerung auf Calcutta ausgeübt, viel Rühmens gemacht;

ich muß aber stark daran zweifeln, daß sich dieser verbessernde Einfluß auf das Beste, — die Sittlichkeit — mit erstrecke. Hier wenigstens scheint die eingeborne Bevölkerung von den Europäern im Großen und Ganzen nicht den Eindruck zu haben, daß sie ihnen in sittlicher Beziehung durchweg überlegen seien. Den verhältnißmäßig besten Titel, den sie ihnen im Allgemeinen geben, ist: Schuldenmacher. Wie viel aber ein einzelner leichtsinniger Europäer der Mission schaden kann, davon habe ich selbst ein Beispiel vor Augen gehabt. Als nämlich Bowen, Missionar der amerikanischen Gesellschaft, und der mit der schottischen Mission verbundene Brahmine Narayen mit den Heiden am Strand des Meeres öffentlich disputirten, kam ein junger Engländer zu Pferde vorbeigeritten. Der versammelte Volkshaufen zog seine Aufmerksamkeit an sich. Er reitet heran und hält. Nachdem er eine Weile zugehört, fragt er einen der Umstehenden: Was giebts? Da er die Antwort nicht gleich versteht, so drängt sich fast die Hälfte der Zuhörerschaft dienstgefälligst um des Sahibs Pferd. Kaum aber vernimmt er, daß man sich hier mit den Missionaren unterredet, so macht er eine verächtliche Geberde und galoppirt in demselben Augenblicke davon. Ein schallendes Gelächter folgte ihm seitens der dankbaren Heiden nach. Es ist hier wohl der Ort, ein paar Worte mehr zu sagen darüber, wie die Mission von verschiedenen Seiten her in Bombay angesehen wird. Nun, die Regierung als solche legt ihr kein eigentliches Hinderniß in den Weg. Die religionslosen Regierungsschulen können wohl kaum in einem solchen Lichte betrachtet werden, denn einerseits folgt die Regierung hierbei ihren eigenen, wenn auch bestreitbaren Grundsätzen, und in der Einrichtung derselben nichts als einen beabsichtigten Gegensatz gegen die Missionsschulen zu sehen, möchte wohl ungerecht sein; anderseits aber leiten sie eine große Masse

von Elementen, die nichts als gemeinnützige Kenntnisse zu ihrem künftigen Fortkommen suchen, von den Missionsschulen ab, und bewahren dieselben vor unnützer Ueberfüllung und unnöthigem Kostenaufwand, indem sie ihnen zu gleicher Zeit einen heilsamen Sporn in die Seite drücken. Wie wenig es förmlicher Grundsatz der hiesigen Behörden ist, der Mission wehe zu thun, läßt sich schon daraus erklären, daß die Gemahlin des Gouverneurs, Lady Falkland, kein Bedenken trägt, einige Schulen unter Beaufsichtigung der anglikanischen Mission auf eigne Kosten zu unterhalten. Leider betheiligt sich das englische Publicum verhältnißmäßig noch immer wenig an der Missionssache. Das Jahresfest der Auxiliary Church Missionary Society, an deren Spitze der Bischof von Bombay steht und die schon aus national-kirchlichen Gründen hier auf den breitesten und sichersten Boden rechnen darf, war wohl kaum von 100 Personen besucht, und wenn auch die persönliche Theilnahme an einem Missions-Jahresfeste noch kein untrügliches Maaß der Herzenstheilnahme ist, — so läßt sich doch etwas daraus ersehen. Der Jahresbericht von 1849 weist nicht mehr als 1650 Rupien stehender Beiträge aus Bombay auf.

Was die öffentliche Meinung anlangt, so nahm von den vier englischen Zeitungen, die damals in Bombay erschienen, eigentlich nur eine zuweilen Parthei gegen die Mission, so jedoch daß heilsame Wahrheit mit unterlief. Aber auch die Heidenwelt hat hier eine öffentliche Stimme, die sich in verschiedenen Zeitungen auf Marathi, Guzerati, Persisch und Hindostani vernehmen läßt. Hier war es wiederum nur Ein Blatt „die Geißel“, das, wie ich höre, zuweilen einen Ausfall auf die Mission machte.

Soll ich nun auch den confessionellen Standpunkt der hiesigen Missionen bezeichnen, so kann ich mich kurz fassen. Der große American Board ist bekanntlich unions-gesinnt. Da mein Bericht

über die nordamerikanische Mission auf dem Libanon (Erster Band, S. 81 — 103) sich auch über den Charakter derselben ausließ, so brauche ich nur zu bemerken, daß die hiesige nordamerikanische Mission alle wesentlichen Charakterzüge jener Mission auf dem Libanon in confessioneller Hinsicht theilt, und sie vielleicht noch stärker hervortreten läßt. Charakteristisch ist es jedenfalls, daß das untere Stockwerk der Missionscapelle die Druckerei bildet, daß der kleine Communionstisch vor der dahinterstehenden gewaltigen Kanzel fast ganz verschwindet, daß der Prediger in rein bürgerlicher Tracht vor die Gemeinde tritt, und daß in dem ganzen Gottesdienst auch nicht eine Spur von Liturgie zu finden ist. — Die anglikanische Mission betreffend, so ist ihr confessionell entschiedner Charakter nicht minder bekannt, nur daß, der eigenthümlichen Richtung der anglikanischen Kirche gemäß, der Hauptton nicht sowohl auf das Bekenntniß, als vielmehr auf die Verfassung fällt. Am aller entschiedensten confessionell aber scheint mir die schottische Mission zu sein. Ich schließe das aus einer Stelle des Jahresberichts von 1848, die so lautet: „In der Zeit, die zwischen ihrer (der Kirchenältesten) Wahl und Ordination lag, gingen die Vier von ihnen, die nicht im geistlichen Amte waren, mit mir (Dr. Wilson) unser ganzes Glaubensbekenntniß, das sie zu unterzeichnen hatten, Satz für Satz durch u. s. w.“ Es bedarf übrigens wohl kaum der Bemerkung, daß die schottische Mission der amerikanischen in confessioneller Eigenthümlichkeit am nächsten steht.

Sonst sind wiederum alle drei darin ähnlich, daß keine derselben ganz frei von methodistischer Anschauungsweise ist; denn Ausdrücke wie der „die Versammlung kann sich nicht eher zufrieden geben, als bis eine entschiedne und allgemeine Ausgießung des Geistes aus der Höhe verwirklicht ist“ lassen sich doch wohl kaum anders als aus methodistischer Anschauungsweise erklären,

und ähnliche Ausdrücke, wenn auch nicht von derselben Stärke, kommen bei allen dreien gelegentlich vor. Ein Gleiches läßt sich in Bezug auf die Feier des Sonntags sagen, in der alle drei mehr oder minder auf alttestamentlichem Standpunkte stehen.

Trotz confessioneller Verschiedenheit aber unterhalten die Missionare zu Bombay einen persönlich freundschaftlichen Verkehr. Schon vor mehr als zwei Jahrzehnten traten Abgeordnete von fünf Missionen in der nordamerikanischen Missionscapelle zusammen und bildeten einen Verein für Förderung christlicher Gemeinschaft und für Besprechung der besten Mittel zur Förderung des Reiches Christi hier zu Lande. Der Verein ging zwar in der Folgezeit wieder ein; an dessen Stelle ist aber nach längerer Unterbrechung ein andrer getreten, der ohne ausdrückliche Grundbestimmungen sich möglichst formlos hält und sich auf die Missionare in Bombay beschränkt. Allmonatlich versammeln sich dieselben in dem Hause eines ihrer Collegen. Jeder liest ein von ihm selbst gewähltes Capitel der Schrift und knüpft daran ein Gebet, und zwar unmittelbar, indem eine Besprechung des Inhalts, weil sie zu confessionellen Differenzen führen könnte, absichtlich vermieden wird. Darauf folgt eine kurze Berathung über praktische Missions-Fragen. So wurde es wenigstens damals gehalten.

Ich würde übrigens der Sache nicht völlig gerecht werden, wenn ich nicht zum Schluß noch eines Missionars der nordamerikanischen Gesellschaft, des Rev. Bowen, noch einmal besonders Erwähnung thäte. Dieser hat nämlich unter dem 8. Januar 1849 eine Ansprache an seine hiesigen Collegen erlassen, die auch ihren Weg in öffentliche Blätter gefunden hat. Der Gegenstand, den er darin behandelt, betrifft das Leben des Missionars, namentlich in Indien. Der Verfasser erklärt, lange darüber nachgedacht zu haben und endlich an der Hand der Schrift zu folgendem Ergebniß

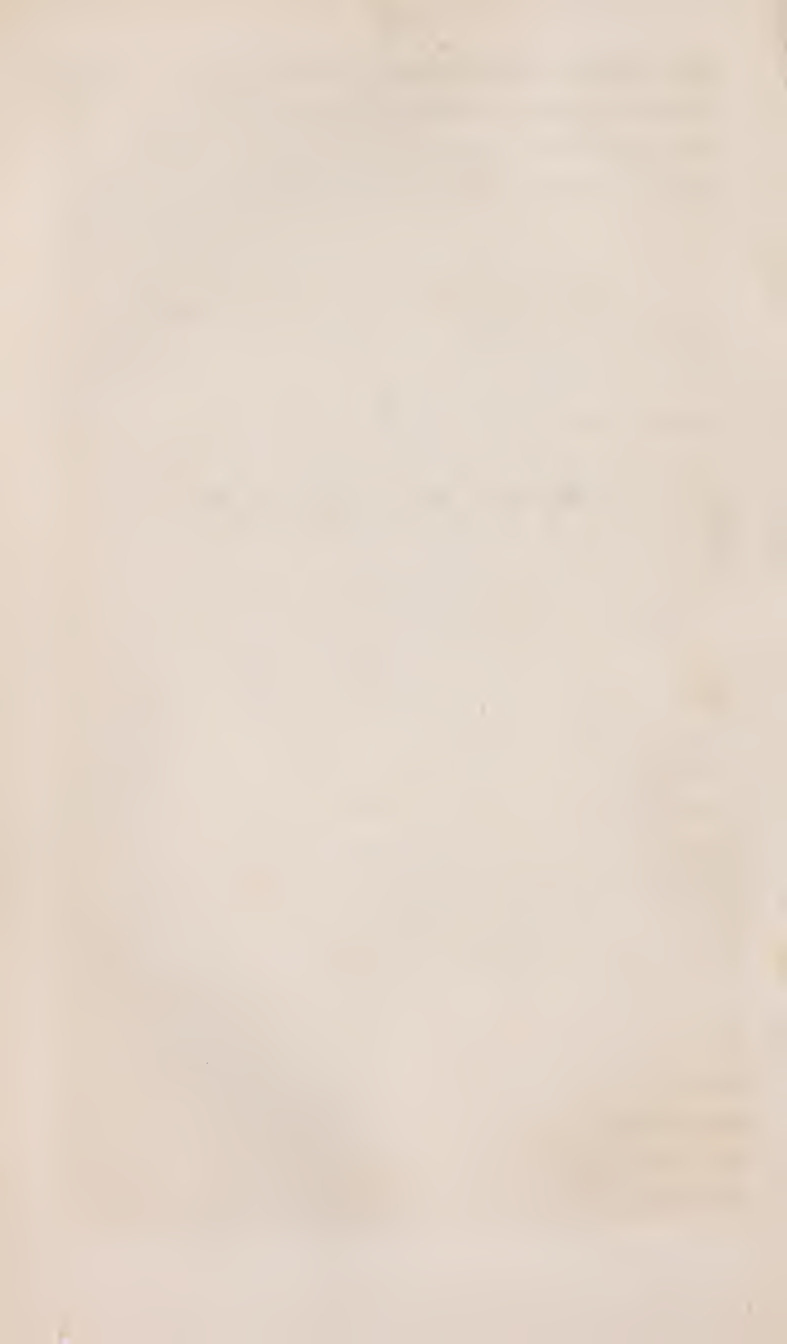
gelangt zu sein: Die Art, wie wir bisher gelebt, ist nicht die möglichst angemessne. Diejenigen, die durch die weltlichen Vortheile, die mit unsrer Stellung verbunden sind, sich haben anziehen lassen, — wie unempfänglich sind sie für den religiösen Einfluß geblieben, den wir auf sie zu üben gesucht haben. Zwischen den Sahiblog (den englischen Gentlemen) und den Eingebornen ist eine gähnende Kluft. Die Sahiblog sind in Wahrheit die Herren des Landes. In ihren Händen liegen die Schätze des Landes, liegen alle Aemter des Staates, und wen von den Eingebornen nach diesen Dingen gelüstet, der schauet zu ihnen auf. Wenn nun der Bote des Evangeliums als mit ihnen auf gleicher Stufe stehend erscheint, so wird ihn ein gewisser äußrer Nimbus (Superiority) umkleiden, der seinem moralischen Einflusse als Missionar nur im Wege ist. So oft der Missionar Sahib[53] auf den Bazar geht, wird er wie auf einem hohen Piedestal dastehen, und das Volk wird natürlich zu ihm hinaufblicken, mag er auch mit Rücksicht auf seine frühere Stellung in der Heimath vielleicht tief abwärts gestiegen sein.

So und in ähnlicher Weise ließ sich der Verfasser nicht lange vor meiner Ankunft in Bombay vernehmen. Und was er so als seine innerste Ueberzeugung in dem gedachten Schriftchen ausgesprochen, das hatte er auch alsbald für seine Person in's Werk gesetzt. Er hatte seine Wohnung mitten unter den Eingebornen in einem ganz gewöhnlichen Hause derselben aufgeschlagen und erwarb sich dadurch, daß er täglich eine Stunde Unterricht in einer europäischen Familie ertheilte, seinen Lebensunterhalt, der ihm erstaunlich wenig kostete. Gleichwohl wollte er seine Lebensweise nicht für allgemein maßgebend angesehen wissen, am allerwenigsten für Verheirathete, indem allerdings nicht jeder Missionar so kräftig und so abgehärtet sei, wie er. Uebrigens bestand zwischen ihm und seinen

Collegen nach wie vor ein freundschaftliches Verhältniß; auch möchte sein immerhin ehrenhaftes Beispiel, obschon die Nachahmung desselben in seinem ganzen Umfange nicht einem Jeden ohne Weiteres zur Pflicht gemacht werden kann, kaum ohne allen Segen bleiben. [54]

II.

Tulu-Land.



Nach Mangalore. Aufenthalt daselbst.

Die zwei Monate, die wir in Bombay zubringen durften, gingen rasch und angenehm zu Ende. Am Morgen des 11. Februar geleitete uns unser lieber Gastfreund auf den Dwarka, einen kleinen Dampfer, der in dieser Jahreszeit zwischen Bombay und Colombo lief und auf dieser Küstenfahrt bei Goa, Calicut und Cochin und, falls es die Umstände mit sich brachten, auch bei Mangalore anlegte. Für den letztern Ort hatten wir selbst uns einschreiben lassen. Erst um drei Uhr des Nachmittags wurden wir flott.

Das war eine der lustigsten Meerfahrten. Nie verloren wir die felsige, steile, schluchtenreiche Küste aus den Augen, die beiläufig für Seeräuber wie gemacht ist. Mit dem Fernrohr in der Hand ließ ich sie Schritt für Schritt an mir vorüberziehen. Zwischen neun und zehn Uhr am Abend passirten wir Fort Victoria, so recht in der Mitte Concans.[55]

Als ich am andern Morgen auf das Verdeck trat, fand ich das Aussehen der Küste bedeutend gesänftigt. Um sechs Uhr lagen die unverkennbaren Felsen von Vingorla vor uns, von wo diejenigen Missionare, die für Süd-Mahratta bestimmt sind, die Ghats hinaufzusteigen pflegen, und um elf Uhr ankerten wir in dem schönen Hafen von Goa, — der alten Hauptstadt der portugiesischen Niederlassungen in Vorder- und Hinterindien, auf den indischen

Inseln, in Ostafrika, Arabien und Persien, — dem letzten Asyl portugiesischer Herrschaft in Indien.

Schade, daß wir nur so lange anhielten, bis die paar Passagiere für Goa gelandet waren. Die Stadt selbst mit ihren dunkeln Kirchen und ihren noch dunkleren Inquisitionsgefängnissen liegt zu weit landeinwärts, als daß man vom Hafen aus auch nur einen Theil derselben erblicken könnte. Wir sahen nichts als den Leuchtthurm.

Wie bist du herabgekommen, du Fürstin der Heiden, du Meeresbeherrscherin! Es gab eine Zeit, wo die Kinder der indischen Könige sich zu Goas Füßen setzten! Was für ein Leben in den jetzt verödeten Straßen wogte, als z. B. der König von Tanur, der, 1549 heimlich getauft, auf dem nackten Busen ein eisernes Kreuz, äußerlich aber die arische Schnur trug, die indische Capitale seiner neuen Glaubensgenossen besuchte!

Verwandte und Priester beschworen ihn, doch ja zu bleiben, als die acht Zweiruderer, die ihn nach Goa geleiten sollten, im Hafen seiner Residenz anlangten. Er aber ließ sich mitten in der Nacht an einem Seile über die dreifache Mauer hinunter und erreichte die Schiffe sicher, obschon nicht ohne Verletzung. Nun donnerten die Kanonen; Tanur schreckte auf aus seinem Schlafe und sammelte sich händeringend am Ufer. Dom Joao — so unterschrieb sich der König seit seiner Taufe — wurde in Goa mit Artillerie-Salven empfangen. Die Straßen waren mit seidenen Decken belegt und Triumphbogen erhoben sich allenthalben. Der Vicekönig war in Zweifel gewesen, ob er ihn als einen *christlichen* Monarchen empfangen dürfe; der weitherzige Bischof hatte ihn mit Berufung auf Leute wie Gamaliel darüber beruhigt. Der Bischof selbst zog dem krypto-christlichen Könige ohne Weiteres mit einem großen Kreuze entgegen. Dom Joao umarmte es, eilte

in die Kirche, um einem pomphaften Te Deum beizuwohnen, und ritt dann in seine Herberge. Zehn Tage blieb er in Goa. Während der ganzen Zeit hörte man nichts als Glockengeläute, und sahe nichts als Stierkämpfe, Reitergefechte und Spiele aller Art. In allen Kirchen wurde ihm als einem christlichen Monarchen geräuchert. Noch ehe er aber in der Sacristei die Firmelung empfing, ging man ihm ernstlich zu Gewissen: er solle doch nicht länger auf beiden Seiten hinken, sondern seinen Unterthanen durch ein offnes Bekenntniß zum Christenthum vorangehen. Dom Joao versicherte unter Thränen, er trage die arische Schnur vor der Hand bloß fort — aus Sorge nicht für sich, sondern für die Seelen seiner Unterthanen, die nur auf dem langen Wege milder Vorsicht für etwas Neues zu gewinnen seien; zudem habe sein älterer, Regierungs-unfähiger Bruder an dem Tamutiri (dem Zamorin der Portugiesen) einen beständigen Aufreizer! Als Vicekönig und Bischof im folgenden Sommer seinen Besuch in Tanur erwiederten, ließ er ihnen zu Ehren vor seinem Schlosse zwei große Kreuze errichten und allenthalben ausrufen: Alle Fischer sollen flugs Christen werden, wo nicht — das Land räumen. Die Nairen und Brahminen dagegen lockte er durch die goldigsten Versprechen. Vergebens. Er selbst ist trotz seiner heiligsten Confirmations-Gelübde als Krypto-Christ gestorben.

Doch ich muß meine Leser für diese kleine Abschweifung um Nachsicht bitten. Wir hatten bei Goa bereits die größere Hälfte unsrer dießmaligen Seereise hinter uns.

Unter unsern paar Reisegenossen war ein ziemlich wunderlicher Kautz, — ein Engländer aus Cochin. Der wußte aufs genauste zu sagen, wie ein gewisses Gericht in Süd-Amerika und wie in China schmecke. Auch war ihm mit nichten unbekannt, wo man in Calcutta die besten Stachelbeeren mit Milch und in Bombay das beste Beef speise.

Am 13. Februar waren wir früh um acht Uhr Andjudivu (Fünf-Insel) gegenüber, einer portugiesischen Niederlassung für Sträflinge. Dort gründete der erste portugiesische Vicekönig, Almeida, von Franziskanern und andern Geistlichen unterstützt, die erste Colonie. Später sahen wir die Umgegend von Honore, der nördlichsten Küsten-Station der Basler Missionen, in Nord-Canara, und lagen dann um zwei Uhr am Morgen des folgenden Tages vor Mangalore. Leider ist der Hafen dieser Stadt so schlecht bestellt, daß wir weit im Meere Anker zu werfen genöthigt waren. So mußten wir denn bis zur Morgendämmerung warten, ehe man uns in einem kleinen Boote zu landen vermochte.

Kaum hatten wir unsern Fuß auf das Ufer gesetzt, so kam uns schon die fürsorgende Liebe der Basler Freunde entgegen, die unsre Ankunft erwarteten. Herr Mögling bewillkommnete uns zuerst auf dem schönen grünen, luftigen Hügel Balmatta, der unsre zweite Heimath in Ostindien werden sollte.

Und eine freundliche Heimath war's. Einst rauschte dieser Hügel vom Getümmel des Krieges, denn hier hatte zu seiner Zeit der wohlbekannte Heider Ali sein Lager. Jetzt handhabte man hier die geräuschlosen Waffen des Evangeliums und die Künste des Friedens, denn auf diesem Hügel ist ein Seminar zur Heranbildung eingeborner Lehrer, Katecheten und Prediger, eine Industrieschule und eine Druckerpresse.

Der Hügel hatte aber auch seine natürlichen Reize. Alles duftete so frisch und die Vögelchen sangen so lustig, wenn wir am Morgen darauf umherspazirten. Welch' eine üppige Mannichfaltigkeit des Baum- und Pflanzenwuchses! Zierliche Kokospalmen, riesige Banianen, großblättrige Jackbäume, rothblütige Kadschu's, zitterlaubige Pippala's dazwischengedrängt, kerzengrade dunkelgrüne Samprasi's, Papa's mit kronenartig gruppirten gefingerten Blättern

an langen Stielen, laublose Baumwollenbäume mit weißen duftigen Blüthen, schattige Mango's mit braungrauer Rinde und langen schmalen spitzigen Blättern. Daneben aber noch eine ganze Menge von Bäumen, deren Namen ich nicht anzugeben vermag: manche ebenfalls blätterlos und manche äußerst feinblättrig, mit hochrothen, Rosa=farbigen und Jasmin=artigen Blumen. Der Boden selbst war hie und da von einem Pflänzchen bedeckt mit kleinen frischgrünen Blättern und einer Blüthe, deren Form an den Jasmin und deren Farbe an die Granate erinnert. In dem Garten selbst, welcher, der Bewässerung fähig, an einen englischen Beamten verpachtet war, wucherten neben den wohlbekannten Küchen=Pflanzen des Abendlands, als Salat, Kohl und Selerie, ganze Beete voll Ananas mit langen schmalen stachelrandigen Blättern, und Bananen mit so riesigen Trauben, daß wir zuweilen dreihundert Stück Finger=lange und drei Finger dicke Früchte an einem einzigen Stengel zählten.

Hier auf Balmatta kosteten wir zuerst den Palmensaft, der, frisch von dem Baume abgezogen, wie süßer Most schmeckt, schon nach einer Stunde aber sauer wird, gährt und zu einem berauschenden Getränke wird. Auch versuchten wir die Früchte der Palmyra=Palme, die, von der Größe wie Stettiner Aepfel, Johannisbeertrauben=artig an einem starken Stengel sitzen. In jedem Viertel der Frucht steckt ein großes gallertartiges Auge von ziemlich süßem Geschmacke.

Die Aussicht von unserm Hügel war in der That reizend. Am Fuße desselben nach Mittag zu lag ein dunkelgrüner Palmenwald und darüber hinaus das blaue Meer mit seinen stets webenden Farben. Aus dem erstern blickte hie und da eine freundliche Wohnung heraus, auf dem letztern flog dann und wann ein schwellendes Segelschiff vorüber. Dahinab schauete es sich gar zu

schön aus der kühlen Verandah, und die Mahlzeiten, die wir in der luftigsten Ecke einzunehmen pflegten, mundeten vortrefflich. Schaaren von Krähen sammelten sich dort stets zur Mittagszeit um unsre Tafel und mischten ihre kreischenden und doch in gewisser Weise traulichen Stimmen in unsre freundlichen Gespräche.

Es war, als wenn auf Balmatta immer Sonntag wäre; so still und friedlich erhob sich der schöne Hügel über Wald und Meer. Unten in der Stadt ging es, wie in allen Hindu-Orten, laut genug her. Die Hindufeste reißen ja nicht ab, besonders an Orten wie Mangalore, wo so viele Kasten, Secten und Landsmannschaften zusammengedrängt sind, und an diesen Festen grade findet der sinnliche Theil des Hindu, der ohne Lärmen keine Freude kennt, seine eigentliche Rechnung. Denn so sagt das Sprüchwort: Wenn ihr Oel bekommt (zum Bade), so ist's Jugadi (Neujahr am 25. März) und wenn ihr zu essen bekommt, so ist's Dipavali. In jenen Tagen aber feierten die Radjputen, die meist im Heere dienen, und die Guzerati Leute ihr Holi, und dieses Fest ist bekanntlich das allergeräuschvollste. Dennoch drang der Lärm der heidnischen Trommel nicht nach Balmatta hinauf, — und auch die geschäftige Zunge müßiger Hindus ließ sich nur selten da oben vernehmen. Bloß zwei Koraga's aus den Bergen, die sich mit dem Flechten von Körben und Stühlen beschäftigen, hatten unter dem hohen Schattendach der Banianen hinter dem Hause ihr zeitweiliges Lager aufgeschlagen. Nach dem frühern Gesetze durften weder Koraga-Männer noch -Weiber sich kleiden. Sie gehen auch jetzt noch ziemlich nackt; die Frauen pflücken sich ihre Bedeckung vom ersten besten Baume mit breiten Blättern. Aber ihre Aussage vor Gericht gilt fast wie ein Eid, und Ehebruch wird unter ihnen nicht gefunden. Also allen Respect vor den armen nackten Creaturen, die für die einstmaligen Herren des Bo-

dens gelten. Zu gewissen Stunden versammelten sich auch mehrere eingeborne Gelehrte auf Balmatta, die dem Herrn Mögling bei seiner Bearbeitung einer canaresischen Blumenlese halfen. Ein halb nackter Brahmine, der die Bhagavat Purana abschrieb, nahm sich mit der heiligen Schnur über der bloßen Schulter und Brust — und mit der europäischen Brille auf der Nase fast schnurrig aus.

Die Unpäßlichkeit, die mich auf der ganzen Reise begleitet hatte und nur auf der See immer gewichen war, stellte sich auch hier wieder ein. Dennoch verlebten wir auf Balmatta ein paar recht glückliche Wochen. Besonders wohlthuend war es, daß ich mich dort in der That von einer eigentlichen Missionsthätigkeit umgeben sah, während in Bombay die Arbeiten der Missionare in Schule und Presse fast aufzugehen schienen. Die Missionsthätigkeit im engern Sinne war freilich mehr an das Missionshaus unten in Mangalore gebunden; allein die Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes aus der fähigsten Jugend der neugewonnenen Gemeinde läßt sich so wenig davon trennen, daß sie recht eigentlich den Schlußstein bildet. Und so war denn das Seminar auf Balmatta für mich immerhin das Wichtigste.

Wir waren übrigens auch nicht selten im untern Missionshause. Herr Greiner, einer der drei ersten Basler Missionare auf dieser Küste, der sich meiner leiblichen Schwäche wahrhaft mütterlich annahm, bewohnte es. Ein wunderhübsches Haus in einem Gehöft voll dunkelschattiger Kokospalmen und damals gerade schneeweiß blühender Kaffebäume. Wir fanden mehrere christliche Familien in dem reizenden Garten angesiedelt: Schlosser, Schmied, Weber, Polizeisoldat und Knecht. Dort sind auch die Gemeindeschulen und das Gemeinde-Kirchlein. In dem letztern wohnten wir eines Sonntags zum ersten Male einer Heidentaufe bei.

Die englische Schule, die der Mission nur im entferntern Sinne dient, liegt nicht mit innerhalb des Missionsgehöftes. Herr Hoch geleitete mich, mitten durch das Quartier der Brahminen, eines Tages dorthin. In dem dazugehörigen Garten sah ich zuerst die rohrschlanke Areka und die feinblättrige Tamarinde mit säuerlicher Frucht in schotenähnlicher Hülse. Ein ungeheurer Götzenwagen kam mir auf dem Nachhausewege entgegen.

Herr Greiner war so gütig, mich eines Vormittags in und bei Mangalore umherzuführen. Die ganze Stadt sammt Umgebung ist ein ungeheurer Park von Palmenhainen, Reisfeldern und Zuckerpflanzungen. Allenthalben schattige, in vielen Farben blühende Bäume, Hecken von Aloe und Ananas, grasbedeckte Hütten der Eingebornen aus Bambus. Eine zauberische Landschaft!

Bergbewohner begegneten uns mit wildem Honig, den sie von den Ghats her zu Markte brachten. Frauen, zum Theil mit einem Kinde auf dem Arme, umgingen feierlich die heilige Pippal am Wege. Im Hafen sahen wir gewaltige Haufen von Betelnüssen und Reis, — dem Hauptstapel von Mangalore. Weiterhin verkündete uns eine alte graue Moschee, daß auch hier die Jünger des falschen Propheten sich eingenistet haben. Dicht daneben liegt ein Teich, der in der Geschichte der dortigen Mission eine Rolle gespielt hat. Dahinein hatte man in jener Zeit, wo noch der erste Unwille über die neue Missions-Niederlassung nicht überwunden war, den Leichnam des Thieres geworfen, das den Juden und Muhamedanern ein Greuel ist, und diesen Frevel den Missionaren aufgebürdet. Dem muhamedanischen Aufstande, den dieß zur Folge hatte, entgingen die Missionare kaum mit dem Leben.

Wir besuchten darauf eine ganze Menge heiliger Gebäude: einen Durga-Tempel der Goldschmiede, einen Siva-Tempel der Sarasvata's, einen Ganesa-Tempel der Tulu's, ein Heiligthum der

Maha-Devi und ein Heiligthum des Rama, ein Hospiz für Concani's und ein anderes für Sarasvata's. Auch in eine Herberge für umherziehende Religiosen traten wir, und sprachen dort einen Jogi aus Benares sammt Frau. Die Sonne hatte ihn kohlschwarz gebrannt, und da ihm das Haar struppig vom Kopfe hing, sein ganzes „Mäskchen aber besondern Sinn weissagte", so konnte man ihn viel eher für einen Dämon, als für einen Heiligen halten.

Wir sahen auch einen kleinen Bhuta- oder Teufels-Tempel für Tulu-Sclaven, die — so sagt man — dem Tamulenlande entstammen. Diese Dämonenheiligthümer finden sich stets neben Hainen. Nicht weit von dem eben erwähnten Tempelchen ist ein größerer Teufels-Tempel und dicht dabei der übliche Schuppen mit einer kriegerischen Gestalt zu Pferde. Tiefer unten liegen zwei ähnliche Heiligthümer; das eine gehört dem Mundadei und das andere der Djumadi. Dicht daran steht der Tempel zweier Könige, Mandjednara und Pulednara, mit zwei Thronen. Sie kamen der Sage nach auf Schiffen nach Mangalore. Man opfert ihnen allmonatlich Blumen und feiert ihnen auch alljährlich ein großes Fest. Wir traten ein paar Minuten in das Haus eines Billavers, dessen Bruder den Priester in jenem Tempel macht. Die Frauen, mit Spangen an Händen und Füßen, drei Ringen im Ohr und einem vierten in der Nase, drängten sich neugierig herzu, und als Missionar Greiner den unterdeß herzugekommenen Mann zur Aufgabe des Teufelsdienstes ermahnte, so erwiederte dieser wie triumphirend: Ei, die englische Regierung hilft ja den Tempel unterhalten.

Eines Nachmittags besuchten wir auch den Ort, dem der Name Mangalore, d. i. Mangala-Ort, recht eigentlich gilt.[56] Die Mangala Devi, d. i. die Gemahlin Siva's, hat dort einen sehr alten Tempel. Fünf bis sechs mächtige Pippalbäume umschatten ihn.

Wir verbrachten einen sehr angenehmen Abend im Hause des

Herrn Anderson, Hauptrichters zu Mangalore. Es liegt nicht weit von Balmatta auf einem noch höheren Hügel, in einem noch schöneren Park. Kaum waren wir in die große, über grüne Höhen auf das Meer hinabschauende Säulenhalle eingetreten, so heimelte es uns trotz der echtindischen Umgebung an: auf dem Tische standen Veilchen und Passionsblumen. Das duftete und blickte Einem in die deutsche Seele hinein!

Einige Tage später nahm mich Herr Anderson mit in den Gerichtshof. Allenthalben kauerten Schreiber auf dem Boden umher. Der muselmännische College des Herrn Anderson hatte gerade einen Rache-Proceß unter den Händen. Ein Concani war der Kläger — gegen Drei. Die Verhandlungen, die gewöhnlich in canaresischer Sprache geführt werden, gingen dießmal auf Hindustani vor sich.

Schon vorher war ich mit Herrn Anderson im Gefängniß gewesen, das damals 315 Verbrecher — meist männlichen Geschlechts — zählte. Die Christen saßen gesondert, eben so die unter sich selbst mehrfach geschiedenen Klassen der Brahminen. Man beschäftigt die Verbrecher mit Baumwollspinnen, Schmieden, Steinhauen und Straßenbau. Im Uebrigen aber hält man sie eher zu gelinde als zu streng; man versorgt sie sogar mit Betel und Tabak.

Da dürfte wohl mancher arme Wicht, der es noch nicht bis zum Gefängniß gebracht hat, bei sich selber sprechen: „Das geht ja hoch her, bin auch dabei.“

Das Tulu-Land und -Volk.

Wenn man von Bombay her bei Mangalore landet, so wird das Auge, das sich lange an den unbestimmten Umrissen der nahen Küste hatte begnügen müssen, mit einem Male reich gesättigt an dem stundenlangen Baum- und Pflanzen-Dickicht, in dessen Schirm und Schatten am Saume des Meeres hin die Häuser und Hütten der Eingebornen, hier zu Straßen verbunden, dort in Gruppen geschaart, hier endlich als einzelne Gehöfte so tief begraben liegen, daß man von dem benachbarten Hügelland aus eben nur einen ungeheuren Wald zu Füßen sieht, und von der auf 40,000 Einwohner abgeschätzten Stadt kaum etwas anderes, als den neugebauten Thurm des englischen Kirchleins gewahr wird. Zwei Flüsse, der eine im Norden, der andre im Süden, stellen sich einer weitern Ausdehnung Mangalores in die Länge entschieden in den Weg; eine weitere Ausdehnung in die Breite aber wird mindestens nicht begünstigt von dem hügeligen Vorland, an dessen Rücken die Stadt nach Osten hin lehnt, und dessen steinige, durch die jährlichen Regengüsse aller Fruchterde entkleidete Oberfläche sich nicht für den Anbau eignet. Wir sind hier inmitten des Tulu-Landes, das, an 20 Stunden lang und 10 bis 12 Stunden breit, im Norden vom Brahmavara-Fluß, im Osten vom Rand der Ghats, im Süden vom Tschandragiri-Fluß und im Westen vom Meere begrenzt wird. Das größere Ganze übrigens, wozu das Tululand gehört, ist Canara, wie denn auch Canaresisch von den höhern Kasten im Tululande selbst gesprochen wird. Die Tulu-Bevölkerung soll sich nicht ganz auf 200,000 belaufen.

Ich habe schon angedeutet, daß der Boden des Tululandes von zweierlei Art ist. Flacher Sandboden zieht sich in einem schmalen Streifen längs der Küste hin, die von Buchten des Meeres und von Gebirgsflüssen vielfach durchschnitten und von mächtigen Kokoshainen beschattet wird. Darauf folgt das hüglige Vorland, dessen wellenförmiger Rücken eine ziemlich nackte Oberfläche zeigt, aber nach allen Seiten hin von tiefen Schluchten mit dem üppigsten Baum- und Pflanzenwuchs durchfurcht ist. Fruchtbare Reisfelder ziehen sich sowohl in diesen Schluchten als am Fuße des hügligen Vorlandes hin und stechen durch ihren hellgrünen Sammetteppich gegen die dunkelgrüne Wölbung der Kokoswälder angenehm ab. Hier wie dort liegen die Gehöfte der Bauern vereinzelt im Schatten schlanker und dichter Baumgruppen, und selbst über die ärmlichen Hütten der Fischer in der nächsten Nähe des Strandes breitet die gesellige Kokospalme ihr majestätisches Dach.

Den Kern der Bevölkerung bilden natürlich die Reisbauer, die meist lesen können, noch mehr aber die Palmenbauer. Es ist hier, wie in ganz Canara und Malajalam, fast Alles Privateigenthum; nur der unbebaute, wenig fruchtbare Steinboden gehört der Regierung. So sind denn die Bauern im Ganzen freie Grundbesitzer [57] und zum Theil ziemlich wohlhabend. Munroe suchte das Verhältniß zu Gunsten der Regierung zu ändern, — vergebens.

Ich selbst war jenseit des südlichen Mangalore-Flusses in dem Hause eines Patel oder Dorfschulzen Zeuge bäuerlicher Wohlhäbigkeit. Die Frauen strotzten von goldnem und silbernem Schmuck an Nase und Ohren; die Männer aber trugen Goldspangen an Händen und Füßen. Fünfzehn Paar Ochsen und vierzig Sclaven dienten zur Bestellung des Feldes.

Leider kommt der Bauernstand immer mehr herab. Unmäßiger Aufwand bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten nöthigt zum

Schuldenmachen; da sind denn einzelne reiche Kaufleute in Mangalore oder sonst wo schnell mit Vorschüssen gegen ungeheuren Wucher bei der Hand. Die Leute sind nicht im Stande, auch nur die Zinsen zu gehöriger Zeit abzutragen; durch neuen Borg wächst die Schuld bis zum Werthe des verpfändeten Gutes hinan, — und nun streckt der Gläubiger seine Hand danach. Es sind aber besonders Muhamedaner und Katholiken, die durch derlei Speculation auf den Familienruin den Grundbesitz immer mehr an sich zu bringen suchen.

Reis und Kokos sind, wie schon gesagt, die beiden Haupterzeugnisse des Landes. Dazu kommt das Zuckerrohr und der Pfeffer, die Betelnußpalme und die Betelblattrebe. Um aber meinen Lesern mit Einem Male ein möglichst lebendiges Bild von Land und Leuten zu geben, will ich ihnen einen kleinen Ausflug von Mangalore nach Bolma schildern, wo die Basler Mission ein Stück Land hauptsächlich zur Ansiedlung eingeborner Christen besitzt — ein Geschenk des bereits erwähnten Herrn Anderson.

Am 25. Februar machte ich mich mit Missionar Greiner ziemlich früh auf den Weg. Derselbe führte durch einen Baumgang aus der üppigen Niederung sehr bald auf den dürren Rücken des Vorlandes, das sich vom Fuße der Ghats, die bei klarer Luft aus dem Hintergrunde gar königlich daher treten, wellenförmig und voll grüner Thaleinschnitte der niedrigen, aber von der anmuthigen Kokospalme bräutlich geschmückten Küste zusenkt. Eben blickte die Sonne in ihrer ganzen tropischen Feuerschöne über die Riesenschultern der Ghats, als unser mit zwei weißen Ochsen bespannter Wagen an dem südlichen Mangalore-Fluß nach einer halbstündigen Fahrt still hielt. Ein Boot nahm uns alsbald auf, ein Boot so lang und so schmal zugleich, daß man sich nur durch strenge Beobachtung des Gleichgewichts vor dem Umschlagen sichern

konnte. Je tiefer desto romantischer werden die Ufer des Flusses, der, weil das Meer tief in ihn hereintritt, sich auf der letzten Strecke seines kurzen Laufes gewaltig ausbreitet. Natürlich begleitet ihn die Kokospalme am Ufer soweit landeinwärts als das Salzwasser reicht; wo immer diese eben so schmucken als nützlichen Bäume sich zu einem Haine gruppiren, da kann man auch sicher darauf rechnen, daß ein Bauerngehöfte darin geborgen liegt. Hie und da sahe ich auch das zarte Grün des Zuckerrohrs, das den angeschwemmten Lehmboden liebt, von dem flachen Ufer herblicken. Der Fluß selbst aber war von Booten mit Reis belebt, deren täglich an 50 bis 200 von Buntwala, einem Stapelplatz in der Nähe der Ghats, nach Mangalore kommen.

Wir waren wohl kaum ein Stündchen den Fluß hinaufgefahren, als wir an dem andern Ufer ausstiegen und rechts in das Land hineingingen. Jetzt stellte sich auf den Hügeln umher auch die königliche Palmyrapalme ein, und grüne Reisfelder, fast ganz unter Wasser gesetzt, breiteten sich durch kleine, schmucke, windungsreiche Thäler hin. Unser Weg führte uns kreuz und quer darüber weg, und es war eine rechte Lust, auf den schmalen, meist mit schattigen Kokos bewachsenen Feldwegen in der Kühle des Morgens dahinzuwandeln und Vieh und Menschen an ihre Arbeit gehen zu sehen. Hier waren Frauen an dem Schöpfrade beschäftigt, dort pflügte ein kleiner Knabe, indem er, auf ein Brett gestellt, sich von ein paar Büffeln über den Acker ziehen ließ; hier endlich stand ein dunkelfarbiger Sclave mit langem schwarzen Haar und machte sich, von der Arbeit feiernd, sein Betelblatt zurecht. Wie bedächtig und wohlgefällig er die drei für jeden Hindu so kostbaren Würzen, etwas Betelnuß, Kalk und Tabak, darein wickelte! Die armen Holeyer! — so heißen diese Sclaven. Sie arbeiten nicht ungern und kennen kein andres Ver-

gnügen, als das Trinken. Noch war kein einziger derselben von den Basler Missionaren für das Christenthum gewonnen worden; sie sind gar stumpf und dumpf, und würden nur auf Befehl ihrer Herren sich zu einer andern Religion, aber dann auch zu jeder andern äußerlich bekennen. Früher wurden sie mit dem Grundstück ver- und gekauft, in neuester Zeit jedoch hat die Compagnie ihre Leibeigenschaft aufgehoben; sie dürfen nach Gefallen den Herrn wechseln. Das mag nun den armen Leuten, die seit undenklichen Zeiten sich an das Joch gewöhnt haben, noch einen dummen Stolz in den stumpfen Kopf setzen. So wenigstens soll es bei den ihnen verwandten Puleyers in der Nähe von Tellitschery sich gezeigt haben. Diese trugen bald den Kopf so gewaltig hoch, daß gar kein Auskommen mit ihnen war; sie hielten sich nämlich für entschiedene Günstlinge der Regierung.

Ich habe schon (S. 176) erzählt, daß ich einmal Zeuge bäuerlicher Wohlhäbigkeit in dieser Gegend zu sein Gelegenheit hatte. Das war eben hier in dem Hause eines Schulzen. In demselben Hause sahe ich auch etwas von dem Dämonendienste, dem alle niedern Kasten ergeben sind. Dem Eingange des Gehöftes gegenüber stand ein kleiner Haustempel, zu dem ein überdeckter Gang führte. An den je fünf Pfählen, die den letztern zu beiden Seiten stützten, waren je fünf Hähne angebunden; Hähne nämlich werden unter andern den Dämonen geopfert. Dicht vor der Thür der Kapelle aber fand sich ein heiliger Tulasystrauch. Da der Dämonendienst gerade unter derjenigen Klasse der Bevölkerung herrscht, mit denen es die Mission bis jetzt hauptsächlich zu thun hat, so werde ich später darauf zurück kommen. Für jetzt gehen wir weiter.

Wir sehen da neben dem Bauergehöfte unter minder dichten Baumgruppen einzelne Lehmhütten, oben mit spärlichem Blätterwerk bedeckt, und sehr schwarze und fast ganz nackte Weiber sind

mit Besorgung des einfachen Hauswesens beschäftigt, während eben so schwarze und ganz nackte Kinder umher spielen. Das sind eben die Häuser und die Familien solcher Holeyer's. Dort steht auch ein eigner Dämonentempel für sie. Ein elendes Gebäude! Dicht davor ist ein etwas hoher und schmaler Sitz für den Besessenen und daneben liegen mehrere Steine, darauf die zu opfernden Kokosnüsse zerschlagen werden. Es ist hier durchaus nichts Schönes zu sehen, als ein gewaltiger Mangobaum, der über all diesen Greuel seine schattigen Aeste breitet.

Bald darauf gelangten wir zu einer kleinen Pflanzung von einer Ueppigkeit, wie ich sie nie zuvor gesehen. Kokos- und Arekapalmen, Bananen u. s. w. bildeten mit einander ein fast undurchdringliches Dickicht, und dazwischen rankte die epheuartige Pfefferrebe, die den Schatten liebt und sucht, allenthalben an Baum und Strauch hinan.

Je tiefer wir rechts hin in die Thäler und Hügel hineinschritten, um so vernehmlicher machten sich rings um uns her die wilden Tauben mit ihrem gemüthlichen Girren. Nachdem wir etwa eine Stunde, bald rascher, bald langsamer gegangen waren, langten wir noch zu guter Zeit auf dem Grundstück der Basler Mission an, das rings von Bergen umschlossen ist. Hier wohnten zur Zeit drei protestantische Christenfamilien und etwa drei und zwanzig andere Pächter aus den Muhamedanern, Katholiken und wohl auch Heiden. Seite und Rücken der Berge umher laden zum Anbau der Palmyrapalme ein, die freilich erst den Nachkommen die gehabte Mühe vergilt; der größte Theil des Thalgrundes aber verspricht dem fleißigen Bebauer eine doppelte Reisernte, da von den umschließenden Bergen her noch lange nach dem Monsun Wasser in größerer oder geringerer Fülle niederrinnt.

Wir machten in dem bäuerlichen aber netten Hause eines pro-

testantischen Christen Halt, der früher auch den Dämonen gedient hatte, ja dessen eigner Bruder noch immer Dämonenpriester war. Seine Frau, die sich als Heidin besessen geglaubt und als Besessne sich so arg geberdet hatte, daß der Priester den Teufel mit Schuh und Besen vergebens auszutreiben suchte, empfing uns schüchtern, aber freundlich. Herr Greiner begab sich sogleich auf einen benachbarten Hügel, um dort auf freier luftiger Höhe ein Zelt aufschlagen zu lassen. Ich selbst aber setzte mich unterdeß auf dem von Kokos- und Palmyrapalmen beschatteten Hof nieder. Erwachsene und Kinder waren mit dem Zuckerrohr beschäftigt, die erstern daran arbeitend, die letztern, mit seitwärts auf den weißen Fremdling gerichteten Blicken, daran kauend und saugend. Bald kehrte Herr Greiner zurück und wir klommen so recht in des Tages Gluth den Hügel hinan, um in dem dort errichteten Zelte den noch heißern Theil des Tages zu verbringen. Natürlich drehten sich alle unsere Gespräche um die Mission. Zuletzt bekamen wir auch Gesellschaft. Ein römischer Katholik mit geblümtem Turban, der Mann unserer Wirthin mit gelbem Käpsel, und ein erst gestern Getaufter mit schwarzem Kopfputz, — sonst aber alle mehr oder minder nackt, kauerten in der Verandah des Zeltes, dem Eingang gegenüber, nieder und gaben auf meine Fragen über den herrschenden Dämonendienst zum Theil mit verlegenem Lächeln Auskunft. — Doch ich gehe nun in meiner Darstellung weiter.

Es ist vielen meiner Leser nicht unbekannt, daß Mangalore, die größte und wichtigste Stadt in dem ganzen Tululande, schon von Alters her einen nicht unbedeutenden Handel trieb. Bereits Ibn Batuta, der gelehrte arabische Reisende in der Mitte des 14. Jahrhunderts, redet von 4000 muhamedanischen Kaufleuten in Mangalore, und obschon jetzt nur sehr flach gehende Schiffe in den versandeten Hafen einlaufen können, alle größern aber in

weiter Entfernung auf offner See ankern müssen, so wird doch noch immer bedeutender Handel, namentlich in Reis und Betelnüssen, getrieben. Seitdem die Britten ziemlich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts Besitz von Mangalore genommen, haben sich sowohl Concani's als Guzerati's daselbst angesiedelt, und neben der muhamedanischen Bevölkerung sich des Handels bemächtigt. Daß wenigstens die Guzerati's eine nicht unbedeutende Rolle dabei spielen, drängt sich einem von selbst auf, wenn man über den langgestreckten Bazar geht und mehrere Häuser der Guzerati-Kaufleute mit segelnden Schiffen und beladnen Elephanten bemalt sieht. Es wird uns kaum Wunder nehmen, wenn wir hören, daß gerade der wohlhäbige Kaufmannsstand von der Mission als solcher wenig Notiz nimmt und sich höchstens die von den Missionaren besorgte englische Schule gefallen läßt.

Die oben erwähnten Concanis [58] sind übrigens zum großen Theil Brahminen, oder geben sich doch dafür aus. Neben den Concanis stehen noch zwei andre Arten von Zweigeborenen, die gleichfalls concanesisch redenden Sarasvata und die eigentlichen Tulu-Brahminen, — beide meist Vaischnava's. [59] Die erstern, deren verhältnißmäßig weiße Farbe auf ächt nordindische Abstammung deutet, sind die geistig bedeutendsten; sie verschmähen gleichfalls nicht sich am Handel zu betheiligen, auch nehmen sie wohl mit einer Privat-Schreiberstelle vorlieb, bei weitem am liebsten aber speculiren sie auf Beamten-Stellen. Sie werden Vakils (eine Art Advokat), Gomasta's (d. i. Schreiber), und bringen es zuweilen bis zum Taschildar, einem untergeordneten Steuer-Einnehmer, der monatlich seine 130 Rupis von der Regierung bezieht. Es ist daher natürlich, daß gerade die Sarasvata-Brahminen jene englische Schule der Missionare, die ausdrücklich für derlei Regierungs-Aemter vorbereitet, am meisten zu schätzen wissen.

Es geht die Sage, daß Parasu Rama, als er mit seiner nördlichen Colonie sich an diesen Gestaden ansiedelte, aus der Noth eine Tugend machte, indem er, um dem Mangel an Brahminen abzuhelfen, den am Gestade vorgefundnen Fischern die Brahminenschnur anlegte. Waren das etwa die ursprünglichen Dämonenpriester der schwarzen Urbevölkerung, deren Ueberreste sich noch in den wilden Jägerstämmen der Berge, in den zahlreichen Leibeigenen, so wie in den untersten und mittlern Volksschichten mehr oder minder rein erhalten haben? Dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, die Tulu-Brahminen unterscheiden sich auffallend von allen übrigen, und zwar nicht bloß durch bedeutend schwärzere Farbe und geringere Befähigung, sondern auch in der Tracht und Lebensweise. Sie dürfen nämlich nur die Hälfte Stoff zu ihrer Bekleidung nehmen, und nur Tags zuvor gekochten Reis genießen. Auch sie schicken aus ähnlichen Beweggründen, wie die Sarasvata-Brahminen, ihre Kinder zum Theil in die englische Schule.

Mangalore, wo der eigentliche Knotenpunkt der Mission im Tululande liegt, ist auch darin ein kleines Bombay, daß es eine wahre Musterkarte der Völker, Sprachen[60] und Religionen abgiebt. Europäer, Indoportugiesen, Indobritten, Muslims, Afrikaner, Guzeratis, Concanis, Radjputen, Tamulen gesellen sich der einheimischen Bevölkerung zu; unter den gangbarsten Sprachen aber steht oben an Canaresisch, die Sprache der höhern Klassen, Tulu, die eigentliche Volkssprache, Concani, die Sprache der Concanileute und damit auch der Indoportugiesen, endlich Hindustani, die allgemeine Verkehrssprache. Bis jetzt haben sich die Missionare nur der zwei erstern bemächtigt, die, in sich zusammenhängend, beide dem sogenannten Dravida-Sprachstamme zugehören, der seine Zweige über das gesammte Dekhan ausgebreitet, und seine Krone im Tamul, der Sprache unsrer eignen Mission, angesetzt hat. Die

ersten Missionare waren aus Unbekanntschaft mit den Sprachverhältnissen an Ort und Stelle anfangs auf eine falsche Fährte gerathen, sie machten sich an das Concani, das nichts als eine Mundart des sanscritischen Mahratta ist und somit dem nordindischen Sprach-Ganzen angehört. Sie fanden aber bald heraus, daß das Concani nicht die eigentliche Landessprache ist, und griffen dann das Canaresische an. Dieß bahnte ihnen in der Folge auch den Weg zum Tulu, dessen Formen mit dem Altcanaresischen mehr oder minder zusammentreffen.

Ich habe nun über die herrschenden Religionen, die an bunter Mischung den Sprachen nichts nachgeben, ein Wort zu sagen und beginne mit dem Bhuta- oder Dämonendienste. Dieß ist die ursprüngliche Volksreligion. Grade die Klassen, die den Kern der Bevölkerung ausmachen, die Reis- und Palmbauer[61] so wie überhaupt die untersten Schichten des Volkes, die Fischer, die sich zu den Bauern in das Verhältniß von Geschwister-Kindern stellen, bis auf die Holeyers[62], die frühern Sclaven, herab, sind ihm zugethan; auch findet er sich bei wilden Bergstämmen, die offenbar der Urbevölkerung angehörten, als z. B. bei den Malekudiya's. Dieß Beweises genug, daß der Dämonendienst die ursprüngliche Landes-Religion war.

So weit das Ergebniß meiner Nachforschungen reicht, so verehrt man im Tululande zehn eigentliche Bhuta's oder Teufel, und sieben Gespenster, wenn ich so sagen darf, — Geister der Verstorbenen.[63] Es scheint überhaupt, als ob sich dieser ganze Dämonendienst auf eine ursprüngliche Verehrung von Heroen zurückführen lasse, die vordem im Lande als Nimrods gewaltet und geschaltet, und vielleicht auch als kühne Jäger das Land von schädlichen Thieren gesäubert haben. Darauf zu deuten wenigstens scheint der Umstand, daß bei allen öffentlichen Tempeln ein be-

malter Reiter mit fliegendem Gewande, dem bei feierlichen Umzügen Pfeil und Bogen in die Hand gegeben wird, figurirt, daneben aber der Eber, der Büffel und der Tiger — alles Thiere, die den Saaten und den Heerden gefährlich sind, — eine bedeutende Rolle spielen. Auch finden sich in dem Innern des Tempels neben dem Sessel für den unsichtbaren Bhuta, den Krügen für Blumen und Opfer u. s. w., Schwerter. So ist es gewiß mehr als wahrscheinlich, daß die jetzigen Bhuta's anfangs alle Geister von Verstorbenen waren, daß sich aber im Laufe der Zeit aus der heidnischen Furcht heraus diese zu Teufeln umgestalteten, besonders wenn die betreffenden Heroen zugleich Tyrannen gewesen waren. Was die sieben Geister der Verstorbenen betrifft, welche die Tululeute gegenwärtig von den eigentlichen Bhuta's unterscheiden, so sind das vielleicht „gewaltige Leute" jüngsten Ursprunges, — und wenn nicht das Evangelium hindernd dazwischen tritt, wer weiß, ob sie sich nicht auch allmählig aus Gespenstern in Teufel umwandeln! Interessant war es mir zu vernehmen, daß dieselben bei den Eingebornen als Geister von Tyrannen gelten. Es ist wohl auch nicht ohne Bedeutung, daß der stolze streitbare Hahn das einzige lebendige Opfer ist, das außer Kokos, Bananen, Betelnuß, Schmalz, Reis, Sandelholz u. s. w. den Bhuta's dargebracht wird.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, dem Hauptgreuel, der sich mit diesem Bhutadienst verbindet, beizuwohnen. Dieser findet statt, wenn sich die Bhutaverehrer um einen Bhutabesessnen schaaren. Derselbe erscheint dann wohl im abenteuerlichsten Anzug, dick ausgestopft und mit einer greulichen Metalllarve vor dem Gesicht. Nun fängt er an leise zu zittern; aber das Zittern wird immer stärker, und endlich so stark, daß er auf den Fußspitzen fast zu schweben scheint. Schelle und Schwert, Trommel und Weihrauch

dürfen nicht fehlen, und namentlich klappert die Trommel so greulich drein, daß nicht bloß der Beseßne, sondern auch das umstehende Volk bis zur Wildheit aufgeregt wird. Dazwischen aber schreit man: „Komm, Mundadei (oder wie sonst der Bhuta heißt), komm über ihn, komm über ihn, richte unsre Sachen und gieb uns gute Antwort auf unsre Fragen!“ Einen Europäer oder gar einen Missionar haben sie jedoch nicht gern zum Zuschauer bei derlei Gelegenheiten. Als einmal einer der Missionare in die Nähe einer solchen Scene kam, und stehen blieb, so baten ihn alle, hinweg zu gehn, mit den naiven Worten: „Wenn du hier bist, so kommt der Teufel nicht.“ — Der Bhutadienst hat übrigens auch seine umherziehenden Sänger (Banpaderu), und diese tragen sicherlich auch ihr Scherflein bei, um ihm die Gunst des Volkes zu erhalten. Die brahmanische Religion, die vom Norden her auch hier Eingang fand, hat ihn so wenig zu verdrängen vermocht, daß die Brahminen selbst noch heut zu Tage den Bhuta's dann und wann ein Opfer bringen, obschon sie sich nicht zu Priestern derselben herabwürdigen. Ja so tief ist das Bhutawesen in das gesammte Volksbewußtsein eingedrungen, daß man in den Gerichtshöfen sehr allgemein bei dem meistgefürchteten Bhuta am Fuße der Ghats (Dharmastala) zu schwören pflegt. Diese Unholde spuken aber auch an allen Ecken und Enden, und machen selbst den Aufgeklärteren mitunter zu schaffen. So hörte ich von einem Katholiken, der auf seinem „Bhuta-besuchten“ Grundstück gar gern protestantische Christen angesiedelt hätte, — bloß weil sich die nicht fürchten, und um so den Andern Muth zu machen.

Ich komme nun zu dem Brahmanenthum, dessen Tempel und Klöster die öffentlichen Bhuta-Capellen, die fast immer unter Baumgruppen geborgen liegen, so tief in Schatten stellen, als die höhern Kasten, die dem Brahmanenthum anhängen, sich über die niedren

erheben. Ein Hauptsitz des hiesigen Brahmanenthums ist Udepi [64], etwa zwölf Stunden im Norden von Mangalore. Da haben die Tulu-Brahminen ihren eigentlichen Mittelpunkt. Der bedeutendste der dortigen Tempel, unter denen sich auch ein sogenannter Pandava-Tempel mit terassenartigem Dach von Steinplatten befindet, eignet dem Krischna. An ihn schließen sich nicht weniger als acht Klöster mit acht Swamis und eben so vielen Schülern. Jeder der Swamis regiert zwei Jahre hinter einander, so daß nach jedem 16. Jahre die Reihe wieder an den ersten kommt. Der jedesmal regierende hat es darin schlimm, daß er während der zwei Ehrenjahre sein Viereck nicht verlassen darf; sonst aber lassen sich die guten Mönche sammt und sonders nichts abgehen; denn die Stiftung ist sehr reich, so reich, daß sie, ohne dem eignen Bauch Abbruch zu thun, sehr wohl freie Tafel zu halten im Stande sind.

In Udepi soll auch der älteste Sivatempel sein. Es will mir übrigens scheinen, daß der Sivadienst in dieser Gegend einmal volksthümlicher als der Wischnudienst war, indem die fünf großen Maha-Linga-Stiftungen [65] so recht durch das ganze Tululand zerstreut sind und überdieß in den Händen von Tulu-Brahminen liegen, den Sivalli's nämlich. Dazu kommt, daß der Sivadienst dem Dämonenwesen ziemlich nahe steht, ja so nahe, daß man schon auf den Gedanken gekommen ist, der gesammte Sivaismus sei im Grunde nichts andres, als ein dem Dämonendienst der indischen Urbevölkerung entnommenes und dem Brahmanismus aufgepfropftes Reis. Wirklich ist auch Kali, die Gattin Siva's, mit ebendenselben Thieren, die im hiesigen Bhutawesen eine Rolle spielen, auf das genaueste verbunden: sie ist die Göttin mit dem Ebergesicht, sie reitet auf dem Tiger und läßt sich den Büffel wohlschmecken. Gegenwärtig freilich gehen Sivaismus und Wischnuismus hier auf der Westküste so ziemlich nebeneinander. Ein

feindlicher Gegensatz findet gar nicht statt. Doch erinnert das Vorhandensein der Smarta's, einer Art von Wischnu- und Siva-Syncretisten, deutlich genug an eine Zeit, wo beiderlei Religions-Formen im Kampfe mit einander begriffen waren. Der Hauptsitz derselben ist das hochgelegne Supramania im Süden des Tululandes mit einem Tempel des Wischnu als Narasinha (Mann-Löwe). Dort feiert man, wie in Udepi, alljährlich ein bedeutendes Fest, das eine um so größre Menschenmasse an sich zieht, als ein Büffelmarkt damit verbunden zu sein pflegt.

Eine jener fünf erwähnten Maha-Linga-Stiftungen liegt nahe bei Mangalore in einer überaus romantischen Schlucht voll des üppigsten Grüns (Cotery). Dort springt eine sehr geschätzte Quelle aus der Felsenwand, die sich dicht dahinter erhebt. Die Eingebornen meinen, sie hänge unterirdisch mit der heiligen Ganga zusammen. Bei jenem Heiligthume, das im Januar einen Haufen „Feiernder" um sich sammelt, fanden wir ein mächtiges Bhutala-Pandi-Bild aufgehängt (siehe weiter unten). Eine steile, in den Fels gehauene Treppe führt alsbald zu dem Rücken des hügligen Vorlandes hinauf. Dort wohnt in einem mit Grundstücken reich versehenen Kloster ein alter Jogi aus Benares, der auf die untenliegenden Tempel noch ältere Ansprüche vergebens geltend zu machen sucht. Stirbt er, so wird seine Stelle von der heiligen Stadt her neu besetzt. Wir statteten ihm eines Abends einen kurzen Besuch ab. Ich sage, einen kurzen; denn kaum hatte er uns in gnädiger Herablassung aus seiner mehr als göttlichen Höhe auf den steinernen Sitzen im Innern des Klosters niedersitzen heißen, so machte er dem Gespräche, in das ich mich eingelassen, ein Ende, und schob mich mit der größten Freundlichkeit zum Kloster hinaus. Der wunderliche Heilige hatte übrigens gut zwei Finger breite und sehr starke Goldringe in den langgezerrten Ohren hängen.

Der eigentlichen Lingaiten, die sich durch Aufgebung der Kaste von dem Brahmanenthum losgesagt haben und, brahminenlos, in Mönche und Laien zerfallen, mögen jetzt nur wenige im Tululande sein. Ich habe bloß von zwei Klöstern derselben in Mangalore selbst gehört, und diese sind gegenwärtig vielleicht nicht einmal mehr bewohnt, sondern dienen wohl bloß als Hospiz für die ab- und zugehenden Djaina's aus dem Oberlande. Dagegen ist das ächte Lingaitenthum auf den Bergen von Kodugu (Kurg), sowie in ganz Süd-Mahratta zu Hause. In beiden Gegenden bilden sie gradezu die eigentliche Masse der Bevölkerung.

Daß das Djainathum eine Zeit lang in der hiesigen Gegend obenaufgeschwommen, bedarf keines langen Beweises. Die pensionirten Radja's des Landes sind meist Djaina's. Mudabiddri ist bis heute voll Djaina-Denkmale, und noch lauter fast als die 15 bis 16 Heiligthümer daselbst redet die kolossale Bildsäule des Gautama Swami (im Munde des Volkes Gumteschwara) in dem benachbarten Karkala von der frühern Macht des Djainathums im Tululande. (Siehe das folgende Kapitel.) Noch immer wallfahrtet alljährlich eine ungeheure Menschenmenge zu diesen Heiligthümern, und schon mehr als eine Stunde, wenn man von Mudabiddri herkommt, vor Karkala, legt ein breiter, schattiger, majestätischer Baumgang davon Zeugniß ab. Dennoch ist das Djainathum im Tululande seit der Unterdrückung der Djaina-Radjas unter den Sultanen von Mysore in fortgehendem Abnehmen begriffen. In Mangalore machen sich die paar erbärmlichen Tempelchen kaum noch bemerklich, und die Djainas selbst scheinen dort völlig aussterben zu wollen. Die mächtigsten Djainakönige im Tululande[66] waren einst die von Karkala. Einer derselben errichtete in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die erwähnte Gautama-Bildsäule und stellte einen brahmanischen Gott als Thür-

hüter vor den Eingang dazu. Allein er triumphirte zu frühe. Der Djainaismus hat wohl das Brahmanenthum mit erschüttern helfen, aber das letztere hat doch wieder die Oberhand gewonnen.

Nachdem ich vom Bhuta-, Brahmanen-, Linga- und Djaina-Religionswesen geredet, hätte ich nun noch vom Islam und vom Romanismus, den beiden übrigen Religionsformen, einige Worte zu sagen. Was den Islam anlangt, so ist Malayalam der Hauptsitz und Ausgangspunkt der sogenannten Mapilla's [67], die als fanatische Anhänger des Islam bekannt und weit und breit verschrieen sind; daher auch im Tululande ihre Haussprache noch immer Malabarisch ist. Die römischen Katholiken, in Mangalore und Umgegend etwa 7000 an der Zahl, meist Concani's, sind hier zwar nicht minder unwissend als in Bombay, aber vielleicht betriebsamer, und gehören deshalb nicht bloß zu den wohlhabendern, sondern auch zu den angesehenern Einwohnern Mangalore's. Drei nette katholische Kirchen füllen sich sonntäglich mit theils europäisch, theils landesmäßig gekleideten Kirchgängern; die Frauen aber erscheinen sämmtlich vom Kopf bis zum Fuß in Weiß gehüllt. Diejenigen der letztern, die weiter zu gehen haben, tragen ihren Kirchenstaat in der Regel unter dem Arm und werfen ihn, wenn sie in die Nähe der Kirche kommen, schnell über sich. Würdige Kirchen und anständige Kirchentracht — das ist leider fast alles, was sich Löbliches von ihrem Christenthum sagen läßt. Im Uebrigen unterscheiden sie sich wenig von den umgebenden Heiden; sie lernen eben nicht viel mehr, als ihr Ave Maria, und Christus ist ihnen nicht viel anderes, als ein für sie bestimmter Avatar (Menschwerdung eines Gottes). Unlängst kam sogar ein römischer Katholik zu einem der Missionare und bat ihn, über sein segenloses Haus, das von einem Bhuta besucht werde, eine Gebetformel zu sprechen, und so den Bhuta hinwegzuzaubern. Die römischen Katholiken sind

übrigens nicht auf Mangalore und die nächste Umgegend beschränkt. Sie wohnen auch weiter landein, und ich selbst fand zu Santuru Koppala auf dem Wege von Karkala nach Mulki an 500 Familien, wenn ich der Aussage eines dortigen Katholiken trauen darf, nach Landesweise in einzelnen Gehöften bei einander. Ihr Erzbischof residirt zu Verapoli. Ihr hiesiger Bischof ist ein Italiener.

Ich habe, wie bereits erwähnt, durch die Güte des ersten Richters in Mangalore Gelegenheit gehabt, sowohl das Gefängniß als den Gerichtshof zu besuchen. Soll ich daraus einen Schluß auf den sittlichen Zustand des Volkes im Allgemeinen ziehen, so ist der Diebstahl das vorherrschende Verbrechen; die Brahminen aber thun sich als Fälscher hervor. Als der Richter einen der Unterbeamten im Gerichtshofe frug, wie viel wohl unter Zwanzigen verschuldet wären, so antwortete er nach kurzem Besinnen: auf dem Lande funfzehn, in der Stadt aber noch mehr. Der Hindu nämlich hält das verthane Geld für allein sicher. Leider bietet die Kokospalme, die neben dem Reis am meisten gebaut wird, der Trunksucht der niedern Kasten allzureichlichen Stoff; das Haus eines jeden Billavers oder Palmweinziehers ist zugleich eine Schenke, während der Billaver selbst nicht zu trinken pflegt.

Was endlich den Volkscharakter anlangt, so ist er, wie bei uns, nach Klassen und Ständen verschieden. Der Bauer ist stolz und rauffüchtig, der Palmweinzieher trotzig, der Barbier leichtfertig, der Brahmine dünkelhaft, der Mapilla hoffärtig und dabei gemein.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß hier, wie in Malabar, die sogenannte Schwestersohn-Erbfolge unter gewissen einheimischen Klassen gäng und gäbe ist. Als Bhutala Pandi der zürnenden Gottheit sein Kind opfern sollte, bot die liebende Schwester das ihre dar. Seit jener Zeit — so berichtet die Sage — erben der Schwesterliebe zu Ehren die Schwestersöhne.

Ausflug nach Mudabiddri und Karkala.

Ich hatte auf Mangalore nur etwa eine Woche gerechnet. Allein Herr Mögling stellte mir, falls ich noch eine Woche zugeben wollte, seine eben so angenehme als lehrreiche Begleitung zu einem Ausflug nach den alten Djaina-Denkmälern in Mudabiddri und Karkala in Aussicht. Dieser Lockspeise konnte ich in der That nicht widerstehen.

Die Sonne war nahe am Untergehen, als wir uns am dritten März auf den Weg machten. Das Missionspersonal im Ochsenwagen und die Schulmädchen zu Fuß gaben uns für eine kleine Strecke das Geleit. Die Leute, die unser Gepäck trugen, waren bereits vorausgegangen. Wir bildeten nämlich eine ziemliche Karawane; denn Herr Mögling nahm als ein ächter „Guru" fast alle seine Schüler mit sich. Er und sie gingen von vorn herein zu Fuß; mir hatte Herr Anderson mit Rücksicht auf meinen kranken Zustand eines seiner Reitpferde geliehen. Das übermüthige Thier warf mich aber bei erster Gelegenheit sehr unsanft auf den harten Lateritboden und da ich aus guten Gründen nicht wieder aufsitzen mochte, so vertraute ich mich, wie die andern, den eignen Füßen — und hatte dabei nur das Vergnügen voraus, auf der ganzen Reise zu hinken. Dieß gab meiner Pilgerfahrt in den Augen der Hindu's sicherlich einen großen Werth.

Es hinkte sich übrigens in der nächtlichen Stille ganz angenehm; voran schritten stets einige unsrer jungen Hindu's mit Fackeln; aus der Ferne aber leuchtete bald hier, bald da ein gewaltiges Feuer. Die Bauern, wenn ich nicht irre, sengen um diese Zeit das verdorrte Gras nieder.

Ich glaube, es war wohl gegen 10 Uhr, als wir in dem Flusse, der sich uns in den Weg legte, schweißtriefend, wie wir waren, ein Bad nahmen. Ein wahres Warmbad, in welchem ich erst die Macht der indischen Sonne vollkommen würdigen lernte. Was war das für eine Wanne, und wie schön funkelte darüber die Decke von Sternen! Ueber eine Stunde fuhren wir, wie „wohlige" Fische, in dem warmen Elemente umher. Danach reisten wir noch eine gute Strecke weiter und machten dann in einem verfallenen Kloster Halt. Dieses war früher von ächten Lingaiten bewohnt, allein die Brüder hatten etwas verbrochen und waren daher von der Regierung ausgetrieben worden. Bassava, das Haupt der Lingaiten, gilt für eine Fleischwerdung Nandi's — so heißt der h. Stier des Gottes Siva. Kein Wunder daher, daß uns zwei steinerne Bassava's in Stieres-Form gleich am Eingange begrüßten. Das Sprüchwort sagt von faulen Knechten: Du bist wie der Bassava vor dem Linga! Unsere Diener aber wollten uns zur Anwendung desselben auf sie keine Veranlassung geben; sie waren rührig gewesen und hatten die öden Hallen des alten Klosters mit dem offnen Hofraum in der Mitte bereits wohnlich gemacht. Die freundliche Hauslampe leuchtete uns aus dem Innern des Heiligthums her gleich beim Eintritt entgegen, und die zwei Stühlchen und das Tischchen für den Guru und seinen Freund nahmen sich in dieser Umgebung gar gemüthlich aus.

„Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt!"

Am andern Morgen verließen wir Gudpur — so heißt das Dorf mit dem verfallenen Kloster — schon um vier Uhr. Wir gingen im herrlichsten Mondschein „den Berg hinan mit frischer Seele." Zu unsrer Rechten erhoben sich die Sissely-Ghats. In Nagebirte — wenn ich nicht irre — machten wir ein Weilchen

Halt und erquickten uns an jungen Kokosnüssen. Der Wirth, bei dem wir einkehrten, hieb mit scharfem Beile in jede derselben ein Loch. So wurde denn die Schale selbst zum Becher für den Quell des Kerns. Schon um acht Uhr erreichten wir Mudabiddri und quartirten uns sogleich in einem Theile des Palastes ein, den der dortige Djaina=Radja an die Regierung hatte abtreten müssen.

Dicht bei dem Palaste liegt ein großes, prächtiges Djaina=Heiligthum, — der schönste Tempel, den ich bis daher in Indien überhaupt gesehen hatte. Die Säulen, auf denen er ruht, sind mit mythologischen Sculpturen verziert, unter denen sich Hanuman hervorthut; an der Decke figuriren unter andern auch Lotus und Linga's. Elephanten verzieren den Eingang, vor welchem sich eine Säule erhebt. Mudabiddri birgt übrigens, außer diesem größern, noch funfzehn kleinere Djainatempel und sechs bis sieben davon stehen in Einer Gruppe dicht nebeneinander. Daraus läßt sich schließen, was für eine Burg des Djainathums dieser Ort gewesen. Jetzt freilich scheint mit den Monumenten auch der Ort selbst zu verfallen; viele Häuser standen damals offenbar leer.

Wir begaben uns gegen Abend in das Städtchen, das eine sehr lange, gerade Straße hat. Eigenthümlich nahmen sich die schwarzgestrichnen Vorhallen der Häuser aus, — eine Einrichtung, die zur Milderung der tropischen Sonne sicherlich nicht beiträgt. Bei einem alten Djaina=Schullehrer, dessen Zunge, Zahnfleisch und Lippen vom Betelkauen blutroth aussahen, kehrten wir ein. Herr Mögling gerieth sehr bald in ein religiöses Gespräch mit ihm. Der Schulmeister entgegnete eifrig, — und kauete noch eifriger seinen Betel. Ich wartete den Schluß nicht ab, sondern begab mich an das Ende des Ortes, um gewisse sonderbare Monumente, fast in Form kleiner Pyramiden, zu besichtigen. Ein Vogel, beinahe mit menschenähnlicher Stimme, neckte mich von den hohen

Bäumen her, die Mudabiddri umkränzen. Draußen aber schweifte der Blick frei aus auf die benachbarten Ghats, die geheimnißvoll auf Mudabiddri herübersehen.

Am andern Morgen früh um drei Uhr verließen wir unsern „Palast“ und wanderten nach Karkala (Schwarz-Stein) zu. Die lieblichsten Berge und Thäler umfingen uns, und ein wunderbarer Morgenduft lag über Alles ausgegossen. Wäre ich nicht krank und in Folge meines Sturzes vom Pferde lahm gewesen, so würde mir jeder Tritt und Schritt eine Lust gewesen sein.

Die Sonne ließ schon ihre Macht ein wenig fühlen, als wir in den majestätischen Baumgang von Mango's, Goli's und Samprani's einlenkten, der die Nähe von Karkala verkündete. Wir setzten später über ein kleines Wasser. Unser Fährmann war ein Knabe, der, sich mit den Zehen festklammernd, wie ein Affe hinten aufsaß.

In Karkala bot uns das von einem Engländer Blair errichtete Haus eine bequemere Herberge, als das verlassene Linga-Kloster und das verfallene Djaina-Schloß. Man brachte uns zur ersten Erquickung nach dem Glutmarsche frischgebrochne Zweige mit kirschenähnlichen, etwas säuerlichen Früchten. Auch eine pflaumenartige, aber dickschälige Frucht, ebenfalls von etwas zusammenziehendem Geschmacke, ließ man uns kosten. Wenn ich nicht irre, so kamen diese fast abendländischen Erfrischungen von den Ghats, die in stiller Majestät vor uns lagen.

Erst gegen Abend gingen wir in das Dorf. Herr Mögling suchte sich einen bequemen Ort zu einer Ansprache an die Heiden. Die Schüler, die ihn begleiteten, sangen ein geistlich Lied, um auf diese Weise Zuhörer herbeizuziehen. Da Karkala mit seinen heiligen Denkmälern in der That ein kleines Athen ist, das noch immer seine Anziehungskraft auf eine weitere Umgebung ausübt,

so war es in der That ein glücklicher Griff, wenn Herr Mögling zum Ausgangspunkte für seine Heidenpredigt die zweite Hälfte des siebzehnten Kapitels der Apostelgeschichte wählte.

Ich eilte, noch ehe die Nacht hereinbrach, zu dem „Löwen“ von Karkala, der kolossalen Bildsäule des Gautama Swami. Auf einem Hügel von schwärzlichem Granit erhebt sie sich an 40 Fuß hoch und schaut weit ins Land hinein. Es scheint, als ob hier die menschliche Kunst mit der Natur gewetteifert hätte; denn die Ghatgebirge, die von der einen Seite gar hehr darüberher blicken, nehmen der gewaltigen Bildsäule nichts von ihrer eigenthümlichen Majestät.

Sie ruht auf einem breiten steinernen Postamente. Die Hände hangen gerade herab und liegen steif an; die Lippen sind aufgeworfen und die Ohren lang; das Haar ist künstlich gekräuselt. Unten an der Steinlehne, welche die Statue etwa bis zur Hälfte stützt, finden sich Schlangen und Schlingpflanzen dargestellt; die letzteren winden sich um Beine und Hände hinauf.

Am Fuße des Berges steht eine gelegentliche Priesterwohnung. Dorthin bringen die Wallfahrer beim jährlichen Feste die Kokosnüsse, nachdem sie das „junge Wasser“ derselben auf einem Steine vor dem Standbilde des Gautama ausgespritzt haben. Oben vor dem Heiligthume aber hält auf hoher Säule ein brahmanischer Gott, — Wischnu, wenn ich mich recht erinnere — Wache.

Durch einen Säulen-getragnen Eingang tritt man in den innern Raum, dessen umschließende Mauer, wie der Augenschein lehrt, vordem höher war. Zur rechten Seite eine Doppelreihe von je acht Säulen; hinter der Bildsäule aber eine Art Verandah auf zwölf Säulen. Rechts von der Bildsäule außerhalb ein heiliger Teich. Von dieser Seite her schauen die Ghats auf den steinernen Heiligen herüber.

Ich besuchte auf dem Rückwege auch den eigentlichen Tempel, der auf einem kleinern Hügel dicht daneben liegt. Schon war die Nacht im vollen Anzuge. Dennoch sah ich genug, um die verhältnißmäßige Vollendung desselben zu bewundern. Die Säulen namentlich sind in der That schön zu nennen.

Am nächsten Morgen wischten wir uns schon um zwei Uhr den Schlaf aus den Augen. Wir hatten einen langen, langen Marsch vor uns. Unser Ziel war die Basler Missions-Station Mulki an der Küste.

Sechs Stunden schritten wir unaufgehalten fort. Hügel, dichtbewachsene Schluchten und einzelne Bauerhöfe: das war der Charakter der Gegend, die wir bei Mondschein durcheilten. Um acht Uhr konnte ich nicht weiter. Wir sprachen in Santuru Koppala bei einem eingebornen Katholiken ein. In der offnen Verandah des Häuschens, mitten in einem dichtbuschigen Gärtchen, breiteten wir unsre Matratzen aus und ließen dort in süßer Ruhe die Sonne den schlimmsten Theil ihres Feuerlaufs vollenden. Unser Wirth, von ungewöhnlich edlem Ansehen, legte mit großer Gemächlichkeit Betelblätter, wovon 400 Stück damals nur einen Pfennig kosteten, für den Verkauf zurecht, und sein zierliches Weib wirthschaftete, trotz einer deutschen Hausfrau, unaufhörlich umher. Das lustige Feuer, das im Hofe brannte, war für's Auge angenehm und für den Magen tröstlich. Unser gütiger Wirth aber brachte uns gleich anfangs Wein von einer Palme, deren Stamm der Areka am nächsten kommt. Er hatte eine sehr angenehme Säure und erfrischte die ermatteten Lebensgeister.

Um drei Uhr machten wir uns von neuem auf. Ein angenehmer Westwind hatte sich schon vor uns aufgemacht und die Gluth des Tages gebrochen. Nach anderthalb Stunden waren wir in Palmara am Schambhawatti-Flusse, auf dessen Rücken

manches Boot mit Reis nach Mulki hinabschwimmt. Auch dorthin nämlich kommen alljährlich arabische Schiffe.

In Palmara bestiegen wir ein Boot — oder vielmehr zwei Boote, die der Länge nach zusammengebunden wurden. Einer unsrer Schiffer hatte ein wahrhaft klassisches Gesicht. Der Fluß, voll Seegeschmack und -Geruch, windet sich zwischen Kokos-bekränzten Ufern hin. Er trug uns in anderthalb Stunden nach Mulki, wo Herr Amman uns sehr freundlich aufnahm. Wie deutsche Gastfreundschaft unter den Palmen des Tululandes so wohl thut!

Herr Amman erzählte mir viel von seiner Wirksamkeit unter dem Volke. Auch er hat es besonders mit Bhuta-Dienern zu thun, deren letztes Wort sehr oft so lautet: Euer Gott ist besser, aber die Bhuta's sind für uns gut genug. Sie bringen uns um, wenn wir sie verlassen. Ich hörte dort von einem „Neuen Bhuta" aus Osten her.

Wir ruheten bis zum folgenden Tag gegen Abend. Dann schritten wir über den langen Bazar, der im üppigsten Dickicht liegt, dem Flusse zu. Nahe dabei sahe ich einen Tempel, den ein Muhamedaner der Gattin Siva's erbaute, als sein Schiff am Felsen strandete und dieser — zu bluten anfing.

Auf dem Schambawatti schifften wir uns abermals ein. Wir fanden ihn an der Mündung so reißend, daß wir dort lieber aussteigen. Auf dem südlichen Flusse, der mit dem Schambawatti im Norden zugleich mündet, stiegen wir wieder ein. Es war ein kostbarer Abend. Die Palmen am Ufer säuselten im Abendwinde, und hinter denselben sank die Sonnenscheibe, an Umfang einem nicht ganz kleinen Wagenrade und an Farbe dem dunkelglühenden Schmiedeeisen gleich, in die salzige Fluth. Ich habe die Sonne in solcher Weise nie wieder zur Rüste gehen sehen.

Nach anderthalb Stunden etwa waren wir in Kadige, wo die Basler Freunde ein Grundstück haben. Ich fand junge Kokos zu Tausenden entlang gepflanzt. Dicht daneben liegt ein andres Grundstück, das ein Brahmine durch Meineid an sich gebracht hat. Der frühere Bhuta-Priester, jetzt Christ, begrüßte uns und geleitete uns in ein andres Bauernhaus, nicht weit von der Wohnung des meineidigen Brahminen. Herr Amman, der hier zuerst gewohnt hatte, vereinigte die in Kadige angesiedelten Christen zu einer Abendandacht.

Die schönen Kokosbäume auf dem kleinen Hofe vor dem Bauernhäuschen standen so niedlich und gemüthlich umher, als gehörten sie durchaus dazu. „Lieben sie doch das Gespräch der Menschen und das Geräusch des Besens.“ Sie schenkten mir ihren erquickenden Saft und denen, die uns gegen acht Uhr weiter geleiteten, ihre dürren Blätter zu Fackeln. Wir setzten uns für eine kleine Weile noch einmal in das Boot. Auf der andern Seite des Flusses ausgestiegen, empfing uns sandiger Boden und endlich ein ordentlicher Fahrweg mit Hecken. Wir waren in der Nähe eines sogenannten Bungalow, d. i. eines von der Regierung errichteten Rasthauses, mit Stuhl, Tisch und Lagergestell. Das Rasthaus von Suratcal liegt auf einem luftigen Hügel, an dessen Fuß das Meer gewaltig brandet. Wir saßen noch lange auf, um Kühle, Brausen und Sternenpracht bei traulichem Gespräch zu genießen.

Am andern Morgen rissen wir uns abermals sehr zeitig aus den Armen des Schlafes, der uns dort ganz besonders „gelind' umfing.“ Bald nach drei Uhr waren wir reisefertig.

Wieder das alte, schon bekannte wellenförmige Land mit den grünen Einschnitten! Bei Sonnenaufgang standen wir an dem nördlichen Mangaloreflusse. Wir fuhren eine gute Strecke darauf hin-

unter und hatten, an's Land gestiegen, noch ein halb Stündchen zu gehen, bis die Gehöfte von Mangalore auftauchten.

Ein Sarasvata-Brahmine, der sich die nackte Brust mit heiliger Erde über und über beschmiert hatte, machte uns den ersten Salam!

Die Basler Mission im Tululande.

Die Basler Mission in Ostindien besteht seit dem Jahre 1834. Man hatte eigentlich an einen Anfang im Tamulenlande gedacht, allein der Wunsch, jeden Zusammenstoß mit andern Missionsgesellschaften zu vermeiden, führte die Missionare bald auf die Westküste, und dort aus dem tiefen Süden weiter hinauf in das Tululand. Von da hat sie sich im Laufe von 16 Jahren nördlich in's Süd-Mahratta-Land und südlich nach Malajalam ausgebreitet. Wir haben es hier nur mit der Mission im Tululande zu thun.

Es waren anfangs bloß drei Missionare, die sich zu Mangalore niederließen und die ersten Vorarbeiten begannen. Nach einigen Jahren aber gesellte sich ein vierter dazu, und im Jahre 1844 noch drei andre. Zu meiner Zeit standen ihrer sechs in Mangalore und Umgegend, und davon war nur Herr Greiner Einer von den ursprünglichen Dreien.

Schon im Jahre 1835 dachte man daran, mit der Erziehung heidnischer Knaben einen Anfang zu machen; allein man war entschlossen, keinen heidnischen Lehrer dazu zu gebrauchen und so kam erst nach einigen Jahren eine Art Erziehungsanstalt für Hinduknaben zur Gewinnung christlicher Lehrer und Catecheten zu Stande. Im Jahre 1839 wurde Herr Mögling, ein sehr tüchtiger Theolog

aus Würtemberg, Leiter dieser Erziehungsanstalt. Natürlich konnte die Anstalt kaum das gewünschte Ergebniß liefern; die meist von der Straße aufgelesnen heidnischen, muhamedanischen, römisch-katholischen und protestantischen Halbblutsknaben liefen bei Gelegenheit fort, mußten auch theils entfernt werden, und selbst die leidlichsten unter ihnen gaben so wenig Hoffnung, daß die ganze Anstalt, in die man im Laufe der Zeit an 200 Knaben aufgenommen, vor einigen Jahren ganz aufgehoben wurde. Eine hauptsächlich auf Christenkinder berechnete Catechetenschule ist an deren Stelle getreten.

Im Jahre 1840 wurde auch der Anfang mit einer englischen Schule gemacht. Sie zählte im folgenden Jahre bereits 68 Schüler, besonders aus den obern Kasten, und man freute sich ihrer als eines wichtigen Mittels „zur Bekehrung der höhern Volksklassen Ostindiens.“ Leider aber blieben die Schüler allzuhäufig weg, sobald sie genug gelernt zu haben meinten, um etwa in eine bequeme und einträgliche Beamtenstelle hineinzuschlüpfen. Da nun so grade die Lehrgegenstände der obersten Klassen, die den meisten christlichen Stoff enthielten oder die meisten christlichen Anknüpfungspunkte boten, nicht an den Mann kamen und mithin der Zweck über dem Mittel verloren ging, so waren die Missionare sehr froh, als nach einer neuen Verordnung der drei englischen Richter in Mangalore fortan kein Eingeborner mehr zu den Bureau's der Regierung Zutritt finden sollte, der nicht ein Zeugniß beizubringen im Stande wäre, daß er in einer englischen Schule den ganzen Lehrgang durchgemacht. Von da an wurde es denn auch geradezu ausgesprochen, daß die Anstalt es sich zum Ziele setze, junge Eingeborne für das niedre Beamtenfach auszubilden, und man stellte einen eignen Lehrer an, um die Schüler einer gewissen Stufe in der Uebersetzung gerichtlicher Papiere u. s. w. zu üben.

Etwa um dieselbe Zeit wurde auch eine canaresische Schule für

die niedern Volksklassen eingerichtet. Im Laufe der Zeit entstanden deren mehrere. Leider nur fehlte es den Missionaren bisher an geeigneten christlichen Schulmeistern, und bis diesem Uebelstand abgeholfen ist, muß das ganze canaresische Schulwesen etwas Halbes bleiben.

Im Jahre 1837 wurde der erste Grund zu einer Gemeinde aus den Eingebornen gelegt. Zwei in Calicut getaufte Heiden schlossen sich den Missionaren an, und im folgenden Jahr schon wurden fünf Andre in Mangalore selbst getauft. Seitdem ist die Gemeinde je länger je mehr gewachsen. Die Palmweinzieher bildeten bald den eigentlichen Stock; Reisbauer, Oelmacher, Weber und Fischer fanden sich dazu. Daneben aber sammelte sich eine kleine Gemeinde aus Tamulleuten, die hier meist als Knechte dienen.

Im Jahre 1845 endlich senkte die Station in Mangalore einen Nebenzweig nach dem benachbarten Mulki ab, wo zur Zeit nur Ein Missionar, Herr Amman, arbeitete, während in Mangalore, als dem eigentlichen Brennpunkt der Tulu-Mission, deren fünf beschäftigt waren.

So viel über die Geschichte der Basler Mission im Tululande.

Die Gemeinden zu Mangalore und Mulki umfaßten zu meiner Zeit, wie schon angedeutet, die mittlern und niedren Klassen der Bevölkerung. Von den allerniedrigsten, den Holeyers, war noch nicht Einer getauft, oder auch nur auf die Taufe vorbereitet worden. Dagegen waren ausnahmsweise drei aus der höchsten Kaste, ein Sarasvata- und zwei Concani-Brahminen, zur Gemeinde hinzugethan worden, während die eigentlichen Landes-Brahminen, bei denen jene Ausländer nicht für voll gelten, noch keinen einzigen aus ihren Reihen verloren hatten.

Die Palmweinzieher, die wohl noch immer den eigentlichen Kern der Gemeinde ausmachen werden, haben selten ein eignes Parambu oder Baumgut; sie pachten in der Regel eine Anzahl Kokosbäume und schenken den gewonnenen Palmwein in ihren

Häusern aus. Nur so nämlich können sie dabei zurecht kommen. Dieß macht den Missionaren viel Sorge und Noth. Denn obschon die Palmweinbauer selbst gemeiniglich nicht trinken, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß ihre Häuser als Schenken meist zu wüsten Tummelplätzen werden, und die Missionare sehen es daher als eine Nothwendigkeit an, für die Bekehrten aus ihnen einen andern Erwerbszweig ausfindig zu machen. Dazu kommt, daß die oben erwähnte fast allgemeine Verschuldung unter den Klassen, mit denen es die Mission hauptsächlich zu thun hat, ganz besonders im Schwange geht und den Missionaren ein weites Feld für Rath und That eröffnet.

Es war den Letztern bereits gelungen, Grund und Boden zum Behuf der Ansiedlung aller derjenigen, die sich sonst nicht durchzubringen im Stande sind, theils durch Kauf, theils durch Schenkung zu erwerben, und auch die Regierung hatte sich bereitwillig gezeigt, ihnen ein Stück unbebauten Landes gegen die gewöhnlichen Bedingungen zu überlassen. So war nun schon zu drei Colonien der Grund gelegt, und einzelne Familien hatten sich als Pächter darauf niedergelassen. Die große Schwierigkeit bleibt nur immer die, daß diejenigen, die bisher ein andres, minder anstrengendes Geschäft getrieben, selten die nöthige Kraft und Lust zum Ackerbau besitzen.

Zudem hatten die Missionare einen Anfang mit einer Handwerkerschule gemacht. Junge Leute aus der Gemeinde, etwa 14, wurden in Holz- und Eisen-Arbeiten, so wie in der Uhrmacherei von zwei europäischen Handwerkern, in der Weberei und Schneiderei aber von Eingebornen unterrichtet. Eine mit der lithographischen Presse (die beiläufig an 14 Arbeiter beschäftigte) verbundene Buchbinderei zählte auch zwei bis drei Lehrlinge, und außerdem lernten zwei die Gerberei und Schuhmacherei in dem Regierungs-

Etablissement zu Hunsur. Natürlich werden einmal fast alle diese Handwerker mehr oder minder auf europäische Kundschaft und mithin auf einen sehr kleinen Kreis angewiesen sein, — namentlich die Uhrmacher, denn der Eigebornen, die vermöge ihrer Anstellung in den Bureau's der Regierung ein Interesse an der Uhr haben, sind doch verhältnißmäßig nur Wenige, für die Uebrigen aber hat die Zeit so wenig Bedeutung, daß sie an der Sonne selbst einen völlig ausreichenden Zeitmesser besitzen. Nur die Weber dürften gerade auf Kundschaft aus den Eingebornen zählen können, denn die Artikel, die aus England eingeführt werden, sind mehr für die europäische Bevölkerung Indiens berechnet, während die Missionsweberei ihr Augenmerk auf die Eingebornen richtet und dabei vor der Weberei der Eingebornen den Vorsprung hat, daß sie vermöge europäischer Vorrichtungen mit den gleichen Kräften in der gleichen Zeit vielleicht das Doppelte leistet. Es ist in dieser Beziehung nur zu wünschen, daß englische Spekulanten nicht auch diese Artikel nach und nach an sich zu bringen suchen, denn freilich mit englischer Industrie ließe sich um so weniger wetteifern, als die zu verarbeitenden Garne von England selbst erst bezogen werden.

Natürlich waren damals die Gemeinden noch zu jung, um eine vollständig ausgeprägte Verfassung zu haben, doch fand sich ein kleiner Ansatz dazu in der Mangalore-Gemeinde, in welcher vier Diaconen für Hausbesuche, Kranken- und Armenpflege angestellt waren, nach dem Urtheile der Missionare selbst aber, mit Ausnahme vielleicht eines einzigen, jenen ehrwürdigen Namen kaum verdienten. Die Gemeinde zu Mangalore besaß auch eine Armenbüchse mit etwa 2000 Rupis. Europäische Christen hatten dazu das Meiste gesteuert.

Es mochten übrigens seit Beginn der Mission nahe an 400 Seelen im Tululande getauft worden sein, und zwar darunter nur erst ein paar, die durch ihren Uebertritt zum Christenthum in der

Meinung der Eingebornen an bürgerlicher Ehre entschieden verloren hatten. Der Sudra nämlich steigt hier, wenn er Christ wird; zu einem Solchen setzt sich allenfalls auch der Brahmine auf die gleiche Bank in der Schule.[68] Es ist daher natürlich, daß die Missionare auf die Bekehrung jener oben erwähnten drei Brahminen-Jünglinge einen besonderen Werth legen, und das um so mehr, als die Klasse der Brahminen bei all ihrer Verkehrtheit doch verhältnißmäßig das meiste Talent hat, und daher zur Gewinnung eines eingebornen Lehrstandes in dieser Beziehung nicht ohne Bedeutung ist. Mit Rücksicht darauf hatte man denn auch den einen derselben zur weitern Ausbildung nach Basel gesandt. Wie weit nun der schon oft verunglückte Versuch, begabtere Bekehrte aus den Heiden für eine Zeit lang dem heimathlichen Boden zu entreißen und auf den abendländischen der Mutterkirche zu verpflanzen, in diesem Falle gelingen werde, kann erst die Zukunft lehren. Der junge Mann ist seit einiger Zeit in sein Vaterland zurückgekehrt.

Es bestand übrigens, wie schon oben gesagt, zu Mangalore selbst eine Art Katechetenschule, die damals etwa zehn Zöglinge zählte. Hauptsache dabei war Einführung der jungen Leute in die Breite und in die Tiefe der Schriftgedanken und allmäblige Befähigung, sie in geordneten Vorträgen fruchtbar darzustellen. Die erste Anleitung zu dem letztern erhielten sie dadurch, daß sie die sonntägliche canaresische Predigt je länger je vollständiger wiedergaben. Darauf folgte selbständige Bearbeitung gegebener Texte und endlich praktische Predigtübung unter den Heiden, zunächst unter Begleitung des Missionars und nach vorhergegangener schriftlicher Ausarbeitung. Daneben wurden die Zöglinge auch in der Schulmeisterei unterrichtet. Herr Mögling, dessen eigentlicher Wirkungskreis diese Anstalt war, bediente sich durchgängig der canaresischen Sprache, um so den Zöglingen die religiösen Ausdrücke

schaffen zu helfen; und auch darin zeigte sich der richtige Takt des Mannes, daß er sie in die bedeutendsten Erzeugnisse der canaresischen Literatur selbst einzuführen, und ihnen auf diese Weise die reichen Schatzkammern der eignen Sprache zu öffnen bemüht war. Das theologische Hauptbuch der Anstalt war Butlers Analogy of Religion, natural and revealed, to the Constitution and Course of Nature, — eine Art von Apologie des Christenthums. Im letzten Jahre sollten die Zöglinge auch mit dem nöthigen Rüstzeug wider die verschiednen falschen Religions-Systeme, mit denen es der Missionar hier zu thun hat, versehen werden. Noch war der erste Lehrgang, den man auf fünf Jahre berechnet hatte, nicht vollendet. Die Missionare sahen mit um so größerem Verlangen den ersten Früchten der Anstalt entgegen, als die bisherigen Catecheten nach dem Urtheile grade der tüchtigsten Missionare selbst kaum so genannt zu werden verdienten.

Was nun das Missionswerk selbst betrifft, so sehen auch die Missionare im Tululande in der Errichtung von Schulen ein vorzügliches Mittel der Einwirkung auf die heidnische Umgebung. Ich habe schon erwähnt, daß eine englische Schule für die höhern und eine canaresische für die niedern Volksklassen in Mangalore selbst eingerichtet wurde. Hauptgedanke dabei war, die Heiden mit den göttlichen Thaten und Gedanken im Allgemeinen bekannt zu machen und so eine ähnliche Vorbereitung auf das Evangelium unter ihnen anzurichten, wie zur Zeit der Apostel vermöge der Zerstreuung der Juden in alle Welt unter den Heiden theilweise statt fand. Die erste zählte damals 157 Zöglinge und wurde meist von jungen Brahminen besucht die eine öffentliche Anstellung begehrten. Die letztere hatte bloß 45 Zöglinge; es standen aber neben ihr noch ein paar kleinere canaresische Schulen mit der Mission in Verbindung. Des großen Uebelstandes, daß die Mis-

sionare auf Anstellung heidnischer Lehrer[69] zur Zeit so gut wie beschränkt waren, ist bereits gedacht worden. Sämmtliche Schulen übrigens erfreuten sich der Aufsicht des jugendlich frischen Missionars Herrn Hoch, der überdieß in der englischen Schule, als in seinem besondersten Wirkungskreise, den Hauptunterricht, namentlich den religiösen, selbst übernommen hatte. Es dürfte meinen Lesern nicht uninteressant sein, zu erfahren, in welcher Weise jene beiden Hauptschulen zusammengesetzt waren.

In der englischen Schule befanden sich: 13 Protestanten, 15 Katholiken, 12 Muhamedaner, 98 Brahminen (besonders Sarasvata), 19 andre Kasten (besonders Kupferschmiede und Palmweinzieher), In der canaresischen Schule dagegen waren 6 Protestanten, 1 Katholik, 5 Muhamedaner, 22 Brahminen, 11 von andren Kasten.

Es ist schon angedeutet, daß man im Tululande die Schulen mehr als Pflug denn als Netz betrachtet; die Wirkung derselben entzieht sich daher der unmittelbaren Beobachtung und kann erst nach Verlauf einer längern Zeit mit einiger Sicherheit beurtheilt werden. Doch hat trotzdem die englische Schule auch als Netz bereits gedient; jene drei oben erwähnten Brahminenjünglinge haben sich eben dort vom Worte Gottes fahen lassen.

Die Missionare beschränken sich indeß in ihrer Missionsarbeit keineswegs auf die Schule. Sie unternehmen auch von Zeit zu Zeit eigentliche Missionsreisen in die Umgegend und besuchen selbst die großen heidnischen Feste zu Udepi und Supramania, die freilich kein sehr empfängliches, wohl aber vermöge des Zusammenflusses von Leuten ein sehr großes Missionsfeld öffnen. Die Missionare glauben dasselbe um so weniger unberücksichtigt liegen lassen zu dürfen, als bei der Zersplitterung der Tululeute in einzelne Gehöfte sich sonst fast gar keine Gelegenheit findet, das Evangelium größern Schaaren zu predigen. In Mangalore selbst bot

damals bloß das unter die Aufsicht der Missionare gestellte, von Privatbeiträgen unterhaltene Krankenhaus eine Predigtgelegenheit. Hier wurde nämlich allwöchentlich an mehr als 200 Arme Reis vertheilt, nachdem ihnen vorher ein Kapitel aus der Schrift vorgelesen, erklärt und an's Herz gelegt worden. Es machte einen eignen Eindruck auf mich, alle die Krüppel und Aussätzigen aus den Hindu's, Mapilla's und Katholiken, einige mit abgefaulten Gliedern, da hinkauern und der Reisvertheilung entgegenschmachten zu sehen. Noch hatte die damit verbundene Predigt vor Menschenaugen wenig gefruchtet.

Die Missionare suchen endlich auch literarisch zu wirken. Mehrere christliche Schriftchen von gediegenerer Art als die gewöhnlichen „Traktate" sind im Laufe der Zeit erschienen. Das Bedeutendste aber, was von den Missionaren literarisch angestrebt wurde, war die von Herrn Mögling in Angriff genommene Herausgabe einer canaresischen Blumenlese, die mit Djaimini, dem eigentlichen Schriftsteller des Volks, beginnen sollte. Man hatte auch bereits über 3000 canaresische Sprüchwörter gesammelt, in denen — beiläufig gesagt — die Schwiegermutter und die Schwiegertochter eine Hauptrolle spielen, wie in allen indischen Sprüchwörtern.[70]

Diese letztgenannten Bestrebungen stehen zwar in keiner unmittelbaren Beziehung zur Arbeit, weder an den Heiden, noch an den bereits gesammelten Gemeinden, sind aber deß ungeachtet von der größten Bedeutung für Beides. Nur so kann es den Missionaren mit der Zeit möglich werden, in den Sinn und Geist des Volkes, mit dem sie es zu thun haben, völlig einzugehen, sich der Sprache mit allen ihren Hülfsquellen zu bemächtigen, die heidnische Literatur[71] zu verdrängen und eine christliche an deren Stelle zu setzen. Möchten doch alle Missionen diesem Beispiele folgen.

III.

Malajalam.



Von Mangalore nach Tschirakal und Aufenthalt daselbst.

Am 12. März Nachmittags um vier Uhr standen wir reisefertig vor der Thür des Missionshauses in Mangalore und besahen uns das Gefährt, das uns auf unsrer ersten Landreise in Ostindien, über Tschirakal, Taleitscheri und Calicut nach den „Blauen Bergen", als Beförderungsmittel dienen sollte. Es heißt Mandjil und ist nichts weiter als eine an einer langen Stange aufgehängte Matte mit einem Dach von Leinwand, das man vermittelst einer Leine nach der jeweiligen Sonnenseite fallen läßt. Vier Träger, gewöhnlich aus der Fischerkaste, nehmen die Stange auf die Schulter und rennen unter einförmigem Gesange oft schneller mit dem sonderbaren Gefährt davon, als es dem darin liegenden Reisenden genehm ist. Uebrigens laufen zwei Leute zur Ablösung nebenher, und nur Eingeborne reisen allenfalls auch mit blos vier Trägern. Eine Reise im Mandjil kostet bedeutend weniger als eine Reise im Palankin, denn da der erstere unverhältnißmäßig leichter ist, so braucht er kaum halb so viel Träger. Man bedient sich nur auf der Westküste dieses eben so angenehmen als billigen Beförderungsmittels.

Das erstmalige Einsteigen in den Mandjil hat übrigens seine Schwierigkeiten. Wem es nicht zuvor gesagt wird, daß er vor allen Dingen oben die Stange fest zu fassen habe, ehe er sich hineinzuschwenken versucht, der fällt sicherlich auf der andern Seite

wieder hinaus. Liegt man aber einmal fest, so ist die „Aufrechterhaltung des Gleichgewichts“ ohne alle Schwierigkeit, und die Lage selbst eben so neu als ergötzlich, indem Kopf und Füße etwas hoch zu liegen kommen und der ganze Leib von der baumelnden Bewegung des Mandjils beständig gewiegt wird. Man kann dabei sehr wohl lesen und noch besser träumen und schlafen.

Also bald nach vier Uhr schwenkten wir uns mit einigem Ungeschick, aber ohne alles Mißgeschick, in das schaukelnde Gefährt hinein. Auf beiden Seiten Hütten und Gärten mit rankenden Pfefferreben: so ging es etwa zwanzig Minuten bis zum östlichen Mangalore-Fluß (Nitravati) fort. Wir brauchten eine gute halbe Stunde, ehe wir hinüber kamen. Die Schiffer trugen uns vollends an's seichte Ufer und sprachen, als sie mich niedersetzten, mit Lachen und Stöhnen zugleich: Sahib bhot bara hai (Der Herr ist sehr schwer). Einer meiner ostindischen Bekannten, von offenbar größerem Gewicht als ich, hörte bei ähnlicher Gelegenheit die poetisch verblümte Rede: „Das ist eine wahre Jackfrucht.“ Die Jackfrucht nämlich, die wie ein grauer Schwamm in der Form einer Riesen-eichel aus dem Stamme des Baumes herauswächst, ist die größte und schwerste aller indischen Früchte.

Von nun an ging es dicht am Meere hin im Sande. Wir kamen noch zweimal über Wasser und erreichten das erste Ruhehaus zwischen sieben und acht Uhr. Das war denn M a n d j e s c h w a r a. Hier legte unser Michael, ein eingeborner Katholik, die erste Probe seiner einfachen, aber schmackhaften Kochkunst ab.

Am andern Morgen brachen wir bald nach vier Uhr auf. Einige unsrer Leute gingen mit Fackeln vorweg, und durch die Palmen leuchteten so schön die Fackeln des Himmels, — die Sterne. Ein wundervoller Weg. Schluchten, Flüsse, Buchten, Wassergänge, Höhen, Ebnen und sandige Küstenstriche wechselten mit einander.

Wir mußten in den drei Stunden, die wir bis zum nächsten Ruhehause in Cumbla brauchten, fünf bis sieben Male über Wasser. Ein nachmittägiger Lauf von zwei Stunden, auf breiter Straße zwischen mächtigen Baumgehöften über hügliges Vorland hin, brachte uns nach Kagnira Kottu (gewöhnlich Kasirgode). Dort gewährte uns ein von schönen Banjanen umkränztes Ruhehaus dicht am Meere eine angenehme Nachtherberge.

Ein halbes Stündchen führte uns am andern Morgen, abermals bei Fackel- und Sternenschein, an den Tschandragiri-Fluß. Eine Fähre setzte uns bald hinüber. Nun waren wir in dem eigentlichen „Lande, wo der Pfeffer wächst"; denn dieser Fluß macht die Grenze zwischen Tulu und Malajalam. Unsre Träger trabten heute wie ungeduldige Rosse. Wir verließen das hüglige Vorland und reisten wieder dicht am Meere hin. Dort sahen wir eine heidnische Fest-Versammlung im Freien um eine männliche Figur von Pappe oder ähnlichem Stoffe geschaart. Ein indischer Mercur mit klingender Schelle, ein Postbote, eilte mit ehrerbietigem Gruße an uns vorüber. Um so unehrerbietiger benahmen sich die Ortseinwohner, als wir an dem Flusse Halt machten, der uns von dem benachbarten Baikal (Heiß-Stein?) trennte. Wir merkten gleich, daß wir in das eigentliche Revier der Mapilla's gekommen waren. Das hochgelegne und in der Weise der Eingebornen wohlbefestigte Baikal ist zum größten Theile von diesen wüsten Gesellen bewohnt.

Von nun an hatten wir meist Mapilla's zu Trägern. Das zeigte das Käpsel auf dem Kopfe und das brutale Gesicht. Es machte sich bald auch noch in andrer Weise bemerklich. Hatten die frühern Träger getrabt, so gallopirten diese, und zwar in so übermüthiger Weise, unter so wildem Singen, Toben und Stoßen, daß zuletzt eine Drohung mit dem Stocke nöthig wurde. Die Mandjilträger von Baikal mußten schon dafür bekannt sein. Ein

Polizeisoldat lief lange neben dem Mandjil her, und schrie und hieb die rohen Burschen zurecht.

Ibn Batuta, jener berühmte arabische Reisende des 14. Jahrhunderts, berichtet daß in Malabar selbst die Frucht, die vom Baume fällt, nur der Eigenthümer desselben aufhebt. Unsre Träger, so wüst sie sonst waren, vergriffen sich nie an den abgefallenen Kokosnüssen, und wenn sie mitten auf dem Wege lagen.

Wir kamen auf dieser Tour auch nicht ein einziges Mal an die übrigens sehr nahe Küste. Zur Linken thürmten sich in weiter Ferne die Gebirge des Kurgland's, das manchen englischen Blutstropfen in sich sog, ehe es im Jahre 1834 England zu Füßen fiel.

Nach zwei Stunden waren wir in Hosdurga (d. i. Neu-Burg). Da das dortige Rasthaus im Bau begriffen war, so mußten wir in der Kadscheri, d. i. auf der Steuereinnahme, fürlieb nehmen. Ganz in der Nähe lagerten, laut lärmend, auch unsere Träger. Ein Theil, — so schien es — hielt Rath, wo und wie man die eben gewonnenen paar Groschen vertrinken wollte. Das Wann? kam wohl kaum in Frage: denn daß es gleich geschehen müsse, — darüber war man sicherlich von vornherein einig. Daß dem Rath die That gefolgt war, spürten wir leider zu deutlich, als sie uns am Abend gegen sieben Uhr wieder aufluden und durch enge, steile Wege an das sogenannte Backwater hinuntertrugen. Ein Polizeisoldat hatte vollauf zu prügeln, um nur erst einige Ordnung herzustellen, und ich selbst mußte einmal ein wenig nachhelfen; sonst hätte mir einer der Fackelträger das Haar auf dem Kopf in Brand gesteckt.

Wir waren in der That froh, als wir bald an dem Backwater Halt machten. Ein solches Backwater oder Hinterwasser ist ein mit dem Meere selbst parallel laufender Arm desselben. Hier wurden wir sammt Mandjils in einen Kahn geladen, der so lang und

schmal war, daß er bei der geringsten nicht ganz gleichmäßigen Bewegung umzuschlagen drohte. Wir fanden es am gerathensten uns der Länge nach hinzulegen. Sonst freilich war es eine kostbare Fahrt. Man kann sich kaum etwas denken, das malerischer wäre, als die windungsreichen, kokosbepflanzten Ufer eines solchen Meerganges im Schein einer indischen Mondnacht. Ein: „Ach daß ich tausend Zungen hätte!" kann Einem da wol in die Seele fallen.

Unter den Kokosgruppen am Ufer tauchte hier und da eine hellerleuchtete Hütte auf; hie und da begegneten wir auch einem Kahn mit Lichtern, die über das Wasser auf uns zuzuwandeln schienen. Am Horizonte hinter uns glühte ein rother Schein. Unsere muselmännischen Schiffer ruderten, beteten und schliefen abwechselnd. Als ich am andern Morgen erwachte, lag das Vorgebirge von Eli-Male[72] vor meinen Augen, dessen Gestalt von dieser Seite her mich an den Carmel erinnern wollte. Um sieben Uhr waren wir in Kavay.

Gegen Sonnenuntergang begaben wir uns abermals auf das Backwater, und fuhren in vielfachen Windungen hinter dem Vorgebirge „Eli-Male" hin, das den Schiffern von Alters her heilig war, den muselmännischen sowohl als den heidnischen. Einer der Basler Missionare umschiffte es; man blieb mehrere Tage liegen. Da hielten die Schiffer auf dem Verdeck einen feierlichen Umzug, wobei vier Lichter in Kokosschalen figurirten, und warfen am Ende ein Stück Silber in das gierige Meer. An den Tempel auf Eli-Male ließen die geheimniß-krämerischen Brahminen den christlichen Missionar nicht hinan. „Niemand kann die Gipfel dieses Vorgebirges zählen; Keiner kann sich darauf zurechtfinden."

Bei diesem Eli-Male verrichteten die Portugiesen ihre erste große Greuel- und Schandthat an ihren Erzfeinden in Ostindien. Emanuel

von Portugal sandte im Jahre 1502 den Gama mit zwanzig Schiffen abermals nach Indien. Dieser stieß bei diesem Vorgebirge auf ein Schiff, das mit dreihundert Pilgern (Weiber und Kinder ungerechnet) von Mecca kam und nach Calicut ging. Es hatte auch den reichen egyptischen Consul an Bord. Dieser bot eine ganze Flottenladung zur Rettung seines Lebens. Gama aber forderte vorerst alle Schätze und Waffen und wählte sich zwanzig Kinder aus. Er hatte ein Gelübde gethan, eine gewisse Anzahl von Mönchen für das Kloster zu liefern, das der König Emanuel zum Andenken an die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien gestiftet hatte; diese zwanzig Kinder wollte er dazu erziehen lassen. Der Wütherich gab nun Befehl, die Mannschaft in's Schiff einzuschließen und Feuer anzulegen. Die Angst lieh den Eingeschloßnen übernatürliche Kräfte; sie machten sich los und löschten das Feuer. Vergebens schrieen die Weiber um Gnade, vergebens hielten sie die Juwelen empor, die sie bisher noch verborgen hatten; vergebens rief Alles zu Allah und dem Propheten — unaufhörlich. Ein Kampf der Wuth und der Verzweiflung entbrannte; erst die hereinbrechende Nacht brachte eine kurze Pause. Noch vier Tage dauerte die verzweifelte Gegenwehr. Dann fing das Schiff Feuer. Nun stürzten sich die Pilger, die das Schwert der Portugiesen nicht bereits gewürgt hatte, in die Fluthen des Meeres, indem sie bis zum letzten Hauch mit ihren Messern auf die portugiesischen Boote losfuhren und -schnitten.

Ziemlich dreihundert und funfzig Jahre waren seit jener ungeheuren Greuel- und Schandthat in's Land gegangen. Unsere muselmännischen Schiffer hatten wohl kaum je davon gehört. Wie sich heute die Palmengruppen im Abendwinde so friedlich neigten! Hier weiße Seevögel, die bis nahe heran erst ruhig daherschwammen und dann plötzlich aufflogen, dort aufschnellende

Silberfische, allenthalben flammende Wellen, Hütten-Lichter und Ghat-Feuer!

Kaum hatten wir das wohl- und übelberufene Vorgebirge hinter uns, so machten wir — etwa gegen 10 Uhr — in einem engen Kanale Halt, nicht weit von der Stelle, wo ein breiter Wassergang mit dem Meere in Verbindung steht. Unsere Muselmänner erhoben ihre Stimmen zu lautem Gebet und streckten sich dann zur Ruhe. Erst gegen drei Uhr am folgenden Morgen waren sie wieder zu wecken. Man lud uns nun in ein kleineres und später, bei einem Damme angekommen, abermals in ein größeres Boot. Als ich in der Morgendämmerung erwachte, schwammen wir auf dem herrlichsten Wasserspiegel voll romantischer Windungen, von den lieblichsten Kokoshainen rings umsäumt. Ein Swendsborg im indischen Style! Wie eine purpurfarbne Scheibe von der Größe eines Rades kam die Sonne zwischen den Palmen herauf. So Freude-strahlend habe ich sie nie wieder aus ihrer „Kammer“ hervorgehen sehen.

Um sieben Uhr stiegen wir im Hafen von Berliapatnam aus, das der dichteste Kokoswald um- und überdunkelt. Unser Weg führte uns mitten hindurch, — immer bergan. Als wir oben ins Freie traten, nahm uns ein breiter Baumgang in seinen Schatten und brachte uns gegen acht Uhr in das Basler Missionshaus zu Tschirakal. Hier sollten wir auf unsrer ostindischen Reise die dritte Rast in deutschem Hause halten. Die sehr liebe Gundert'sche Familie bewillkommte uns wie alte Freunde.

Tschirakal (Damm-Fels) ist jenes Colattiri, dessen Fürst früher in die Wirren von Tulu und Canara vielfach verwickelt war. Es wird neben Travancore (Tiruwitancodu), wo stammverwandte Fürsten herrschten, in einem neueren Sanscrit-Werke vor allen andern malabarischen Residenzen gepriesen.[73] Der jetzige

Radja hat den Hügel, auf welchem das Missionshaus steht, den Basler Missionaren geschenkt und dabei eine eigenthümliche Bedingung gestellt: man solle Leute aus einer gewissen sehr niedrigen Kaste (die Puleijer), nur wenn sie sich taufen lassen, auf dem Grundstück ansiedeln. Nach der Vorstellung der Eingebornen nämlich nimmt die Taufe ebensowohl wie die Beschneidung die atmosphärische Unreinigkeit der niedern Kasten weg, und da dieselben für den Brahmanismus doch einmal verloren sind, so kann sich ja auch der rechtgläubigste Hindu mit gutem Gewissen freuen, wenn sie durch Annahme des Christenthums oder des Islams ihre Luftverpestende Art ablegen und so den höhern Kasten auf Weg und Steg beschwerlich zu fallen aufhören.

Herr Gundert machte hierzu eine Bemerkung, die in Deutschland schwerlich Jemand erwarten wird. Obgleich die niedern Kasten durch den Uebertritt zum Christenthume steigen, so seien sie doch zur Aufgabe ihrer Kaste viel schwerer zu bewegen, als die höhern, die, einmal vom Licht des Christenthums angeschienen, sich eines minder beschränkten Blicks erfreuen. Auch Miss. Gundert behauptete — und das liegt schon in der genannten Bemerkung eingeschlossen — daß der sittliche Kern des Volkes in den höhern Kasten zu suchen sei und daß mithin das Absonderungssystem offenbar auch eine wohlthätige Wirkung geäußert habe.

Die Umgegend von Tschirakal bot damals weit und breit das Bild einer steinigen Oede, wie das gesammte hüglige Vorland auf der Westküste in dieser Jahreszeit. Nach dem Monsum jedoch bekleidet sich der röthliche Lateritboden auch hier mit üppigem Grase. Ich sah bei Tschirakal zuerst eine Art der Sagopalme, deren buschige Krone sehr stark an die heimathliche Weide erinnert.

Nur die Radjas von Travancore sind noch einigermaßen selbstständig. Pensionirte Fürstlein aber finden sich noch in ziemlicher

Menge hin und wieder, und obschon man ihnen bloß ein Fünftel ihres Einkommens gelassen hat, so sind sie doch auch so noch Säulen des Brahminenthums. Der Radja von Tschirakal hatte eben zu seinem Geburtstage nicht minder als 1600 Brahminen eingeladen. Das war eine Lust für die Erdengötter; sie kamen eilig herbei. Denn so sagt das Sprichwort: „Wie wenn der Eber den Jagdruf hört! Wie wenn der Bhatta vom Essen hört!" Als sie sich aber zum Mahle setzen sollten, so „wählte Jeder obenan zu sitzen" und die Galle des Neides verbitterte Manchem die süßesten Gerichte der königlichen Tafel.

Der Radjas zu Tschirakal sind aber eigentlich fünf und sollen stets fünf sein. Die Königin Mutter führt die Aufsicht über die andern Prinzen, die zusammen wohnen. Die fünf Höfe der fünf regierenden Fürsten liegen ebenfalls bei einander, wenn auch von einander geschieden. Wir wollten dem zweiten Radja, der in einem Garten voll der hochstämmigsten Kokos wohnt, unsere Aufwartung machem, fanden ihn aber nicht zu Hause. Von Brahminen jedoch wimmelte es allenthalben. Sie waren nur halb bekleidet, — denn einen halben Anzug halten sie für sehr nobel. Wie doch die malabrische Hofetiquette von der europäischen so verschieden ist, und doch in einem gewissen Punkte zusammentrifft.

Eben hatte ein Hauptfest des Krischna und Siva in der Nachbarschaft seine Endschaft erreicht. Herr Hebich, Basler Missionar in dem benachbarten Cananore, der dort den versammelten Heiden gepredigt hatte, kam eben mit Katecheten und Schülern zurück. Man hatte ihn und seine Leute steinigen wollen.

Als eines Abends Herr Gundert mich nach dem verfallenen Fort von Berliapatnam[74] geleitete, bekamen wir noch etwas von der gereizten Stimmung des Volkes in ziemlich handgreiflicher Weise zu erfahren. Mehrere junge Leute aus den Najern und Mapilla's

schlossen sich uns ohne Weiteres an und sprachen höhnend: „Wir haben auf dem Feste gehört, daß man Euch nachfolgen solle; wohlan, wir wollen Eure Jünger sein." Als wir auf dem alten Fort standen und die prächtige Aussicht über die Stadt unten auf den Fluß genossen, sprach Einer zu dem Andern: Wie wär' es, wenn wir sie hier hinunter stießen? Sie folgten uns über Trümmer und durch Gestrüpp; wir verdoppelten unsre Schritte, denn schon stürzte die Nacht herein. Wir kamen an einem Tempel vorbei. Dort sammelte sich alsbald ein größerer Haufe; die Brahminen im Vorhof stachelten; ja selbst einer der Radjas, der im Hintergrunde stand, gab sein ermuthigendes Wort dazu: „Machts denen, wie auf dem Feste." Nun regnete es Steine von hinten her; ein wüthender Pöbel folgte uns Schritt für Schritt. Ich suchte den Hinterkopf mit meinem Hut zu schützen. Plötzlich sprang ein zorniger Najer auf uns los, brach einen starken Ast vom Baume und hieb damit dem armen Herrn Gundert, der grade sehr leidend war, über den Rücken. Ich denke, man verfolgte uns in dieser Weise funfzehn bis zwanzig Minuten. Endlich kamen wir an Wohnungen der Menschen und nun ließen die grimmigen Verfolger ihre wehrlose Beute fahren. Sie mußten für den verübten Frevel mit dem Gefängniß büßen; der englische Richter konnte, trotz heidnischer Sympathien, die lieben Freunde Schande-halber nicht laufen lassen.

Auch in Cananore waren wir mehrere Male. Die dortigen Missionsgebäude umschließen ein üppiges Gärtchen, das uns durch Mannichfaltigkeit der Gewächse und Fülle der Blüthen überraschte. Die mit schönblumigen Schlingpflanzen überwucherte innere Verandah war in der That entzückend.

Die Biby von Cananore, welcher die Lakediven gehören, besitzt auf dem Festlande kein Eigenthum mehr. Die ganze Herr-

schaft, eigentlich Arakal (Zimmer-Fels?), ist als ein Ueberbleibsel des alten Handelsministeriums aus der Zeit der Portugiesen zu betrachten. Der Titel „Biby“ kam erst seit Tippo Sahib, der die Fürstin von Arakal zu heirathen gedachte, in Umlauf. Jetzt ist er — wenn ich nicht irre — eine bloße Form im Sinne der Schwestersohns-Erbfolge.

Die elf bis zwölf Tage in Tschirakal gingen nur zu schnell zu Ende, — besonders für mich, der ich in Herrn Gundert einen der unterrichtetsten und mittheilsamsten Missionare fand, die ich je gesehen.

Das gemüthliche Missionshaus zu „Damm-Fels“ wird mir trotz der Steinwürfe aus der Hand der benachbarten Heiden und Muhamedaner stets eine angenehme Erinnerung bleiben. Friede umwehe es und Segen Gottes thaue darauf nieder!

Malajalam und seine Bewohner.

Malayalam ist eines der interessantesten Gebiete in ganz Indien. Hier gründeten die Brahminen des Nordens ihr eigenthümliches Staatensystem; hier ging brahmanische Art mit dem vorgefundenen Wesen der Urbewohner eine seltsame Mischung ein; hier sammelten sich der Reihe nach die Völker des nahen und des entfernten Westens, Juden und Araber, syrische Christen und persische Manichäer, Portugiesen und Holländer. Trotz aller dieser Berührungen aber mit dem Westen und dessen sämmtlichen Religionen steht der Brahmanismus in Malajalam, wenn nicht reiner, so doch starrer da, als in irgend einem andern Theile der indischen

Halbinsel und es ist im Allgemeinen leider nur zu wahr, wenn Ritter von den Brahmanen in Malabar sagt: „Der Islam, wie das Evangelium, sind seit Jahrtausenden ohne allen Einfluß auf sie geblieben, beide haben bisher nur auf die unteren Kasten hie und da eingewirkt."

Malajalam[75] oder Malabar hat mit Recht seinen Namen von den Bergen. Durchschnittlich 3000 Fuß hoch, laufen sie unter verschiednen Namen[76] in einer Entfernung von 6 bis 12 Meilen von Norden nach Süden und verschanzen so das ganze Land gegen den Osten Indiens bis auf den offenen Durchgang in der merkwürdigen Ghatspalte bei Coimbatur. Während sie aber so das Land gegen den geistigen Einfluß des minder starren Tamulenlandes, das Malabar im Rücken liegt, gewissermaßen absperren, üben sie in natürlicher Beziehung den allerwohlthätigsten Einfluß auf dasselbe. Ihre hohen Scheitel ziehen die Wolken an, die vom Südwest-Winde gejagt, gegen Ende Mai daher gestürmt kommen und nöthigen sie, ihre reichen Schätze über das Land auszugießen, dem dann eine solche Fülle befruchtenden Regens zu Theil wird, wie keinem andern Gebiete Indiens. Doch das ist nicht der einzige Segen, den die Berge dem Lande bringen. Denn während sie selbst stracks nach Süden eilen, entsenden sie nach Westen viele, viele Zweige dem Meere entgegen, und zwischen diesen, in tief eingewühlten Schluchten hinlaufend, sucht eine Menge von Monsum-genährten Küstenflüssen ihren Weg in das benachbarte Meer. An Gestalt des Landes und an Natur des Bodens unterscheidet sich Malabar nicht wesentlich von dem Tululande, das auch lange ein Ganzes mit Malabar bildete und noch jetzt die deutlichsten Spuren der alten Verbindung an sich trägt. Es ist nur noch zerrissener und zerschnittener, als das Tululand, und die mit dem Meere in Verbindung stehenden und mit demselben parallel laufen-

den Binnenwasser gewinnen namentlich im Süden des Landes eine solche Ausdehnung, daß man von Cochin bis Travancore ununterbrochen auf dem sogenannten Backwater reisen kann. Diese Binnenwasser gewähren aber nicht bloß eine natürliche Canalverbindung, die der Nachhülfe der Kunst nur wenig bedarf und dem Handels- und sonstigen Verkehr den besten Vorschub leistet; sie helfen auch dem Boden selbst seine Schätze ablocken, indem sie von den Regengüssen des Monsum mit einem solchen Zufluß von Süßwasser gespeist werden, daß man große weite Strecken ganz unter Wasser zu setzen im Stande ist. Kein Wunder daher, wenn bei solchen Begünstigungen von allen Seiten her „das Land sein Gewächs giebt,“ wie nicht leicht ein anderes. Auf meinem Wege von Taleitschery nach Calicut, wo ich theils auf dem eben erwähnten Binnenwasser, theils zu Lande dicht an der Meeresküste hinreiste, (siehe den vorhergehenden Abschnitt) hatte ich hinlängliche Gelegenheit, die Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit der malabarischen Natur um mich her anzustaunen. Nichts als ein ungeheurer Wald von Fruchtbäumen, unter dessen Schatten die einzelnen Orte meist in einzelnen Gehöften zerstreut liegen.

An dem kaum eine Meile breiten sandigen Strich des Meeresufers, das unter dem Einfluß von reißenden Bergströmen auf der einen Seite und von mächtigen Seestürmen auf der andern Seite fortwährenden Veränderungen unterworfen ist, gedeihet vor allem die eben so anmuthige als nützliche Kokospalme, hier Tengu oder Südbaum genannt, ohne Zweifel weil er aus Ceylon hieher verpflanzt wurde. Dieser wunderbare Baum ernährt einen großen Theil der Bevölkerung, wie er denn neben dem Reis fast alle Bedürfnisse der Eingebornen befriedigt. Aus dem gealterten Stamme bauet man Dächer, die Blätter geben die jährlich zu erneuernde Bedeckung her, desgleichen auch die Fackeln für die sonst gefahr-

vollen Wege in dunkeln Nächten; mit den Blattrippen fegt man die Häuser, die Blüthenscheide aber, wenn sie angeschnitten wird, giebt den köstlichen Palmwein, der, vor der Gährung, auch zu Zucker eingekocht wird, während er gegohren in Essig umschlägt. Läßt man dagegen die Blüthe durch die Scheide brechen, so bildet sich eine mächtige Traube von Nüssen heraus, deren eben so erfrischender als gesunder Saft den durstigen Wandrer labt. Späterhin wird dieser Saft zu einer fettigen Milch, die, auf den Kopf gerieben, in diesem Klima den wohlthätigsten Einfluß übt; die gereifte Frucht dagegen liefert die verschiedenen Zuthaten zu dem täglichen Reis, oder es wird ein Oel daraus gepreßt, das der Küche als Schmalz, der Haut als Salbe und der Lampe als Brennstoff treffliche Dienste leistet. Die Schale der Nuß giebt ein natürliches Gefäß, wird zu Kochlöffeln und dergleichen verarbeitet, oder zur Feuerung verbraucht, und die elastischen Fasern der äußern Fruchthülle endlich liefern den besten Stoff zu Schnüren, Stricken und Schiffstauen. Doch wer will den Nutzen dieses allernützlichsten Baumes vollständig schildern! Ein indischer Dichter braucht ihn, wenn ich nicht irre, geradezu als Bild der Dankbarkeit, weil er das unten an die Wurzel geschüttete Wasser nicht bloß reichlich, sondern auch veredelt wiedergiebt.

Hinter der flachen Sandküste erhebt sich ein reicherer Boden, der allmählig in das hügelige Vorland der Ghatgebirge übergeht. Hier nun gedeihet die Pflanze, die dem Hindu zur eigentlichen Nahrung dient, während die Kokospalme nur die schmackhafte Zuthat liefert, — der Reis — in zwei Ernten, davon die eine in den September, die andere in den Januar fällt. Der höher gelegene Boden und die Abhänge der Hügel sind so weit als möglich terrassenförmig angebaut und bilden so einen großen hängenden Garten. Hier wohnt der angesehenere Theil der Bevölkerung, während ganz

dicht am Meeresufer armselige Hütten, namentlich der Fischer, malerisch genug unter Kokosgruppen und Hainen versteckt liegen. Freilich die große Mehrzahl der Häuser auf dem Hügellande sind auch ziemlich elend aus Lehm gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Dazwischen aber thut sich hie und da ein steinernes Haus mit Ziegeldach vortheilhaft hervor. Hinter hohen Wällen und lebendigen Hecken aus Milchpflanzen wohnt ein Jeder in dem ererbten Parambu oder Baumgute. Neben der majestätisch-anmuthigen Kokospalme erhebt sich die schmächtige, rohrschlanke Areka mit der den Eingebornen so unentbehrlich gewordenen Betelnuß, so wie der hochstämmige umfangsreiche Tschakkabaum mit seinen eichelförmigen, aber riesigen, aus dem Stamme schwammartig herauswachsenden Brotfrüchten. An den leichtern Zimmerhölzern dagegen rankt die epheuartige dunkelblättrige Pfefferrebe, die sich hier so recht heimisch fühlt, üppig hinauf. Dazu kommen Bananen aller Art mit gewaltigem Blätterwerk von dem schönsten Hellgrün und mit langherabhängenden traubenartigen Fruchtbündeln, desgleichen die Betelpfefferrebe, deren Blatt von den Eingebornen mit der Arekanuß leidenschaftlich gekaut wird; hie und da schießt auch ein Bambusstrauch, der so vielfach das Holz ersetzen muß, seine geringelten, armstarken Schäfte in die Höhe. Prächtige Papageien durchschwärmen diese Parambus, aber freilich auch krächzende Raben in großer Menge. Vor den Tempeln prangt der heilige Feigenbaum mit seinen fast unaufhörlich lispelnden Blättern, und über die Landstraße breitet die riesige Baniane ihre schattigen Aeste, die, wenn man sie mit ihren wuchernden Luftwurzeln frei gewähren ließe, bald ganze Straßen in unwegsame Wildniß verwandeln würde. Affenschaaren treiben ihr neckisches Wesen tiefer landeinwärts auf den Gipfeln der Waldbäume umher, und während man auf der Höhe der vorgeschobenen Hügel

fast nur verbranntes Gras antrifft, das hie und da durch die Spalten des röthlichen Laterit sich hervordrängt, sind die Ghats selbst bis auf den Scheitel hinauf mit den herrlichsten Teakbäumen, die das unverwüstliche Schiffsbauholz liefern, überwaldet. Dort gedeihet auch neben Mimosen und Ebenhölzern Zimmt und Cassia, so wie der Cardamom, dessen magenstärkende Kapseln die wilden Bergvölker sammeln.

Es wird nun Zeit, daß wir von der Natur den Blick auf die Menschenwelt wenden, — die an Ueppigkeit ein allzu entschiednes Gegenbild derselben darstellt.

Vor etwa 3000 Jahren, so sagen die Brahminen, fluthete über Kerala (das ist der alte Name des Landes, der auch das Tululand mit einschließt) in Folge einer großen Ueberschwemmung das Meer, bis Parasu Rama, der brahminische Held und Vertilger der brahminen-feindlichen Kschatrija-Geschlechter, vom Undank der Brahminen aus den für sie erkämpften Landen vertrieben, von Cap Comorin bis nach Gocarna hinauf die gewaltige Streitaxt warf. Auf des Meeresgottes Varuna Geheiß, dessen Gunst Parasu Rama zuvor durch schwere Buße und Gebet erworben, wich das Meer alsobald zurück, und die neue Schöpfung war fertig. In dieser fabelhaften Geschichte hat sich offenbar die Erinnerung an brahmanische Einwanderung aus dem Norden und an erste Cultivirung des Küstenstrichs durch dieselbe erhalten.

Die Sage berichtet weiter, daß das von Schlangen übel geplagte Land nicht eher ordentlich bewohnbar wurde, als bis Parasu Rama eine große Schaar nördlicher Brahminen einführte, sie in 64 Kolonien, halb in Tulu und halb im eigentlichen Malabar, ansiedelte, und das übrige Land an Göttertempel und Schlangenheiligthümer schenkte. Aber auch so konnte die Schöpfung, die den Göttern durch außerordentliche religiöse Werke abgerungen worden, vor der zerstörenden Gewalt des Elements, aus dem sie hervorge-

treten, nur in außerordentlicher Weise erhalten werden, d. i. durch sorgfältige Beobachtung vieler im übrigen Indien verworfener Ordnungen. Deren Zahl wird auf 64 angegeben. Sie heißen in Malabar selbst die „64 Mißbräuche". Indem ich das Detail derselben hinten nachzusehen bitte [77], mache ich hier nur folgende Bemerkungen:

Erstens: Die Brahminen in Malabar haben sich mit einem solchen Nimbus umgeben, wie in keinem andern indischen Lande. Dieser wird durch das zurückgezogene Leben, das sie führen, noch gesteigert. Sie gehen zwischen den Erdwällen der Häuser trippelnd umher, für die nackten Füße eine reinliche Spur suchend.

Zweitens: Sie haben sich gleichwohl die schweren Pflichten ihres Standes bedeutend erleichtert. Den Junggesellen stehen alle Thüren zur Wollust offen, der Hausherr darf vier bis sechs Weiber nehmen, das Einsiedlerleben ist ungewöhnlich und die höchste Stufe heiligen Lebens, das Sanjasithum, dessen eigentlicher Sinn die herbeste Kasteiung ist, hat sich in das süßeste Wohlleben verkehrt.

Drittens: Die den brahminischen Junggesellen gestattete Freiheit heiligt nicht bloß die Unzucht, sondern zerrüttet das Familienleben aller angesehenen Volksklassen auf das tiefste, ja macht es geradezu unmöglich, und das mit der Vielmännerei Hand in Hand gehende Schwestersohns-Erbrecht führt außerdem die unerquicklichsten Verwickelungen unter den Blutsverwandten mit sich.

Viertens: Während im benachbarten Tamulenlande die große Spaltung der Brahminen in Saiva's und Vaischnava's die Kräfte derselben zersplittert, steht hier der Brahminenstand als Eine große geschlossene Körperschaft da. Der Unterschied zwischen Siva- und Wischnu-Verehrern ist eben nur in Kleinigkeiten bemerkbar.

Fünftens: Da nur Brahminensaame den Thron besteigt, also Königs- und Priesterthum auf's innigste verbunden sind, so ist hier das Brahminenthum ganz besonders mächtig. Wie fanatisch

aber ein von Brahminenschaaren umlagerter Radja in Malabar sein könne, habe ich selbst auf das allerhandgreiflichste zu erfahren Gelegenheit gehabt (S. 220).

Sechstens: Auch die Sudra's hat man tiefer in das brahminische Interesse gezogen, dadurch daß keine religiöse Handlung, die ohne Mithülfe von Sudras zu Stande kommt, als gültig angesehen wird; ja selbst die untersten Kasten, die vornehmlich dem Dämonendienst ergeben sind, hat man in nähere Verbindung mit dem Brahminenthum gesetzt. Es giebt nämlich eine niedere Gattung von Brahminen, die sich dem Dienst der ursprünglichen Landesdämonen widmet. Sechs Häuser, — so lautet eine alte Verordnung — sollen für immer mit den guten, und eben so viele mit den bösen Gottheiten verkehren. Der Syncretismus zeigt sich zum Theil selbst in den Opfergaben. Knoblauchsschalen, Nägel, Haare, Insecten, und unter diesen besonders Blutigel und Eidechsen werden nicht bloß den Bhuta's, nicht bloß dem Siva und der Kali, sondern auch dem Vischnu gelegentlich dargebracht.

Siebentens: Obgleich das Brahminenthum in Kerala dem ärgsten Syncretismus huldigt, so ist doch die Kluft der Kastenordnung nirgends größer, als hier. Die atmosphärische Verunreinigung geht bei der verachtetsten aller Klassen, den Najadi's, bis auf 74 Schritte. Man hört deshalb auf einer Reise in Malabar fort und fort den Zuruf auszuweichen Vor hohen Standespersonen geht gewöhnlich ein Diener zu dem Zwecke ausdrücklich vorweg, und die Najadi's, wenn sie sich aus ihrer Wildniß herauswagen und der Landstraße nahen, machen ihre verunreinigende Gegenwart durch eine Art Geheul aus weiter Ferne selber bemerklich. Man muß aber nicht glauben, daß diese Allerärmsten dem Evangelio, das ja hauptsächlich „den Armen gepredigt wird," darum zugänglicher sind.

Neben den einheimischen Brahminen, die mit „Mein Herr!

Unsere Herrlichkeit! Heilig-Erstes" angeredet werden, und auf Parasu Rama's Anordnung die h. Locke vorn tragen, giebt es auch auswärtige Brahminen in Malabar, die Pattar, die sich eben durch die Hinterlocke von den malabarischen Erdengöttern unterscheiden. Sie wohnen Handels halber in Städten oder ziehen als Diener und Köche der Brahminen und Fürsten umher, drängen sich zu Regierungsstellen, oder reisen, das süße Nichtsthun vorziehend, langsam von Tempel zu Tempel, wo sie je drei Tage lang umsonst gefüttert werden. Die meisten derselben sind aus dem Tamul- und Concanlande nach Malabar eingewandert, stehen aber daselbst ihres Wanderlebens wegen in geringem Ansehen. In alten Zeiten brauchte man sie als Depeschenträger und Spione.[78]

Da Kschatrija's und Waissja's[79] nur in geringer Anzahl den Brahmanen in Parasu Rama's heiliges Land gefolgt zu sein scheinen, so folgen hier auf die Brahminen sogleich die Sudras. Sie sind gewissermaßen Stellvertreter der Kschatrija's und heißen deshalb Najer[80] (das ist „Führer" sowohl im Civil-, als im Militärfach).

„Nachdem nämlich die Brahminen zuerst durch Abgeordnete aus den 64 Kolonien, sodann durch 4 repräsentirende Reichsstädte und Tempel, endlich durch Reichsversehper, die alle 3 bis 12 Jahre aus ihrer Mitte gewählt wurden, das Land zu regieren versucht hatten, zerfiel die Brahminen-Republik durch die Habsucht und den Parteigeist der Gewählten, und es kam an den Tag, daß weltliche Herrscher dem Lande besser anstehen, als priesterliche.[81] Die Brahminen gingen daher ins Ausland und holten sich für je 12 Jahre einen Oberherrscher (Perum-al), das heißt zu deutsch: Das Land wurde von den benachbarten Reichen erobert und durch Vicekönige, die alle 12 Jahre wechselten, verwaltet. Die drei benachbarten Tamulreiche Pandi (mit Madura und Tinevelly), Tschola[82] (im Cavery-Delta) und Tschera[83] (wo jetzt Coimbatur) haben eines

ums andere sich bis an die Westküste ausgedehnt, und so mögen sich denn auf verschiedenen Wegen die hohen Familien Kerala's unter dem Namen Najer zusammen gefunden haben. Die größere Anzahl derselben ist sicherlich der Urbevölkerung entnommen; es waren vielleicht Häuptlinge jener Jägerhorden, die sich den Brahminen willig unterordneten. Andre dagegen sind wohl aus dem stammverwandten Nachbarvolke angesiedelte Vasallen (wie die Vellaler) und noch Andere Söhne von Weibern oder Wittwen der Kschatrija's, die in brahminischer Dienstbarkeit aus dem Norden mitgefolgt sind und an dem reichen Landbesitze der Brahminen Theil genommen haben." [84] Es ist aber dafür gesorgt, daß trotz dieser Betheiligung der Najer an dem Landbesitz die Brahminen nicht viel verlieren. Das Familiengut gehört, genau genommen, den Weibern, das ist der Mutter, oder der ältesten Schwester, welche den Haushalt führt. Diese aber sind einem der oben erwähnten Mißbräuche zufolge sammt und sonders der Wollust der ledigen Brahminen zugänglich, und das würdigt sie so wenig herab, daß es vielmehr als eine große Ehre betrachtet wird, indem dadurch die innigste Verbindung und Vermischung der Sudras mit den Erdengöttern hergestellt wird. Das Mädchen bleibt in der Mutter Haus mit ihren Brüdern wohnen; der Onkel aber sieht es für seine Pflicht an, nach einer möglichst hohen Verbindung für sie umzuschauen. Sie erhält nun, wenn alles nach Wunsche geht, von jungen Brahminen oder Najern Besuche. Der eine verpflichtet sich, für ihre Kleidung zu sorgen, der andere verspricht Salböl und Festgeschenke; doch darf die Frau auch Männer höherer Geburt zulassen, und die Verbindung dauert überhaupt nur so lange fort, als es beiden Theilen gefällt. So sehen denn die Kinder den Bruder der Mutter als den Führer ihrer Jugend und endlichen Erblasser an. Der Vater darf denen, die er für seine Kinder hält,

nur bewegliches Eigenthum schenken; alles Ererbte gehört den Kindern der Schwester. Es ist dafür Sorge getragen, daß alle königlichen Prinzen Brahminen zu Vätern haben. Nach dem Tode des Regenten folgt das nächstälteste Glied der Familie, die übrigen Thron-Berechtigten treten der Reihe nach in eine höhere Apanage ein und beziehen den ihrer Stufe entsprechenden Palast. Die übrigen Prinzen aber, d. h. Söhne von Prinzessinnen, wohnen unter der Königin Mutter Aufsicht beisammen. Die Könige und Prinzen vermählen sich stets mit Najerweibern, und ihre eigenen Söhne gehen, dem Schwestersohns-Erbrecht zufolge, etliche Geschenke abgerechnet, im Erbe der Väter leer aus.

„Vom siebenten Jahre an wird der junge Najer in die Ring- und Fechtschule[85] geschickt, um vom Paniker, dem hochverehrten Waffenmeister, mit Oel eingerieben und unter seinen geübten Füßen und Händen an allen Gliedern bearbeitet zu werden. Hat er die 18 Waffenübungen mit Schild und Schwert erlernt, so stellt er sich dem Lehnsherrn vor und bietet ihm ein Geschenk. Der gürtet ihm das Schwert um, umarmt ihn und spricht: „„Schütze Brahminen und Kühe!““ Nun ist er gebunden, dem Aufgebote seines Lehnsherrn Folge zu leisten. Er zieht in den Krieg fast nackt, wirft den Speer vorwärts und rückwärts weithin, schießt Pfeil auf Pfeil mit solcher Sicherheit, daß er wohl mit dem zweiten den Schaft des ersten spaltet, und ficht in der Nähe mit dem zweischneidigen graden Schwert. Seine außerordentliche Gelenkigkeit macht ihn zum furchtbaren Gegner im Wald- und Hecken-Gefecht. Gehört er aber gar zu den Todes-Geweihten, so ficht er wohl gegen Hundert ganz allein, und da der Lehnsherr ihn in seinem beständigen Solde hält, so stirbt er über dem Leichnam seines Versorgers.“

Dafür genießt denn aber auch der Najer das Vorrecht, daß er nie in's Gefängniß gesetzt werden darf. Von Anklagen, die

nicht zu erweisen sind, mag er sich durch Tragen von glühendem Eisen, durch Eintauchen der Hand in siedendes Oel oder durch Schwimmen über einen Alligatoren-Teich unter den Gebeten der Brahminen reinigen. Ist aber die Anklage erwiesen, so dürfen ihn dazu ausgesandte Najer, wo sie ihn finden, erschlagen, nur müssen sie das Palmblatt, darauf des Königs Befehl geschrieben steht, auf den Leichnam legen.

Manches, was hier über die Najer gesagt worden, erinnert, wenn auch nur von fern, an antik-spartanisches und an mittelalterlich-ritterliches Wesen. Die athletischen Gestalten sowohl, als die feinen Manieren derselben stechen allerdings auf den ersten Augenblick deutlich genug hervor. Allein seitdem der Friede den Waffenübungen ein Ende gemacht hat, ist der kriegerische Sinn je länger je mehr gewichen: Das nackte Schwert im Gürtel ist von einem kurzen Messer verdrängt worden, das Einige sogar in einer künstlichen Scheide, zusammen mit dem friedlichen Schreib-Griffel und den zierlichen Zänglein zum Reinigen von Nase und Ohren, zu tragen sich gewöhnt haben. Die feinen Manieren aber gehen in fleischlichem Wohlleben und namentlich im Trunk, dem sie leidenschaftlich ergeben sind, immer mehr unter, und obschon den Meisten die Gelegenheit lesen und schreiben zu lernen geboten ist, so sind doch gelehrte Leute gegenwärtig eine große Seltenheit unter ihnen.

Ihre Beschäftigung anlangend, theilen sich die Najer in Diener der Brahminen und Tempel und in Diener der Könige, für den Krieg und die Verwaltung. In dem letzteren Fache sind sie so tüchtig, daß es fast zu ihrem Monopol geworden ist. Einige sind bis zu Palankinträgern herabgesunken. Trotz aller Entartung aber bilden die Najer immerhin den edelsten, d. i. den fähigsten und charaktervollsten Theil der Bevölkerung Malabars, und es wäre

viel gewonnen, wenn einmal diese bessre Masse von dem Sauerteig des Evangeliums durchsäuert wäre.

Wir steigen nun von den Najern über die geringeren Anhängsel derselben, den gesammten Troß von Wäscher, Barbier, Töpfer, Maurer[86] und Oelpresser[87] hinweg, zu den Kaufleuten herunter, die hier einen um so wichtigern Bestandtheil des Volkslebens bilden, als grade der Handel seit undenklichen Zeiten auf der Malabar-Küste geblühet hat. Dabei ist es immerhin merkwürdig, daß die Kaufleute alle auswärtigen Ursprungs zu sein scheinen. Die Vjapari's aus der nächsten Nähe haben den Küstenhandel in Händen; die dem Tamul-Lande entstammenden Tschetti's betreiben das Geldwechslergeschäft und daneben rühren sich Concani's und Guzerati's. Hieher gehören auch die Juden, die in früherer Zeit den Großhandel von Cranganore an sich brachten, — die Nasarani's (gewöhnlich syrische Christen genannt) die, mit persischen Manichäern und Arabern eingewandert, sich mit diesen um die Wette des westlichen Handels bemächtigten, sowie eben diese arabischen Ansiedler, die sogenannten Jonaka's, die seit dem Auftreten Muhameds für immer oben auf kamen. Die indischen Verzeichnisse nehmen übrigens keinen Anstand, auch die vier „Rundhüte-Klassen" der Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer den Kaufmannskasten beizuordnen. Diese erbauen Festungen an der Küste entlang und betreiben den Seehandel. Von ihrer Art kann natürlich nichts Gutes gesagt werden. Sie sind Söhne der Affen, die dem Rama auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Ceylon beistanden, mit den Wittwen der erschlagenen Unholde in Ceylon erzeugt. Kein Wunder daher, daß ihnen noch immer das Abenteurerwesen und die Eroberungslust anklebt, wie sie denn, obgleich verschiedenen Religionen zugethan, sammt und sonders die halb äffische und halb teuflische Natur ihrer Eltern

nicht verleugnen können. Dabei findet nur der Unterschied statt, daß auf ihrer Stufe in ihrer Weise die Portugiesen mehr den Brahminen, die Franzosen mehr den Kschatrija's, die Engländer den Waissja's und die Holländer den Sudra's zu vergleichen sind.

Hier nun stehen wir auf der Grenzscheide der höhern und mittlern Kasten. Von hier an tritt zu der Verunreinigung durch wirkliche Berührung die Verunreinigung durch die bloße Atmosphäre ein. Natürlich, hätten nicht Juden, Nasarani's und Jonaka's von uralter Zeit in dem Lande gewohnt, und durch kluges Benehmen und ausgezeichnete Betriebsamkeit den Ausländern Einfluß und Achtung zu erwerben gewußt; wäre ferner das Land nicht so sehr auf den Handelsverkehr angewiesen und hätten dabei nicht gerade Fremdländer von jeher eine so bedeutende Rolle gespielt; wären endlich nicht geradezu Europäer die gegenwärtigen Herren des Landes, und machte sich deren Ueberlegenheit fast in allen Stücken nicht so fühlbar geltend, — so dürften wir Europäer, als Kuhfleischesser, auf der Stufenleiter malabarischen Rangs schwerlich an der Grenzscheide der höhern und mittlern Stände Posto fassen, sondern würden wahrscheinlich noch einige Sprossen tiefer abwärts zu stehen kommen. Daß aber die Abendländer durch die Macht geschichtlicher Umstände ihre Stellung in den mittlern Schichten des malabarischen Volkes gefunden haben, ist für die abendländischen Missionen in diesem Lande von nicht unerheblicher Bedeutung. Jedweder, der aus den Kasten, zu denen wir nun kommen werden, Muhamedaner oder Christ wird, sinkt in der bürgerlichen Achtung nicht etwa tiefer hinab, sondern steigt, und somit fällt von dieser Seite her eines der Haupthindernisse hinweg, die sich in andern indischen Gebieten dem Uebertritte zum Christenthume in den Weg stellen. Es bleiben freilich auch so der Steine des Anstoßes noch immer genug.

An der Spitze der niedern Kasten stehen die der Sage nach erst später eingewanderten Tschalier,[88] eine besondere Art von Webern, die sich unter demselben Namen auch auf Ceylon und im Tamulenlande auf der Coromandelküste vorfinden. In Mayaveram z. B., etwa Mitte Weges zwischen Trankebar und Combaconum, stehen die Tschalier unter den sogenannten „Geldleuten" oben an; sie sind eben mehr Fabrikherren. Manche sind, um mich der englischen Ausdrucksweise zu bedienen, 100,000 Rupi's werth; sie bauen sich nette Häuser und stolziren in schönen Kleidern umher. Ja selbst die arische Schnur tragen sie kein Bedenken sich zuzulegen, und obschon die „Zwei-Gebornen" im Herzen darüber grollen, so lassen sie es doch eben aus großem Respect vor dem Gelde der Leute gelten, auch an ihrem Theile die Weisheit ihres großen Dichters Tiruwallawer bewahrheitend: „Die Nichts haben, werden Alle verachten; den Vermögenden werden Alle Auszeichnung erweisen. Geld ist ein Stahl, der des Gegners Uebermuth wegschneidet. Schärferes als diesen Stahl giebt es nicht."

Nicht so wohl wird es den Tschaliern im Malabarenlande. Sie bringen es dort trotz aller ihrer Thätigkeit zu nichts, obschon sie Jahr ein Jahr aus an dem straßenlangen Webstuhl arbeiten und während der Regenzeit fleißig spinnen. Sie verfertigen die feinen weißen oder etwas in's Bläuliche fallenden Munda's oder Pudawa's, die erstern für das männliche, und die letztern für das weibliche Geschlecht. Diese werden dann je nach der Kaste mit einfachen rothen Streifen, oder mit Gold- und Silberborten verziert. So arbeiten sie eigentlich in gewissem Sinne für den Luxus bei sehr ärmlichem Verdienst und „ihre Stunde wird geschlagen haben, sobald ein englischer Manufacturist auf den Einfall geräth, auch diese Arbeit vollends nachzumachen."

Wir steigen nun noch eine Stufe tiefer zu den Tier's[89] oder

Palmbauern hinab, die sich über die ganze Küste hin ausbreiten. Ihr tägliches Geschäft besteht darin, daß sie die Palmen besteigen, beschneiden, den Saft abnehmen und Zucker und Arrack daraus bereiten. Je weiter nach Süden, desto weniger befähigt erscheinen sie. Dort sieht man sie meist mit der lederartigen Palmenblüthenscheide elendiglich bekleidet umhergehen. An einigen Orten jedoch haben sie eine Art Wohlstand erlangt, und namentlich im Norden sehen sie schon zu den Najern hinauf, denen sie an Gewandtheit kaum nachstehen. Die Engländer hoben sie zuerst auf der bürgerlichen Stufenleiter: denn die nahmen aus ihnen ihre Diener, ihre Unterbeamten — und ihre Kebsweiber.

Eine Abtheilung der Tier's bilden die Ilaver's, mehr im Süden. Diese sowohl als jene sind aller Wahrscheinlichkeit zufolge von Ceylon her eingewandert. Der erstere Name bedeutet „Inselbewohner" und der letztere geradezu „Ceylonleute". Die Ilaver's sollen, einer Ueberlieferung zu Folge, von den syrischen Christen aus Ceylon nach Malabar hereingebracht worden sein. Die Tier's, so heißt es, kamen zur See nach Travancore und da sie dort nur wenig Land eigenthümlich zu erwerben vermochten, so zogen sie sich über das Cap Comorin bis nach Tinevelly hinein, wo sie die Knechte und Handlanger der ebenfalls von der Nordküste Ceylons eingewanderten Schanar's wurden, denen die alten Pandja-Könige von Madura den wüsten Sandstrich an der Küste von Manad zum Palmenbau angewiesen hatten.

Auch die beiden nun folgenden Kasten, die Mugajer und Muccuwer, sollen aus Ceylon gekommen sein. Die ersteren sind Flußfischer und sprechen nach den Tier's den ersten Rang an. Sie haben, wie diese, strebsame, ja gelehrte Leute in ihrer Mitte. Wie aber die Töchter der Tier's von wüsten Europäern, so werden die Töchter der Mugajer's von den noch wüstern muhamedanischen

Mapilla's gemißbraucht. Die Muccuwer beschäftigen sich mit dem minder ehrenvollen Fischfang zur See. Brauner als irgend eine der vorher erwähnten Kasten, lassen sie sichs von frühster Jugend an sauer werden; während der Mann mit Verwandten und Söhnen auf das Meer geht, holt das Weib während der Ebbe den salzhaltigen Sand aus den Buchten und Flußwindungen, womit die ganze Küste wie durchfurcht ist; die Knaben und Mädchen aber helfen Netze machen und die Fische auslesen und einsalzen. Ihre Wohnungen, meist nur aus Palmzweigen geflochtene Hütten, stehen in größerer oder geringerer Entfernung vom Meere, dicht bei einander, ohne es doch zu ordentlichen Gassen zu bringen.

Die Mugajer sind leicht zugänglich, gutmüthig und geschwätzig; aber da sie heute hier und morgen dort sind, so kennen sie leider die Trinkgelegenheiten an der ganzen Küste nur zu wohl, und das um so mehr, da sie auch als Palankinträger, namentlich in der Regenzeit, zu dienen pflegen. Viele derselben haben das Topi (die Mütze) aufgesetzt, d. h. sind Jünger des Propheten geworden. Dadurch haben sie zwar in den Augen der Hindu's ihre atmosphärische Unreinigkeit verloren, aber leider nur an Unverschämtheit gewonnen. Ein schreiiges, zudringliches Geschlecht, das uns als Mandjilträger auf der Reise von Mangalore nach Calicut manchen Verdruß bereitet hat. Die Mugajers zwischen Calicut und Ponani sind mit der Zeit fast alle muhamedanisch geworden, während die um Quilon seit Xaver's Zeit zum Katholicismus übergetreten sind. Man nennt die letzteren von ihrem Wohnort Kollam d. i. Quilon „Kollakar".

Wir gelangen nun zu den „fünf Häusern" der Werkleute oder Kammaler, die eine ganz eigenthümliche Stellung einnehmen. Der Atschari, das ist der Zimmermann und Schreiner, wird dem Brahminen verglichen, obgleich er in Malabar die heilige Schnur

nicht tragen darf, wie das im Tamulenlande und anderswo Sitte ist. Der Tattan, d. i. der Gold= und Silberarbeiter, soll ein Waissja und der Kollen oder Schmidt ein Sudra sein. An sie schließen sich die Tschembu=Kotti's oder Kupferschmiede als das fünfte Haus. Darauf folgen als Anhängsel der Fünf=Gewerke die Grobschmiede, die Bogen= und Pfeilverfertiger, die Schwertfeger und zuletzt die Schild= und Lederarbeiter.[90] Der Glaube, daß über ihnen fast zauberartige Kräfte walten, hat ihnen trotz ihrer Niedrigkeit eine gewisse Stellung in der indischen Staatsverfassung gesichert. Kein Haus kann ja ohne die Einsegnung des Zimmermanns, der geradezu Priester (Atschari) heißt, vollendet werden; dazu muß das ganze Haus und der ganze Hausrath der Brahminen und Edeln im Sinne der alten Schastra's gefertigt werden. Beim Guß der Götzenbilder kommt gar viel auf richtige Mischung der vier Metalle, sowie auf Wahl des glücklichsten Momentes an; selbst der Ohrenschmuck des weiblichen Geschlechts ist bedeutungsvoll, und die Waffen werden, je nach der Einwirkung böser oder guter Mächte, sehr verschieden ausfallen. Sie müssen überdieß mit einem Spruche geweiht werden. Leider herrscht bei den Kammalern Vielmännerei am häufigsten. Fünf bis sechs Brüder haben nur Eine Gattin; diese führt ihr gemeinsames Hauswesen. Uebrigens genießen sie, wie die Wäscher und Barbiere, das sogenannte „kleine Erbrecht", d. h. jedes Haus erbt und vererbt die Kunden seines Sprengels. Als etwa 200 Jahre nach Christo einer der jüdischen Großhändler, Joseph Rabban,[91] von dem damaligen Perumal als Reichsvasall und Repräsentant seines Volkes naturalisirt wurde, wurden ihm selbst, seiner männlichen und weiblichen Nachkommenschaft, ferner seinen Neffen und den Neffen seiner Töchter unter andern auch die sämmtlichen Steuern dieser fünf Handwerker=Klassen zugesprochen. Nach einem spätern

Document in Kupfer jedoch wurden die Lehnsrechte über die Kammaler dem Großhändler Ravi Cortan,[92] einem Nasarani, erblich übertragen.

Wir halten uns nicht auf bei den weiteren Anhängseln der Kammaler, den vier Kuruppu's[93] oder Ehren-Männern, davon einige Schaftmacher, andere eine Art Fechtmeister sind, noch andere Muscheln zu Kalk brennen, oder den Arzt und Chirurgen machen. Die Kuruppu's beschließen die Reihe der noch einigermaßen achtbaren Kasten. Daher vielleicht auch ihr Name „Ehren-Männer."

Es folgen nun die eigentlich niedern Kasten, aus denen wir nur einige hervorzuheben gedenken, als die Paner,[94] die sich in Dämonen verkleiden, Geister austreiben und überhaupt für Tausend-Künstler gelten; ferner die Wannar's, niedrige Wascherleute, die aller ceremoniellen Befleckung ein Ende machen und durch feierlichen Umzug schädliche Insecten und Mißwachs von den Feldern abzuhalten vorgeben; weiter die geschwätzigen Kanijer, die sich nie ohne den Sack mit Kawidi-Muscheln, die als Rechenpfennige dienen, öffentlich sehen lassen, die Nativitäten berechnen, gute und böse Stunden bestimmen, die Jugend unterrichten und für jede Noth Rath wissen; endlich die Pulluwa's und Valluva's, die im Walde Arzneikräuter suchen und selbst Arzneien daraus bereiten, im Nothfall auch sich als Tagelöhner mit Graben und dergleichen kümmerlich durchbringen. Zu dem Letztern müssen sich nun auch die Vettuver's verstehen. Sie waren ursprünglich Jäger und kamen als solche wohl gleich hinter den Tier's; später betrieben sie die Salzbereitung, bis das englische Salzmonopol ihnen auch diesen Gewerbszweig entriß.

Hier ist nun der Uebergang zu den allerunterſten Kasten[95] — den freien Gebirgs- und Waldbewohnern, die Berg, Schlucht und Walddickicht vor aller Berührung mit dem Brahmanenthum be-

wahrt hat, und die daher auch noch nach ihrer alten Stammverfassung leben. Da sie zum Theil an Orten wohnen, die jedem Andern durch ihre Miasmen den Tod bringen würden und überdieß nicht bloß mit der Ungunst der Elemente, sondern auch mit wilden Thieren zu kämpfen haben; da ferner die von dämonischer Furcht befruchtete Phantasie der Hindu's alle wüsten Berg- und Waldgegenden mit einem Heer von Teufeln und Unholden aller Art bevölkert, so ist es wohl kein Wunder, wenn diese wilden Söhne des Berges und des Waldes von den Bewohnern der Ebene als Zauberer betrachtet, verachtet — und gefürchtet werden. Diese ihre Unehre ist zugleich ihre Stärke und ihr Stolz. Den höchsten Najern stellen sich gleich die kühnen Pulijer, die Jäger der Kurumbu-Gebirge, und nur wenn sie in die Ebene herabsteigen, wird ihr Stolz gedemüthigt. Die Curumber sammeln Cardamomen, Honig und andre Walderzeugnisse für den Verkauf; die Malajer und Calladi's sind Tänzer und Musiker und steigen gelegentlich auch in die Ebene herab, wo sie durch ihre Gewalt über Teufel und Geister offenen Zutritt finden. Auch die Kuraver, die selbst im Tamulenlande zigeunermäßig umherstreifen, gehören zu diesen Tausend-Künstlern. Sie spielen mit Schlangen und Affen, treiben Gift ab, wahrsagen aus der Hand, prügeln den einsam durch die Wälder ziehenden Brahminen aus lauter Uebermuth, und essen, — dem Hindu, der in den Raben seine Voreltern sieht, ein wahrer Gräuel! — Rabenfleisch. Dazu kommen dann außer vielen andern Stämmen, die fast nur dem Namen nach bekannt sind, die Parajer (Pariah's), die sich aber nicht, wie im Tamulenlande, in Dörfern niedergelassen haben, Hindu's und Europäern ihre Dienste anbietend, und die daher auch bürgerlich unendlich tiefer stehen. Sie verfertigen Matten, Schirme, Wannen und Körbe und essen jedes Fleisch, — auch das der „heiligen" Kuh.

Alle diese Gebirgsstämme stehen mit den muhamedanischen Mapilla's in enger Verbindung durch Tauschhandel; diese thun aber mit Allem, was sich auf ihre Gebirgsreisen bezieht, aus kaufmännischen Rücksichten sehr geheim.

Wir gehen nun letzlich zu den Kasten der Leibeigenen über, Tscherumer, d. i. „Kleine", genannt, und verweilen bei ihnen etwas länger, da ein Theil der Basler Missions-Arbeit diesen armen Leuten gewidmet ist. Man weiß von 10 Häusern und 18 Zweigen der Pulajer, die den Hauptstock der leibeignen Bevölkerung bilden. Es gab früher auch freie Pulajer. Das waren gewöhnlich selbsterwählte Priester an Waldtempeln aus Zweigen und mit einem Stein oder Block in der Mitte, dem die zuströmenden Sklaven Geschenke brachten. Oder es waren Leute, die beim Graben in jetzt verlassenen Wohnstätten mitten im Urwald Schätze gefunden, sich und ihre Verwandten damit losgekauft und sich dann in den Wäldern angesiedelt hatten. Jetzt aber leben fast sämmtliche Pulajer in Hörigkeit der Brahminen, Najer's oder Mapilla's, sind jedoch in den letzten Jahren durch die menschenfreundlichen Sympathien Englands mit Rechten der Freien und mit Schulen bedacht worden.

Die Pulajer wohnen meistentheils in den sumpfigen Reisfeldern ihrer Herren. Ihre Hütten sind für die Regenzeit nur durch kleine Erhöhungen gegen die allgemeine Ueberschwemmung schlecht gesichert, und bedenkt man nun, daß sie von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends mit etwa einer Stunde Ruhe am heißesten Mittag meist bis über die Knie im Schlamm auf den umliegenden Feldern arbeiten müssen, so wundert man sich, wie sie dabei leiblich ausdauern können, zumal bei ihrer geringen Kost, kann sich aber kaum wundern, wenn sie dabei geistig so ganz verdumpfen. Besonders sauer ist ihre Arbeit im Süden, wo sie wegen des gar

zu niedrigen Bodens durch Treten eines Schöpfrades die Felder zur Saat entwässern müssen. Sie haben jedoch auch ihre freien Zeiten, wo sie sich durch Flechten von Matten eine Kleinigkeit verdienen. Von ihren Herren, in denen sie ihre gottgesetzten Eigenthümer und Versorger sehen, werden sie meist hart gehalten. Der Mann erhält täglich nicht mehr als drei Bambusröhren voll Nellu (d. i. unausgehülster Reis), etwa 2 Pfund, das Weib die Hälfte, und Beide ein Kleid, im Werth von 12 Kreuzern, an den zwei großen jährlichen Festen zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche und gegen den Schluß der Regenzeit, Ende August. Außerordentlicher Weise läßt ihnen der Herr auch wohl des Morgens die Ueberbleibsel vom gestrigen Abend reichen, statt sie den hochverehrten Krähen hinzuwerfen, denn in Malabar darf gestern gekochter Reis nicht zum Frühstück genossen werden, wie im Tamulenlande und sonst wo. Zuweilen werden sie gar mit Palmenwein tractirt, und dann hat ihre irdische Glückseligkeit den Gipfel erreicht. Des Nachts machen sie nicht selten Jagd auf die Kokosnüsse, die zu den fünf Amrita = oder Ambrosiagenüssen gerechnet werden. Nicht alle nämlich fürchten sich vor den amulettartigen Blättern, womit die Palmbauer ihre Bäume umwinden, und vor Haussuchung schützt sie ihr bloßer Name „Pulajer“; dazu gelten sie auch selber für tüchtige Zauberer.

Von Rechtsuchen bei den Gerichten war bis in die neueste Zeit keine Rede; sie ließen sich zur Strafe geduldig Nase und Ohren verstümmeln und dachten auch nicht einmal an Selbstrache. Wurden sie aber als Zeugen in Criminalfällen verhört, so galt ihre Aussage unbesehens; „die sind zu dumm, die wissen nicht zu lügen“, das war der zweideutige Ruhm, den sie noch stets mit andern Gebirgsstämmen theilen. Ehebruch soll früher sehr selten gewesen sein; allein die reißende Zunahme der muhamedanischen Bevölkerung,

die durch keine Kastenvorurtheile an der Ausübung ihrer Lüste auch an Sclavenweibern gehindert ist, hat vielen Familien geraubt, was sie bis dahin, ohne es sehr zu schätzen, besaßen. Doch sind bisher nur Wenige von ihnen Anhänger des Propheten geworden, was seinen Grund darin hat, daß ihre Herren sie in diesem Falle freigeben müßten, und die reichen Muhamedaner, die es sich sonst wohl ein Stück Geld kosten lassen, um die Schaaren der „wahren Gläubigen" zu vermehren, an Proselyten aus so gemeinen Kasten keine besondere Freude haben. Wo jedoch der Herr es befiehlt, da wechselt der Pulajer seine Religion eben so leicht, wie sein Kleid, behält sich aber stillschweigend vor, in besondern Nöthen seine Hülfe auch künftig da zu suchen, wo er sie sonst zu finden meinte. Er murmelt nämlich jeden Morgen der aufgehenden Sonne seine Andacht zu und opfert der furchtbaren Göttin Kali, die seinen Herrn an Härte weit übertrifft, alles was er sich ersparen kann. Eine Pulajerfamilie wird übrigens um 50 bis 100 Rupi's verkauft und für 40 bis 50 Rupi's in ewige Pacht gegeben. Doch werden dabei Mann und Frau nie getrennt, eben so wenig die Kinder von den Eltern vor dem 16. Jahre.

Und dennoch sind die Pulajer noch immer nicht die Geringsten. Die letzte der 72 Kasten, in die der berühmte Ketzer-Bekehrer Sankara Atcharja das malabarische Volk der Ueberlieferung zufolge getheilt hat, bilden die von der Basler Mission gleichfalls besonders bedachten Najadi's. Das sind denn die Letzten der Letzten. Die Pulajer verunreinigen nur auf 64, die Najadi's dagegen auf 72 Schuh Entfernung. Sie stammen der Sage nach von verstoßenen Brahminen, die sich in das wüste Walddickicht geflüchtet. Dort leben sie denn allerdings. Und wie? Ohne allen andern Schirm, und ohne alle andre Hülle, als die Blätter und Zweige gewähren, — so ziemlich wie das Vieh. Ich sah in Calicut zwei

kleine, ziemlich unförmig aus Holz geschnitzte Bilder, die sie verehren. Sie sagen, das seien ihre Vorfahren.

Das Umherstreifen in dem Dickicht des Urwaldes ist so recht ihre Freude, und ihre ganze Thätigkeit besteht darin, daß sie dann und wann auf einen Alligator Jagd machen oder sich der Landstraße in so weit nähern, um den Vorüberziehenden ein Almosen abzunöthigen, das auf die Straße hingeworfen wird. Sucht man sich ihnen zu nähern, so entfliehen sie, keines Zurufes achtend, in das Dickicht. Sie können essen und fasten wie nicht leicht ein anderer Mensch. Eine Kugel gekochten Reises macht sie stundenweit laufen. Sie wissen ihn nämlich gar nicht einmal zu kochen. Und wie sie von der Kochkunst keine Idee haben, eben so wenig von der Arzneikunst. Sie legen sich, wenn sie Fieber haben, in die heißeste Sonne. Dasselbe thun sie mit den neugebornen Kindern. Obgleich sie in dieser Weise von Jugend auf durch Abhärtung eine gewisse Zähigkeit erlangen, so zeigt doch ihr jämmerlicher Körper, daß sie ihr Alter nicht hoch bringen. Der ganze Stamm geht einem gewissen Untergange entgegen, natürlicher Berechnung nach. So elend sie aber auch sind, so macht sich doch auch bei ihnen der Kastenstolz geltend. Sie betrachten ihre Pflicht als ihr Recht, ihr Elend als ihr Glück, ihre Schwäche als ihre Stärke. Ist doch jeder von ihnen ein souveräner Fürst, — frei wie der Vogel, der auf dem Strauche nistet, unter dessen Schatten der Najadi der Ruhe pflegt. Daß ihm selbst sein elender Zustand genügt, darüber wird sich Niemand, der die menschliche Natur kennt, so sehr wundern. Das aber könnte einen schier Wunder nehmen, daß selbst der hülflose Najadi ein Gegenstand der Furcht für den bürgerlich gesitteten Theil der malabarischen Bevölkerung ist, wenn man nicht eben wüßte, was für abergläubische Vorstellungen der Hindu mit allem, was wüste ist und was in der Wüste

wohnt, verbindet. Man hält eben auch die Najadi's für mächtige Zauberer, deren Gunst zu erwerben in gewissen Fällen wohl der Mühe werth sei. Wird nämlich ein Eingeborner krank, so geschieht es gar häufig, daß er einen Najadi zum Essen ladet, — und zwar drei Mal nach einander. Läßt sich der Najadi die Einladung alle drei Mal gefallen, so gilt das als ein Zeichen von der besten Vorbedeutung. Da indeß den Najadi's sehr viel daran liegt, ihr Ansehn als Zauberer aufrecht zu erhalten, indem dieses Ansehen ihre einzige Macht der civilisirten Welt gegenüber ist, so werden sie zuweilen doch Herren ihres nicht geringen Appetites und murmeln, oft schon nach Beendigung der ersten Mahlzeit, die für den abergläubischen Kranken unheilsvollen Worte zum Abschied hin: „Ihr braucht mir keinen Reis wieder zu kochen."

Von Tschirakal nach Taleitscheri.

Das war eine angenehme Reise von Tschirakal nach Taleitscheri („Hauptort") denn sie dauerte nur einen Nachmittag (26. März) — und wir reisten so zu sagen mit der Missionspost. Herr Gundert nämlich ließ uns bis Cananore fahren; dort fanden wir den Ochsenwagen des Herrn Hebich, und auf der Hälfte des Weges von da bis Taleitscheri das ähnliche Fuhrwerk des Herrn Irion, Basler Missionars an dem letzgenannten Orte.

Unser Weg führte uns mitten durch Cananore: zu beiden Seiten meist indo-europäische Häuser! Draußen wurde er je länger je romantischer: immer Hügel und Meer und Kokoshaine! So dicht

hatte sich hie und da die Pfefferrebe um die Kokos geschlungen, daß ganze Strecken das Ansehn von Laubholzwaldung gewannen. Bei dem köstlichsten Mondenschein setzten wir in einer Fähre über den Strom, der mit dem Andjarkandi-Fluß auf der südlichen Seite die Insel Dharmapatnam bildet. Auch dieses Eiland hat in der ersten portugiesischen Geschichte eine Rolle gespielt.

Der König der Malediven hatte die Portugiesen eingeladen, und diese, — die, von dem Nachfolger Emanuels zur Ausbreitung der Religion gemahnt, nichts als die Ausgrabung der Gebeine des Apostels Thomas und die dafür angestellten Dankfest-Umzüge berichteten, — benutzten auch diese Gelegenheit im Sinne ihres Königs so wenig, daß sie vielmehr sich und ihre Religion durch ein wahrhaft tyrannisches Betragen gründlichst verhaßt machten. Da schlichen sich die Muhamedaner herzu und erschlugen sie über Nacht. Als nun Gama im Jahre 1524 auf kurze Zeit nach Ostindien kam, so lieferte zwar der Colatiri das Haupt der muhamedanischen Seeräuber an ihn aus; allein die zahlreiche Familie desselben entfloh nach Dharmapatnam und machte diese Flußinsel zu einem Seeräuberreste.

Das ganze Eiland ist Ein großer Kokoswald. Vor den Hütten der Eingebornen brannten die Feuer so lustig und der Mond schien so friedlich zwischen den hohen Palmen hindurch! Nachdem wir die Brücke des Andjarkandi-Flusses passirt hatten, brachte uns eine weitere Fahrt von zehn Minuten zu dem Hügel hinan, auf welchem das Missionshaus von Taleitscheri erbaut ist. Die Herren Irion und Müller kamen uns so entgegen, daß wir uns auf der Stelle heim fühlten.

Dieser Hügel hat für die Basler Mission in Malajalam zum Theil eine ähnliche Bedeutung, wie Balmatta für die in Tulu. Ich fand auch dort eine Druckanstalt, der eine Buchbinderei zur Seite ging. Die Presse, bei welcher damals fünf Leute beschäf-

tigt waren, lieferte hauptsächlich zwei periodische Blätter: das eine „Reichs-Neuigkeiten" mehr für Christen, das andere „Aufgang aus dem Westen" mehr für Heiden. Das letztere nahm seinen Stoff aus den Hauptgebieten europäischer Wissenschaft.

Wir bestiegen am folgenden Abend einen Hügel, der, dem Missionshause gegenüber gelegen, für den kurzen Gang mit einer schönen Aussicht mehr als lohnte. Nichts als Thal und Höhe, Wald und Reisfeld, und dazwischen schlängelnde Flüsse. Gegen Westen schimmerte das Meer bis Cananore hin und von Osten dämmerten die Ghats aus den Wolken herüber. Der Vanasuren („Waldteufel"), die höchste Spitze derselben in dieser Gegend, war kaum erkennbar. Bei ganz klarem Wetter freilich sieht man bis in die Schlucht der Ghats hinein.

Grade zu unsern Füßen lag ein heidnischer Tempel, und davor stand ein prachtvoller Banianenbaum, — das größte Exemplar, das ich bisher gesehen. Den Umkreis seiner Aeste umwandelnd, zählte ich an 150 gutgemeßne Schritte.

Man trug eben Licht in den Tempel und der Priester, der das heilige Reis kochen sollte, kam vom Flusse herauf, wo er zuvor pflichtmäßig gebadet hatte. Er eilte sichtlich, um nicht von den „barbarischen Franken" verunreinigt, und so zur Wiederholung des Bades genöthigt zu werden.

Wir besuchten natürlich auch Taleitscheri selbst — neben Anjengo die erste Stadt, die den Engländern auf dieser Küste zufiel. Es liegt unweit des Missionshauses am Meere.

Ein muhamedanischer Priester schritt stolz an uns vorüber, und auf dem Bazare saß ein reicher arabischer Kaufmann, dessen schönen echt arabischen Bart die entzückten Mapilla's nachzuahmen sich gefielen. Vergebens! Ihre Naturalisation in Indien war schon zu weit vorgeschritten.

Die Mapilla's nämlich rühmen sich zwar der unmittelbaren Herkunft aus Arabien und sehen mit einer gewissen Verachtung auf die sogenannten „Moguls," die, auf den nordwestlichen Landwegen nach Indien gekommen, bei dem jährlichen Hauptfeste selbst Bilder zu brauchen sich nicht scheuen (so wenigstens in Calicut); auch besuchen fremde muslimische Kaufleute unbedenklich die Moscheeen der hiesigen Mapilla's, deren Kinder das Malabarische mit arabischen Lettern schreiben; — dennoch sind sie keineswegs von reinem arabischen Blut, denn sie haben sich je und je aus den untersten Schichten der Eingeborenen rekrutirt, und noch immer nimmt hier ein armer Hindu das muhamedanische Käpsel und dort ein armes Hinduweib die „muhamedanische Jacke." Daher denn auch ihr unbesieglicher Hang zur Unreinlichkeit, die bekanntlich unter den niedern Hindus sehr groß ist, und das darauf bezügliche Sprichwort: „Ein Mapilla geht zur Thür hinaus und speiet von dort in's Haus hinein." Daher auch ihr gemeiner Charakter — bei gründlicher Unwissenheit und vollendetem Fanatismus. Sie sind die eigentlichen Juden der Küste und tragen das Haupt gar hoch, — je südlicher desto höher, bis nach Ponani hinab, ihrem Hauptorte mit der Hauptmoschee. Dort erreicht ihr Stolz seinen eigentlichen Gipfel.

Die Mapilla's zu Taleitscheri hatten einen neuen Mollah bekommen. Dieser warnte in seinen Predigten sehr nachdrücklich, man möchte doch ja von Isa, dem Sohn der Maria, nicht übel reden, denn dieser werde dereinst zum Gerichte kommen. Die „Padri's" freilich erzählten von ihm Vieles, was durchaus nicht wahr sei.

Die Römer haben in Taleitscheri einen schwarzen Priester aus Goa, der beiläufig Französisch liest. Auch er schimpfte gewaltig auf die protestantischen Missionare, denn sämmtliche katholische Priester aus den Eingebornen lernen außer einem wenig Latein tüchtig schmähen.

Auch der Bazar in Taleitscheri ist ziemlich bunt. Kaufleute aus Guzerat fehlen natürlich nicht, — eben so wenig Handel-treibende Concani's, die sich Brahminen nennen, aber nicht dafür geachtet werden. Die Brahminen in Malabar nämlich halten jedes kaufmännische Geschäft unter ihrer Würde.

Sonst durfte sich kein Pulajen*) in der Stadt selber blicken lassen. Jetzt nachdem die englische Regierung sich ihrer angenommen, schreiten sie ohne Scheu selbst über den Bazar. Wir sahen zwei derselben, fast ganz nackt, tiefschwarz mit widerlich gefilztem Haar. Nicht weit von der Wohnung des englischen Subcollektors und dem öffentlichen Rasthause steht eine ärmliche Hütte. Das ist die Regierungsschule für diese Armen. Jeder Pulajen, der seine Kinder dahin schickt, bekommt Geld obenein.

Wir begegneten auch dem Stiefbruder eines Mapilla-Millionärs zu Pferde. Daß seine Mutter eine Sklavin war, hätte man fast von seinem brutalen Gesichte herunterlesen können.

Als wir das Armenhaus besuchten, sahen wir den Sohn des Millionärs, der einen bessern Eindruck machte, bei der Reisvertheilung beschäftigt. Die Familie hat ein Magazin am Strande; dort stehen auch die Truhen mit den Schätzen eingegraben. Einer vom Hause schläft, ißt und trinkt über denselben.

Die Fonds des Armenhauses beliefen sich damals auf 3000 Rupi's, und dazu kamen noch laufende Beiträge. Ein früher dazu gehöriges Vermächtniß von 30,000 Rupi's wird jetzt von dem englischen Kaplan in Cananore verwaltet.

Wir fanden in dem Armenhause zwölf Kranke und einen eingebornen Arzt, der lange unter einem Engländer prakticirt hatte und in den Birmahkriegen mitgewesen war. Ein Katechet las erst einen

---

*) Pulajen Einheit, Pulajer Mehrheit; ebenso bei andern ähnlichen Namen.

Abschnitt aus der Bibel, dann folgte die Reisvertheilung. Zunächst bekamen etwa 12 römische Katholiken, drauf 40 Najer und Tier, endlich 12 Mapilla's. Die Namen der Najer waren meist sehr eigenthümlich, als: Hügelbewohner, Sandbewohner, Kaufladenbewohner u. s. w. Unter den Frauennamen der Mapilla's prunkte die „Pattumah" (Fatimeh) und unter den Männernamen der Katholiken der portugiesische „Lopez".

Vom Armenhause wandten wir uns zur Schule. Schulehalten ist auch in Malajalam an keine Kaste gebunden, doch kommen die meisten Schullehrer aus der Wäscher-Kaste, aus den Tiers, Najers, Astrologen und Muccuwa's, und in Calicut giebt es eine besondere Lehrerkaste: die Erudatschen[96] (d. i. Schreibherren.) Die Mission selbst zu Taleitscheri und Umgegend hatte zur Zeit sieben heidnische Lehrer aus den Tiers in Sold genommen. Die Lehrer geben gewöhnlich das Haus und die Missionare den Gehalt.

Die Schule, die wir besuchten, zählte an sechzig Schüler, meist aus den Tiers. Der Lehrer selbst, eine fast athletische Figur, gehörte zur Wäscherkaste. Die jüngern Kinder lernten Stücke aus einem gereimten „Pilgrims Progress," die älteren Abschnitte aus Barths biblischer Geschichte. Jeden Donnerstag kamen die Lehrer sämmtlicher Schulen, acht an Zahl, mit je etwa sechs Schülern nach dem Missionshause, um dort von den Missionaren selbst in der Geschichte des A. u. N. Testaments unterrichtet zu werden.

Während wir in der Schule waren, kam ein Astrolog, der einen Theil des Mahabharata in der malabarischen Sprache, auf Palmblättern geschrieben, vorzeigte. Diese Leute berechnen die Finsternisse ganz genau und mit großer Leichtigkeit. Sie bedienen sich dazu einer Formel, die sie selber nicht verstehen. Nun das ist eben der Gipfel ihrer Wissenschaft, die auf diese Weise in den Schleier übernatürlichen Geheimnisses gehüllt erscheint.

Dicht am Meere wurde mir das Haus der Herren von Andjarkandi gezeigt. Der alte Brown, der die dortige Musterpflanzung anlegte, war ein Freund und Bewunderer von Payne, der sich über Gibbon ärgerte, daß er das Christenthum zu loben gewagt hatte. Sein Nachkomme jedoch gönnte wenigstens seinen Sklaven das Christenthum und ließ es sich für diesen Zweck monatlich zehn Rupi's kosten. Dessen zwei Brüder, der eine von einer Tiers-Frau, der andere von einer Sklavin, lebten selbst wie ächte Heiden und suchten auch sonst die Zwecke der Mission zu Andjarkandi eher zu hindern, als zu fördern. Doch hielt es der Sohn — wenn ich nicht irre, — wieder mit den Missionaren. Ich wäre gern nach Andjarkandi hinaufgereist, aber die Umstände wollten sich nicht fügen.

Noch ist der offenbare Widerwille englischer Privatleute sowohl als Beamten in Ostindien wider ihre eigne Religion leider nicht ganz verschwunden. Einer der Missionare begab sich am stillen Freitag zur Abhaltung eines englischen Gottesdienstes in die Kadtscheri, und wir begleiteten ihn mit freudiger Seele, daß uns dort in „der Wüste ein Tisch gedeckt werden sollte" an einem Tage, wo das Herz sich mehr als sonst nach kirchlicher Gemeinschaft sehnt. Allein der englische Subcollector wollte die Kadtscheri an einem Wochentage (!) zum Gottesdienste nicht hergeben; man hatte ja so viel für die Regierung zu rechnen, die in Malajalam fast die Hälfte des Ertrags in ihre Kasse fließen läßt.[97] Unter dem Hohngelächter der Heiden und Muhamedaner mußten wir zu unserm einsamen Hügel wieder hinaufwandern.

Von Taleitscheri nach Calicut und Aufenthalt daselbst.

Schon am ersten April legten wir uns wieder in unsre Reiseschaukel. Unsere Träger jagten mit uns den Hügel hinab, wo wir in so liebem traulichen Kreise die heilige Woche verbracht hatten; unsre Blicke aber konnten sich sobald nicht trennen.

Die erste halbe Stunde brachte uns bis zum öffentlichen Rasthause in Taleitscheri, die zweite an's Ende der Stadt. Von da ging es noch anderthalb Stunde durch schöne Kokoswälder mit vereinzelten Gehöften, ehe wir an den Fluß kamen, der die kleine französische Besitzung Mahe (eig. Majjali) im Norden von dem englischen Gebiete scheidet.

Die Mapilla's haben am Ufer des Flusses entlang niedliche Häuser für europäische Patienten eingerichtet. Diese nehmen sich in der That reizend aus, und hätte damals ein Arzt in Mahe gewohnt, so wäre sicherlich eine viel geringere Zahl derselben leer gewesen. Dicht neben dem jenseitigen Ufer steht die immerhin bescheidne Amtswohnung des französischen Statthalters auf einem zierlichen Hügel. Der Ort Mahe selbst macht mit seinen zum Theil sehr niedlichen Häuschen unter dem dunkelsten Grün, so wie mit seiner durchgängigen Reinlichkeit einen wunderlieblichen Eindruck.

Wir brauchten etwa eine halbe Stunde, ehe wir, bergab über den Bazar, den Sandgrund erreichten, der im Süden Mahe's die Grenze bezeichnet. Ein farbiger Franzose, dessen allerliebstes Häuschen im Schatten der Kokospalmen die Blicke Aller, die durch Mahe kommen, sicherlich anzieht, hat sich jenen Boden von der

englischen Regierung schenken lassen und nun mit Kokos zu bepflanzen angefangen. Von einem hohen Hügel bei Tschombala her lachte uns das weiße Basler Missionhaus schon von ferne an, und bald begrüßte uns Herr Müller, den wir bereits in Cananore gesehen hatten, als alte Freunde.

Der Hügel, der die Missionsgebäude auf mehreren Stufen trägt, war damals noch wenig bepflanzt, bot aber eine angenehme Aussicht auf üppige Kokoswälder, auf das blaue Meer und auf die alpenähnlichen Ghats. Die kegelförmigen Berge des waldreichen Weinadu zeigten sich hier sehr deutlich. Das Beste, was der Hügel hatte, war die kühle Seeluft, die wir in langen Zügen genossen. In der Nacht aber kam der erste Vorbote des nahenden Monsums: ein furchtbares Gewitter. Da ließ es sich trotz der nahen See vor Schwüle nicht schlafen.

Am andern Morgen besuchte mich der Katechet der Mission, früher Arzt und Zaubrer, von Ansehen fast wie ein Tier. Er versteht etwas Sanscrit und galt früher weit und breit für einen großen Philosophen. Auch der französische Gouverneur, der damals über indischen Ackerbau schrieb, während ein Eingeborner die Zeichnungen dazu machte, hatte seinen Besuch zugesagt. Er ließ aber vergebens auf sich warten.

Nachmittags um vier Uhr schon mußten wir unsern lieben Gastfreunden ein wehmüthiges Lebewohl sagen. Herr Müller aber begleitete uns noch bis Wadakarei (Nordufer?), einem Ort mit nicht unbedeutendem Bazar, wo die Basler Mission einen Katecheten hatte, — um uns bei unsrer Einschiffung auf dem Backwater behülflich zu sein. Kurz vor Sonnenuntergang langten wir an.

Wir schifften wieder zwischen tiefzauberischen Landschaften hin. Das Backwater, das hier zu einem engen Kanal, dort zu einem mächtigen Strom, hier zu einem schmalen Flusse und dort zu

einem weiten See wurde, war wie gewöhnlich von Palmen und andern Bäumen, theils in Gruppen, theils in Reihen, theils in Wäldern, schön umsäumt. Ein drohendes Gewitter, das uns von Zeit zu Zeit einen glühenden Windhauch zuwarf, verdarb uns zwar den Genuß ein wenig; allein um Mitternacht hatten wir wieder den hellsten Mondenschein, und das südliche Kreuz zeigte uns den Weg nach Calicut. Die Schakals wimmerten so kläglich in den Wäldern umher, die Vögel aber sangen — und lachten: so wenigstens klangen uns ihre oft absonderlichen Töne.

Schon am folgenden Morgen um sechs Uhr landeten wir bei Ellapur. Dort fanden wir einen Wagen aus Calicut, der uns sogleich weiter beförderte. Eine schöne belebte Fahrstraße führte uns in einer Stunde in das freundliche Missionshaus. Dieses mit einer ringsumlaufenden prächtigen Verandah, das die Missionare für einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis erworben haben, prangt an einem großen freien Platze, den die Eingebornen das „Herz“ nennen. Nicht mit Unrecht, denn dort ist der gewaltige Teich, der die Stadt mit dem besten Trinkwasser versorgt. Eine Wache steht vor dieser großen „Pulsader“ von Calicut, die Niemand verunreinigen darf, indem hieraus auch die Herren Europäer ihren Durst löschen. Das Missionsgehöft selbst gehörte früher dem Haus-Guru des Samudrija (Zamorin) und später einem Engländer. In dem großen, schönen Garten desselben interessirten uns besonders die Citronenbäume mit Früchten von der Größe einer Melone und die Ananas-Hecken.

Wir hörten von nun an fast jeden Abend das Getöse eines fernen Donners, denn die Regenzeit, die namentlich auf dieser Küste die Luft zu einem nassen Schwamme macht, kam mit jedem Tage näher. Die schwülen Nächte waren fast unerträglich. Alle Tage hörte man von Leuten, die ein toller Hund gebissen. Es

giebt bekanntlich sehr viele herrenlose Hunde in diesen Landen. Der Collector hatte zwar Jedem, der einen Hundeschwanz bringen würde, zwei gute Groschen zugesagt; allein die Hindu's tödten ja nicht, und die Mapilla's mögen mit dem „unreinen Thiere" nichts zu schaffen haben. Auch im Missionsgehöfte war Jemand gebissen worden, — der Sohn eines Teufelspriesters.

Wenn nicht die Zeit gedrängt hätte, so wäre ich mit Herrn Fritz zu den Najadi's nach Kotakal gereist, — und vielleicht auch nach Koilandi. An dem erstern Orte bestand bereits eine kleine Kolonie aus Najadi's, und an dem letztern gedachte man Leute anzusiedeln, welche die Armuth in die Hände der Muhamedaner zu treiben pflegt, — vorausgesetzt, daß sie sich christlichen Unterricht gefallen ließen. Von Odessa nämlich waren 100 Francs zur Anlegung einer Kokos- und Zimmt-Pflanzung eingegangen. Der dazu nöthige Grund und Boden war bei Koilandi, wo noch alte Brunnen sind, bereits hergegeben, und ein andres Stück Acker für Reis stand in Aussicht.

Auch Calicut liegt in grüner Nacht wie begraben. Hier sahen wir die schönsten Kokos mit oft mehr als hundert kopfgroßen Nüssen, und die Banane hatte so saftige Blätter und so schmackhafte Früchte, wie nirgends. Auch die schlanke Betelpalme that sich hier hervor. Sie zeigte sich viel häufiger; ebenso die Pfefferrebe, die wir hier allenthalben ranken sahen.

Den Bazar fanden wir breit, hell und verhältnißmäßig reinlich. Dort wohnen meist die noch immer Handel treibenden Mapilla's.

In dem Hafen, der jetzt sehr versandet ist, lagen nur 25 Schiffe, während sonst oft 40 bis 45 darin ankern. Der Hauptstapel war damals außer Reis auch Bauholz, — der letztere Artikel besonders für den Schiffsbau in Bombay, der aber so ziemlich seine Endschaft erreicht hatte. Den neuen Leuchtthurm hat ein sehr reicher

Tier nach einer englischen Zeichnung gebaut. Vom Hafen aus besuchten wir das Quartier der römischen Katholiken, die, meist Schreiber in den Bureaus der Regierung, zum Theil ziemlich wohlhabend geworden sind. Sie wohnen in ganz netten, fast europäischen Häuserchen.

Eines Morgens machte ich auch einen Ritt nach dem Canale, durch den der jetzige Collector das Backwater bei Ellapur (?) mit dem Kalei-Flusse verbunden hat. Im Monsum nämlich konnte vorher kein Reis zur See herein. Wo jetzt der Canal läuft, war früher ein Sumpf; nun erhebt sich rings umher das schönste Reisland. Wir ritten erst südlich vom Missionshause hinab und dann wieder nördlich hinauf. Zu beiden Seiten langgedehnte Fruchthaine! Die Kokospalme krümmt sich in alle Formen, die dünnschaftige Areka steht stets ungebeugt.

Natürlich führten mich meine lieben Gastfreunde auch in das Schloß des „mächtigen Tamutiri, des Männer-Fürsten, des Königs über Hügel und Welle.“ Früher hatte der Zamorin (so nannten ihn die Portugiesen) bloß das kleine Eranadu inne; allein er wußte sich bei den Brahminen in Gunst zu setzen und die Lehensleute durch Bestechung zu kirren; auf diese Weise erwarb er sich die Uferprovinz Polanadu dazu und legte damit den Grund zu seiner Herrschaft auch über „die Welle.“ Er zog nun muhamedanische Kaufleute und Seefahrer an sich und erbauete (um 1300?) die Stadt Calicut, die ihren Schatten sehr bald über Cranganore, Kollam (Quilon) und den Stapelplatz am Vorgebirge Eli warf. Ein landesverwiesener Khodscha aus Mascat kam ihm zur Gründung einer Seemacht so recht gelegen. Er machte ihn zum Reichsvasallen. So oft nun die Najer unter dem Commando der vier brahminischen Minister in den Krieg zogen, mußte die Flotte des Khodscha dieselben am Ufer entlang begleiten. Mit Hülfe dieser Mapilla-Seemacht

eroberte der Zamorin endlich auch das Walluva-Nadu. Bei der Familie, die darüber herrschte, war die Oberleitung des großen Nationalfestes erblich, das bei dem uralten Tempel Tirunawai auf einer sandigen Insel am Ausfluß des Ponani alle zwölf Jahre gefeiert wurde. Nun ging sie natürlich in die Hand des Zamorin über. Bald vereinigte sich in Calicut der Handel von Malacca und Pegu, vom arabischen und persischen Meerbusen und machte die Residenz des Zamorin zur gefeiertsten Stadt des Ostens. Allein die Muhamedaner, die als Kaufleute den Grund zu Calicuts Größe gelegt hatten, wuchsen dem König „über Hügel und Welle“ zuletzt über den Kopf. Da kamen die Portugiesen. (20. Mai 1498).

Wir sahen noch zwei Pfeiler von dem alten Palast, wo Vasco de Gama seine erste Audienz hatte: vorn ein Säulengang, hinten eine Art Behausung für die Brahminen, rechts eine Erderhöhung für das Volk. Auf seinem Wege zum königlichen Schlosse fiel der portugiesische Kapitän mit seinen Genossen vor den scheußlichsten Götzenbildern nieder; denn er hielt harmlos genug die indische Abgötterei für verkümmertes Christenthum. Einem der Matrosen jedoch war es dabei nicht ganz geheuer zu Muthe; es kam ihm bei, die Bilder könnten am Ende Teufel vorstellen. Sein Nachbar theilte, wenn seinen Zweifel, doch nicht sein Bedenken: denn er erwiederte kurz und entschlossen: Ich will aber hiermit vor dem wahren Gotte niedergekniet haben.

Der herrliche Baumgang, der uns zu den Trümmern des alten Palastes gebracht hatte, führte uns auch in die Nähe des neuen, dessen Bau noch nicht vollendet war. Trockne Ehrenkränze — Ueberbleibsel der Krönung, die am verfloßnen Sylvesterabend stattgefunden, — hingen noch quer über den Weg. Zuletzt stiegen wir aus, denn der heidnische Kutscher, ein Tier von Geburt, durfte dem von „Erdengöttern“ umwohnten Schlosse nicht nahen;

wäre er Christ gewesen, so hätte er, als anerkanntes Mitglied der „Christen-Kaste“ dasselbe Recht gehabt, wie die jetzigen Beherrscher des Landes, die Europäer. Wir gingen daher zu Fuß links ab, und gelangten bald zu dem großen Teich in der nächsten Nachbarschaft des Palastes.

Wir fanden vorn eine Behausung für die Brahminen, die jeden indischen Fürsten umlagern und umschwärmen; die Herren haben, wenn ich nicht irre, eine Treppe zu steigen. Hinten hinaus ist der eigentliche Palast, — schwül, dunkel, gedrückt, geschmacklos, aber von demselben Tier, der den Leuchtthurm gebaut hat, rechtgläubigst — den h. Schriften gemäß — eingerichtet. Man zeigte uns den Schauspielsaal, die Kapelle für den Hausgötzen, das Schlaf- und Kleidezimmer, den Thron- und Gerichtssaal. Ja selbst dahin, wo seine Herrlichkeit sich die Zähne zu putzen geruhen wird, u. s. w. u. s. w. beliebte man uns zu führen. Mit Einem Worte, wir wurden in die innersten Heimlichkeiten des Palastes eingeweiht und bekamen selbst mehr zu hören und zu sehen, als wir zu wissen und zu sehen begehrten.

Von dem Palaste eilten wir zurück auf die Straße zu den hochumhegten Parambu's oder Baumgehöften der Najer. Auch an diese knüpfen sich sehr bestimmte geschichtliche Erinnerungen aus der ersten Zeit der Portugiesen.

Als dem Albuqerque, Nachfolger Almeidas in Kotschin, angesagt wurde, daß der Zamorin in den Krieg mit dem Kurumbu-Nadu gezogen war, so eilte er schnell herbei und steckte die Stadt in Brand (4. Jan. 1510). Der vom Ehrgeiz geplagte Cotinho aber stürzte auf den Palast zu. Bei der Vertheidigung desselben fielen zwei Dynasten; die Najer zogen sich hinter die Hecken und Wälle ihrer Parambu's zurück. Cotinho nahm Besitz vom Schlosse und hielt als glücklicher Sieger im großen Saale sein Mittags-

schläfchen, die Soldaten aber zerstreuten sich in die weiten Räume und rissen sich um die aufgefundenen Kostbarkeiten. Dabei überhörte man das verdächtige Pfeifen der Najer, die sich unterdeß ermannt und verstärkt hatten. Sie stürzten wuthentbrannt herein und machten die Beute-beladenen Portugiesen nieder. Albuquerque selbst, zu spät zur Hülfe gekommen, wurde, sich zurückziehend, in den engen Gassen zwischen den hohen Parambu's der Najer von einem Steinwurf so betäubt, daß man ihn auf einem Schilde in das Schiff zurückzutragen genöthigt war.

Den Parambu's der Najer gegenüber sahen wir auch viele Wohnungen der Tier, unter denen sich damals der schon öfter erwähnte Baumeister hervorthat. Wir setzten unsre Spazierfahrt bis zum Kaleiflusse, einem Arm des Beypurflusses, fort.

Von der Insel zwischen dem Kalei- und dem Beypurarme kam der Radja in früherer Zeit zur Krönung herüber. Vor der Brücke breitete dann eine Mapillafrau einen Teppich aus; der Radja setzte sich darauf und gab ihr ein paar Geldstücke. Eine Mapillafrau nämlich hatte einst den fliehenden König bei sich geborgen und gerettet. Ich bin nicht gewiß, ob dieser Brauch noch jetzt besteht.

Auf unsrem Wege bemerkten wir nur sehr selten ein Götzenbild, denn in Malajalam stellt man wenig Götterbilder außerhalb der Tempel auf. Die Götzen, die man gleichwohl hie und da unter den Bäumen sieht, gehören meist Brahminen aus dem Tamulenlande, die als durchwandernde Abenteurer vom Radja bestens gepflegt und, wenn sie Lust zum Bleiben haben, nicht selten auch vortheilhaft angestellt werden. Sie stehen nämlich im Rufe ungewöhnlichen Talents. Vielen freilich öffnet sich trotzdem die goldne Thür zu den herrschaftlichen Aemtern nimmer; aber auch diese wissen sich durchzubringen; Manche handeln mit Kleidern. Die beweglichen und gefügigen Tamulen verstehen sich eben zu schicken.

Die Basler Missions-Versuche in Malajalam.

Meine Leser werden sich nach vorgängiger Kenntnißnahme von den eigenthümlichen Verhältnissen in Malabar nun nicht bloß um so mehr für die Missions-Versuche daselbst interessiren, sondern auch besser im Stande sein, sich zuletzt ein eigenes Urtheil zu bilden über die besondere Aufgabe der Basler Mission in jenen Gegenden, so wie über die bisherigen Ergebnisse derselben.

Als die englische Kirche in Indien bald nach Erneuerung der Charter (1814) durch Heraussendung eines anglikanischen Bischofs eine festere Gestalt zu gewinnen anfing, bekam unter andern auch Taleitscheri einen Caplan (Spring), der mit seinem Dienst an der Kirche auch Arbeiten für die kirchliche Missionsgesellschaft übernahm, und in Taleitscheri sowohl als in dem benachbarten Cananore durch Errichtung von Schulen und durch Sammlung einer kleinen Gemeinde aus dem Heergefolge wirkte. Er wurde aber schon 1828 versetzt, und von seiner Wirksamkeit blieben nur wenig Spuren übrig.

Um diese Zeit regte sich unter den englischen Beamten und Officiren, namentlich in Malabar, ein neues christliches Leben. Mehrere englische Herren und Damen in Taleitscheri und Cananore nicht bloß, sondern auch in Calicut, machten wohlgemeinte, aber nicht immer mit der gehörigen Nüchternheit verbundene Versuche, auf die für sie erreichbaren Kreise der Eingebornen, und zwar meist mit Hülfe von Eingebornen, christlich einzuwirken. Im Jahre 1835 dann erbot sich ein gewisser Herr Brown, der die von seinem Vater zuerst auf Rechnung der Compagnie im Jahre 1793 ange-

fangene Musterpflanzung zu Andjarkandi bei Taleitscheri geerbt hatte, um seine Sclaven durch Christianisirung noch enger an sich zu fesseln, zu diesem Behufe einen eingebornen Catecheten des bekannten Missionars Rhenius in Tinnevelli zu besolden. Missionar Gundert, der 1838 von dorther nach Mangalore kam, um sich in den Dienst der Basler Mission zu begeben, besuchte Anfangs folgenden Jahres den einsamen Catecheten in Andjarkandi, und als der englische Beamte Strange, der Krankheits halber Indien verlassen mußte, sein Haus in dem benachbarten Taleitscheri der Basler Mission anbot, unter der Bedingung daß man daselbst einen Missionsposten errichtete, so wurde das Anerbieten angenommen. Damit nahm die Basler Mission in Nord-Malabar ihren eigentlichen Anfang.

Von Taleitscheri aus, wo Missionar Gundert seine erste Thätigkeit auf die Schule richtete, senkte sich schon im folgenden Jahre ein Zweig nach Cananore ab, wo bereits eine kleine Gemeinde von Tamulchristen aus dem dortigen Heeresgefolge bestand. Missionar Hebich übernahm die Arbeit daselbst. Im Jahre 1842 endlich eröffneten sich Aussichten auf Errichtung einer dritten Station in Malabar, und zwar in der Hauptstadt selbst, in Calicut. Dem menschenfreundlichen Herrn Conolly nämlich war der jämmerliche Zustand der Najadi's in den Wäldern hinter Ponani zu Herzen gegangen. Schon der durchreisende Buchanan hatte in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ihnen durch Herrnhuter-Missionare aufzuhelfen gerathen. Conolly wandte sich an die Basler Mission um Hülfe, und am 13. Mai zog Missionar Fritz in die Hauptstadt Malabars ein, nachdem schon vorher ein eingeborner Catechet als Arbeiter unter den Najadi's stationirt worden. Später bildeten sich dann noch zwei Stationen heraus, die eine, als ein Absenker von dem benachbarten Cananore, zu Tschiracal, die an-

dere, als ein Nebenzweig von dem nahen Taleitscheri, Tschombala. Damals aber arbeiteten 7 Basler Missionare und eine europäische Lehrerin auf den genannten Stationen in Malabar; ferner 17 Catecheten, 7 christliche und 18 heidnische Schullehrer. Sämmtliche Gemeinden zählten 523 Glieder (das christliche Missionspersonal von 38 Personen, 107 Engländer und Mischlinge, 64 Nichtcommunicanten und 174 Kinder mitgerechnet). Sämmtliche Kostschüler und Schülerinnen waren 133, Tagesschüler 21; die gewöhnlichen heidnischen Schulen wurden von 847 Knaben besucht (darunter 87, die die sogenannte englische Schule benutzten).

Die Missionsarbeit auf den verschiedenen Stationen ist übrigens mannigfach verschieden. In Cananore, das sich wohl zwei Stunden weit am Meere hin erstreckt, leben an 1000 Europäer; es ist nämlich Provinzial-Gerichts-Hof und Militärstation. In dem nicht unbedeutenden Heeresgefolge aber befinden sich viele Tamulen als Knechte. Auf diese letztern besonders war die Thätigkeit des dortigen Missionars gerichtet. Doch machte derselbe von Zeit zu Zeit auch eine Tour in's Land hinein, um den Malabaren selbst auf dem Wege der Dollmetschung das Evangelium zu verkündigen. Bei alle dem bleibt es richtig: die Arbeit auf dieser Station war damals zum großen Theile pastoraler Art, und was daran Mission war, wohl mehr tamulisch als malabarisch. Die Gemeinde, Tschiracal und Andjarkandi eingerechnet, zählte bei weitem die meisten Glieder, ja ziemlich noch einmal so viel als die sämmtlichen Gemeinden auf allen übrigen Stationen. Allein einen großen Theil der Gemeinden, etwa das Drittel, bildeten Europäer und Mischlinge, einen großen Theil einzelnstehende Kinder und Erwachsene, und der bei weitem größte Theil waren fremdländische Dienstleute und inländische Leibeigne. Wenn man das alles wohl in Anschlag bringt und dabei die Bekehrung eines Volkes als das Ziel der

Mission faßt, so kann man das einzelne Gute, was in Cananore geschieht, nur in beschränktem Sinne auf Rechnung der speciell malabarischen Missionserfolge setzen.

Wir wenden uns nun von Cananore und der eng damit verbundenen Station Tschiracal, die hauptsächlich dem Schulwesen galt, nach Taleitscheri, etwa sechs Stunden von Cananore. Auch hier bestand die Gemeinde, deren sämmtliche Glieder sich nur auf 68 beliefen, zum großen Theil aus einzelstehenden Malabar- und Tamulkindern. Doch wurzelten die Familien, die zu ihr gehörten, mehr auf dem Boden des malabarischen Volkes, und obschon fast sämmtlich den niedern Kasten entstammend, waren sie doch weder Leibeigne, noch auch bloß Dienstleute. Wenn ich nicht irre, so bestand der Hauptstock aus der Palmbauer- und Fischerkaste. Da die Taleitscheri-Mission erst seit März 1849 einen Zweig in das benachbarte Tschombala abgesenkt hatte, und das dortige Gemeindlein von 39 Seelen, früher zu Taleitscheri gehörig, ungefähr aus denselben Elementen zusammengesetzt war, so habe ich nicht nöthig, etwas Besondres darüber zu sagen.

Wir kommen nun zu der letzten Hauptstation: Calicut. Es streckt sich, im üppigsten Grün versteckt, ziemlich zwei Stunden in die Länge und etwa eine halbe Stunde in die Breite und soll an 50,000 Einwohner zählen, davon zwei Drittel Mapilla's.

Auch die dortige Gemeinde war noch ziemlich klein, 83 Glieder, alte Tamulchristen mitgerechnet — und darunter nur 34 Communicanten. Auch hier war es erst sehr wenig gelungen, festen Grund und Boden in den höhern Klassen, und zwar unter dem ehrenhaftern Theile derselben, zu gewinnen. Vielleicht daß die englische Schule, die auch von Najer-Jünglingen besucht wurde, den Missionaren den Weg dazu bahnt. Es dürfte meinen Lesern nicht uninteressant sein, einmal einen Blick auf die bunte Liste

der letzterwähnten Schule zu werfen, die seit dem November 1849 in's Leben getreten war. Sie bezieht sich auf den Stand der Schule im April 1850:

3 Malabar-Brahminen (2 davon entlassen), 1 Mahratta-Brahmine (entlassen), 1 Telugu-Brahmine (entlassen), 2 Samanter, 3 Radjputen, 14 Najers (6 davon entlassen), 2 Concanis, 1 Muccuwen, 1 Wäscher, 1 Barbier, 1 heidn. Pariah, 3 Feuer-Anbeter, 6 Muhamedaner, 5 farbige röm. Katholiken, 2 römisch-kathol. Pariah's, 2 protestantische Pariah's, 1 farbiger Protestant.

Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, daß die Basler Missionare unter dem Volke der Malabaren einen ziemlich harten Boden zu bearbeiten haben. Besonders prüfungsvoll ist die Mission unter den verkommenen Najadi's zu Kotakal, die, mit einem Katecheten an Ort und Stelle versehen, von den Missionaren zu Calicut von Zeit zu Zeit besucht werden. Dem Collector zu Calicut war, wie bereits oben gesagt, ihr Elend zuerst auf's Herz gefallen. Er stellte einen Mapilla an, der sie zum Ackerbau anhalten und anleiten sollte. Dem aber schien das Geld besser angelegt, wenn er es in der Tasche behielte. Der Collector wollte nun die Basler Mission damit betrauen; allein die Regierung daheim mochte sich nicht dazu verstehen. So machte er denn das Ganze zu seiner Privatsache und stellte es unter die Aufsicht der Basler Missionare zu Calicut.

Gerade als ich dort in dem gastfreundlichen Hause derselben weilte, kam eines Abends die betrübende Nachricht, daß bis auf Eine Familie, die wahrscheinlich aus politischen Rücksichten verabredeter Maßen an Ort und Stelle bleiben mußte, sämmtliche Najadi's in das Wald-Dickicht entlaufen waren. Man suchte sie nämlich auf einem für Reis- und Kokosbau geeigneten Grundstück nahe am Ponani-Fluß anzusiedeln und hatte zu dem Zweck bereits für

sieben Familien Wohnungen errichtet. Allein sie ziehen unstetes Umherwandern bei hungrigem Magen der leichtesten Arbeit bei der besten Kost vor und lassen sich den Reis und die Kokos nur so lange gefallen, als sie diese Früchte nicht selbst zu bauen brauchen. Einem spätern Berichte zufolge scheinen sie sich jedoch wieder eingefunden zu haben. Einer ihrer schlimmsten Fehler ist überdieß, daß sie zu Allem Ja sagen. Ein trauriges Geschlecht, dem man in Ermangelung bessern Bodens bei vorhandenen Mitteln und Kräften immerhin seine Thätigkeit widmen mag, dessen evangelische Bearbeitung aber unter den allergünstigsten Voraussetzungen schwerlich je erheblichen Gewinn für die allmählige Christianisirung des malabarischen Volkes als solchen austragen dürfte.

Minder unerquicklich war die Arbeit unter den Pulajern, namentlich zu Andjarkandi, obgleich es auch dort durch tausend Nöthe ging. Die Pulajer sind doch keine Müßiggänger von Profession, sie gehören im Gegentheil zu den fleißigsten Arbeitern. Leider nur liegen sie, mit in Folge ihrer langen Knechtschaft, in großer Geistesdumpfheit gefangen. Als man ihren Häuptlingen im Jahe 1844 die Freiheit aller Pulajer verkündigte, konnten sie sich kaum darüber freuen; es war ihnen fast, als nähme man ihnen in ihren bisherigen Herren ihren letzten Schirm und Halt. Leider hat die Regierung nachher weiter nichts für sie gethan, als einige Schulen für sie eröffnet, aus denen aller Religionsunterricht grundsätzlich ausgeschlossen ist. Es ist daher gar sehr die Frage, ob die geschenkte leibliche Freiheit einen bessernden Einfluß auf ihren geistigen Zustand ausüben oder nicht vielmehr das Schlimme noch verschlimmern werde.

Daß auch die evangelische Arbeit zu Cananore den Missionaren viel zu schaffen machte, läßt sich von vorn herein erwarten, wenn man bedenkt, was für Elemente in den Gemeinden waren. Tamul=

Pariah's, mit denen es der Missionar zum großen Theil zu thun hat, sind in ihrem eigenen Vaterlande ein tief verwahrlostes Geschlecht. Wie viel mehr in der Fremde und namentlich im Heeresbann. Es gehen da geheime Sünden im Schwange, deren scheußliche Unnatur mit Schaudern erfüllt. Zudem sind sie gerade begabt genug, um den Missionar durch eine christliche Sprache bei alledem zu täuschen.

Aus dem Allen ergiebt sich zur Genüge, daß die Missionsversuche in Malabar bis jetzt nicht die Früchte getragen haben, wie es bei minder eingehender Betrachtung erscheinen könnte, wenn man sich eben bloß an die Zahlen hält und etwa von 1452 Seelen, die mit der dortigen Mission in Verbindung stehen, hört. Doch ist immerhin Etwas gewonnen worden, und wenn man mehr die Kürze der Zeit, als die Fülle von arbeitenden Kräften, unter denen einige in mancher Beziehung recht tüchtig zu sein scheinen, in Anschlag nimmt, so kann man, menschlich zu reden, kaum ein Mehreres erwarten. Man freue sich des Gewonnenen mit Zittern und verachte auch nicht die allergeringste Frucht in diesen „geringen Tagen."

Der allgemeine Charakter jeder Mission ist hauptsächlich durch den confessionellen Charakter der betreffenden Missionare bedingt. Da es nun Grundsatz der Basler im Allgemeinen ist, ihren Missionaren keinen bestimmten confessionellen Charakter zu geben, sondern sie nur so im allgemeinen „Zusammenhang mit den evangelischen Kirchen Deutschland's und der Schweiz"[98] hinauszusenden, so finden sich unter den Basler Missionaren die verschiedensten Elemente beisammen. Hier eine Hinneigung zu episcopalen, dort zu lutherischen, hier zu herrnhutischen, dort zu weslejanischen Anschauungen. An diesem Zustand der Dinge, der von Einigen gut geheißen, von Andern bedenklich gefunden wird, nimmt natürlich auch die Mission

im Tulu- und Malajalamlande Theil. Daher die verschiedenste Praxis, namentlich in Bezug auf die Taufe und Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes. Die Einen taufen früher, die Andern später, je nachdem sie mehr von lutherischer oder reformirter Anschauungsweise beherrscht werden; die Einen wiederum fordern möglichste Durchbildung der eingebornen Arbeiter, die Andern wollen nur eine ganz einfache Anlernung derselben, je nachdem sie sich mehr von lutherischen, herrnhutischen oder wesleyanischen Grundsätzen leiten lassen.

Soll man den Gesammtcharakter ihrer Praxis mit Einem Worte bezeichnen, so weiß ich kein andres Wort als „subjectiv", obschon hie und da ein Ringen nach objectiverer Gestaltung vorhanden ist. Mit dieser vorherrschend subjectiven Richtung hängt es auch zusammen, daß der in den gesammelten Gemeinden eingerichtete Gottesdienst, ganz in der Weise der Dissenters, des liturgischen Charakters damals so gut wie entbehrte. In der neuesten Zeit jedoch hat man in dieser Beziehung auf eine mehr kirchliche Fährte einzulenken versucht.

Auch die Basler Missionare im Tulu- und Malajalamlande betrachten die Schulen für die Heiden-Kinder als einen wichtigen Zweig ihrer Missionsthätigkeit, um theils auf diese Weise christliche Gedanken im Allgemeinen in Umlauf zu setzen, theils um eine Anknüpfung für den erwachsenen Theil der Bevölkerung zu gewinnen. Ich habe mich über das Schulsystem anderwärts ausgesprochen[99] und bemerke hier nur, daß es der zerstreut liegenden Gehöfte wegen sowohl im Tulu- als im Malajalamlande besonders schwierig ist, die Leute in größerer Anzahl um sich zu sammeln. Dennoch beschränken die Missionare ihre Evangelistenarbeit keineswegs auf die Gelegenheit, welche die Schulen bieten und welche, nebenbei gesagt, vielleicht auch einfache Predigtplätze

bieten würden. Einige von ihnen machen auch Missions-Rundreisen und besuchen namentlich die heidnischen Festplätze, — beiläufig eine Gelegenheit, die der geistig und leiblich trunkenen Volksmenge wegen nur mit großer Weisheit zum Besten des Reiches Gottes benutzt werden kann. Zudem steht fast auf allen Hauptstationen eine Privat-Armenanstalt mit der Mission in Verbindung. Dort geht dann mit etwa wöchentlicher Vertheilung von Reis und Geld die Predigt des Evangeliums Hand in Hand.

Da wie bei allen heidnischen Völkern, so auch unter den Hindu's Staats-Verfassung und Religion in der innigsten Verbindung stehen, so betrachten viele englische, schottische und nordamerikanische Missionare die ganze Kastenverfassung eben darum als schlechthin „heidnisch", und da sie von Hause aus keinen gehörigen Sinn für volksthümliche Entwickelung haben und ihrer eigenthümlichen christlichen Richtung zufolge meist gar kein mittleres natürliches Gebiet kennen, als ein „Werk des Teufels". Sie unterscheiden daher nicht immer gehörig zwischen den unbedingt verwerflichen und sogleich abzuthuenden Elementen (wie z. B. das abgöttische Stirnzeichen) und zwischen den nur beziehungsweise tadelnswürdigen und allmählig zu entfernenden Bestandtheilen (wie z. B. gewisse sociale Schroffheiten) und stürmen dann, statt auf die allerdings über alle Maßen starren Stammes- und Standes-Unterschiede, wie sie sich im Laufe der Zeit unter den indischen Völkern ausgeprägt und je länger je mehr festgesetzt haben, von innen heraus geduldig-weise durch Wort und Beispiel einzuwirken und so den Kastengeist mit der Macht des Geistes zu bekämpfen, unterschiedslos auf die Kastenordnung selber ein mit der Macht äußern Gebotes. Einer solchen durch und durch radikalen Anschauungsweise neigen sich leider auch manche der Basler Missionare zu.[100]

IV.

Die Nilagiris.



Von Calicut nach den Nilagiris.

(Kaiti den 23. April 1850.)

Schon am 4. April war — Dank der freundlichen Fürsorge unserer lieben Gastfreunde zu Calicut — Alles zur Abreise nach den Nilagiris d. i. den Blauen Bergen geordnet und gerüstet. Als sich das ganze Heer um uns sammelte, zählte ich nicht minder als dreißig Köpfe, denn jeder von uns brauchte, weil es einer hohen und steilen Bergfahrt galt, statt sechs Mandjilträger zwölf, und außerdem hatten wir drei Lastträger für unser Gepäck nöthig. Unserm Koch, der, an die Hitze des Tieflandes gewöhnt, vor der kalten Bergluft mit Recht zitterte, kauften wir auf dem Bazar zu Calicut eine wollene Decke; sonst hätte er den Selbdreißigsten zu einer Partie auf die Blauen Berge sicherlich nicht abgegeben.

Am fünften April schickten wir unsre Träger schon Vormittags nach Ariakodey voraus, während wir selbst erst Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr uns auf dem Kaleiflusse einschifften. Dicht bei der Brücke, in der unmittelbaren Nähe des Mapillaquartieres, erwartete uns das Boot, in welches wir des niedrigen Daches wegen auf Händen und Füßen hineinkriechen und des schmalen Raumes wegen uns sogleich der Länge nach hinlegen mußten. Je armseliger das Boot, desto prächtiger der Strom und seine Ufer, die mit Kokos- und Betelpalmen überwuchert waren, darunter hie und da auch eine Fächer- und Sagopalme auftauchte. Der Fluß wurde je weiter hinauf je enger und windungsreicher; weißblühende

Sträucher mit citronenartigen Früchten überhingen zuweilen den schmalen Wasserlauf. Bald nach sechs Uhr liefen wir aus dem engen Kalei- in den eigentlichen Beypur-Fluß von beträchtlicher Breite. Ich hatte bis dahin zwanzig Boote gezählt, die, mit Töpfen, Palmblättern, Jack-Früchten, Laterit, Holz, Kokosnüssen, Bambus und rothem Pfeffer beladen, von oben herab uns entgegen kamen.

Die Abende wurden bei immer näher rückendem Monsum je länger je schwüler. An diesem Abende stand der Himmel vor uns in unaufhörlichem Feuer; ein stets wellenförmig hinlaufendes Wetterleuchten lichtete die Nacht zum Tage. Vor einer der hellerleuchteten Hütten unter dem dunkelsten Ufer-Grün machten wir eine Weile Halt; die sechs nackten braunen Burschen, die sich da am Würfelspiele ergötzten, blickten nach uns kaum auf. Grade um Mitternacht stiegen wir in der Nähe von Ariakodei ans Land. Unsre Hamals — so nennt man die Mandjilträger, — luden uns sogleich in den Mandjil, um mit uns nach Vandur zu eilen; allein furchtbare Donnerschläge und Blitze trieben uns zunächst nach dem unfernen Rasthause, und kaum waren wir in der sichern Verandah angelangt, so goß eine wahre Regenfluth hernieder. Eine nachdrückliche Drohung machte uns um zwei Uhr des Morgens in der licht- und schlaflosen Herberge wieder flott.

Einige Hamals liefen mit Fackeln aus Palmenblättern voran, und hinterher stürzten unsre Träger, — eine wahre wilde Jagd! Es ging bergauf und bergab, über schwindelnde Stege an tiefen Gründen, und durch reißende Gießbäche, — zuweilen so tief, daß die Hamals den Mandjil über den Kopf hinaus heben mußten. Einmal waren wir in Gefahr, von einem wüthigen Bergwasser, dem vom Platzregen so eben der Kamm aufs höchste geschwollen war, gradezu hinweggespült zu werden; mit großer Mühe hielten sich die Hamals aufrecht und flüchteten sich bei Seite. Es däm-

merte schon, als wir auf Kähnen, wie auf einer Schiffsbrücke, über einen Fluß setzten. Dabei hätte ich fast ein Bein gebrochen. Einer jener Kähne nämlich hatte eine Ueberdachung von trocknen Palmblättern, die ich in der Dämmerung für Holz nahm. Ich trat herzhaft auf und — trat durch, — glücklicherweise mit beiden Füßen zugleich.

Von nun an hatte die Weiterreise bis Vandur nur Ergötzliches. Zwar die schöne Kokospalme war bereits zurückgeblieben, aber in dem Gebüsch umher sangen die Vögel ihre Morgenliedchen. Die Bulbul, oder die indische Nachtigall, übertönte sie alle. Noch vor sechs Uhr warfen wir den ersten Blick auf die Berge, die in der schönsten Bläue vor uns lagen, und um halb acht Uhr nahm uns das Rasthaus zu Vandur vor der bereits sehr mächtig gewordenen Sonne in Schutz. Da wir hier bis zum folgenden Morgen bleiben mußten, so hatten wir Zeit genug, die majestätischen Formen der Khunda-Berge zu bewundern, die den Nilagiris als ein ungeheures Bollwerk in südwestlicher Richtung vorgeschoben sind. Wir mußten aber auch die ganze Macht der malabarischen April-Sonne in der Ebene noch einmal bis auf den Grund kosten. Als ginge es zum Weltgericht, — so krachte und flammte es gegen Abend wieder von allen Seiten.

Wir trafen in Vandur auch einige Engländer. Der Subcollector von Calicut war eben von Sispara zurückgekommen, wo er für die Londoner Ausstellung geschossen hatte, und der Assistant-Collector war auf dem Wege dahin begriffen. Der Letztere hatte den ganzen Tag im benachbarten Dickicht gejagt und legte, heimgekehrt, seine Beute — einen Auerhahn — der einzigen Dame zu Vandur in ritterlicher Weise zu Füßen. Der Vogel sah prächtig aus, schmeckte aber ziemlich schlecht.

Für den nächsten Tag hatten wir eine lange und beschwerliche

Reise vor uns, denn da sollte es nun auf engen, steilen, windungsreichen Pfaden bergan gehen bis ans Ende der Fieber-Region, innerhalb welcher eine Nacht ohne Lebensgefahr sich nicht zubringen läßt. Wir brachen daher schon um vier Uhr auf.

Nach einem Stündchen etwa umfing uns der sogenannte Djungle, d. i. wüster, mit undurchdringlichem Walddickicht besetzter und nur von wilden Thieren bewohnter Sumpfboden. Herrliche Bambusgruppen — oft funfzig bis sechzig armstarke, pappelhohe Ruthen, unten verschlungen und verwachsen, oben aber frei auseinander strebend —, hochstämmige Waldbäume aller Art und hie und da auch rothe und weiße Blümchen — die letztern fast wie unsre Schneeglöckchen — zogen das Auge an, und das Ohr ergötzte sich am Gezwitscher der Vögel, das zuweilen auch von rechten Schreihälsen durchbrochen wurde, und am Gezirp von fröhlichen Grillenschwärmen; allein die schwere Djungleluft drückte gewaltig auf die Brust. Nach zwei Stunden frühstückten unsre Träger an einem Gießbach, dessen tiefes und breites Bett ein darübergestürzter Baumstamm quer überbrückte.

Der Djungle wurde allmählich hügelig. Gegen acht Uhr rasteten wir ein Weilchen in einem kleinen Ruhehause schon am Abhange der Berge. Unser Michael bereitete uns eine Tasse schwarzen Kaffees, während ich den Djungle meines Bartes tilgte. Wir sahen hier noch üppige Bananen; sie tragen aber im Djungle, wenn ich nicht irre, keine Früchte.

Die mannichfachen Formen, in welchen die Schlingpflanzen auftraten, beschäftigten fort und fort das Auge nicht bloß, sondern selbst die Phantasie. Die eine lief wie eine Schlange an dem Baum hinan, die andere klammerte sich wie ein Krebs an dem Stamme fest; hier hingen sie wie Stricke und dort wie Netze. Zuweilen schoß auch eine ganz frei neben einem Baume auf und faßte ihn erst

oben beim Schopfe oder setzte ihm eine Perrücke auf. Oft umspann ein ganzes Heer von Schlingpflanzen mehrere Bäume und bildete so eine Naturlaube, zuweilen aber auch ein so undurchdringliches Dickicht, daß von den Bäumen rein gar nichts zu sehen war.

Bald war auch die letzte Spur der feuchten Djungleluft vorüber. Ein frisches Alpenwehen umfing uns, so oft wir aus der Waldesnacht hinaus an eine lichte Stelle traten. Dann schweifte auch der Blick frei auf die Berge hinaus und zwischen denselben hindurch, — zuweilen an fünf bis sechs Orten zugleich, — in's farbenduftige Tiefland hinunter. Ein Nebelmeer umhüllte auf eine Weile Alles bis auf die nächste Nähe, als wir noch vor zwölf Uhr im zweiten Rasthause Halt machten. Hier erreichte uns der englische Collector, der uns zu Vandur den schönen Auerhahn geschenkt hatte. Er wollte auch nach Sispara, machte aber erst einen kleinen Abstecher nach der benachbarten Kaffeepflanzung eines gewissen Mr. Steambank. Kaffeebäume standen auch vor dem Rasthause, in welchem wir unser Mittagsmahl einnahmen.

Nach zwei Stunden eilten wir weiter. Das Dickicht wurde immer üppiger, die Bäume immer riesiger, die Gießbäche — kalt wie Eis — stürzten sich je länger je tobender in die Tiefe, und bald zeigten sich auch die Farrenkräuter als stämmige Bäume in überaus anmuthiger Palmenform. Aus der schwarzen Rinde des Stammes sahen wir zuweilen Blumen herauswachsen. Um fünf Uhr erreichten wir das einsame Rasthaus zu Sispara, wo wir trotz zerbrochener Fensterscheiben, Wind, Regen und Rauch köstlich schliefen, nachdem wir uns an der gastfreundlichen Tafel des noch vor uns eingetroffenen Collectors erquickt und gestärkt hatten. Ich hatte dort einen förmlichen Kampf mit einer kühnen Ratte, die trotzdem daß ich mit einem tüchtigen Stock am Eingang Wache hielt, zehn bis zwölf Mal einzudringen versuchte.

Am andern Morgen brachen wir bald nach sechs Uhr wieder auf. Die Scene hatte sich verändert. Wir waren auf dem hohen, freilich mit ziemlichen Hügelreihen durchzogenen Tafelland der Khundas angelangt; rundliche, faltige, sanftgeformte, an einander gelehnte und über einander gelagerte, von grünbewachsenen Schluchten durchfurchte und mit einem Grasteppich überzogne Berge umfingen uns, und wie so der Weg sich bald in die Höhe hinauf-, bald in die Tiefe hinabwand, wechselte Alpenkühle mit Tropenschwüle. Hie und da öffnete sich auch eine Durchsicht auf die Berge umher — ein blaues Meer mit erstarrten Wogen. Rings von allen Höhen herab rauschten frische, klare, volle Bäche und sammelten sich in den Gründen, und als nun gar ein mildes Thal sich aufthat, in welchem ein von hochstämmigen Rhododendron's umblühtes Flüßchen dahinmurmelte, so wollten uns Blumen und Vögel, Lüfte und Düfte gar an Europa erinnern. Gegen 10 Uhr hielten wir ein Weilchen in einem kleinen Rasthause. Büffelheerden, die uns mit dummer Verwunderung anstierten, nahmen endlich auch das Gefühl der Wüste hinweg, und gegen 1 Uhr stiegen wir den letzten steilen Abhang der Khundas hinunter, der uns von dem nahen Rastort schied. Von den Höhen links stürzten Gießbäche in großer Menge über unsern Weg in das tiefe grüne Thal zur Rechten, das von hohen, steilen, sammtartig begrasten und reichbewaldeten Bergen überragt wird. Um 2 Uhr langten wir in dem sogenannten Avalanche-Bungalow an, der fast europäisch wohnlich eingerichtet und von Tamulhütten — darunter auch eine Art Kramladen — umgeben ist. Die Luft war sehr mild dort in der Tiefe; doch that am Abend ein gemüthliches Kaminfeuer recht wohl, und während der Nacht konnten wir uns kaum erwärmen.

Der nächste Tag sollte unsrer Reise abermals ein Ende machen. Wir brachen bald nach 7 Uhr auf und erreichten in Kurzem die

Brücke über den Khundafluß, der die fast ganz unbewohnten Khundagebirge von den eigentlichen Nilagiris trennt. Um halb 11 Uhr machten wir in einer halb verfallnen Karavanserei (Nandja Nad?) Halt und ergötzten uns an den rings umherwuchernden Erdbeeren. Einer der Basler Missionare auf den Nilagiris, Herr Metz, nahm uns hier freundlich in Empfang und führte uns auf geradem, aber etwas beschwerlichem Wege rechts ab in das Missionshaus nach Kaiti. Die Schmuggler von Travancore kommen hier herauf, besonders mit Tabak.

Das waren denn nun die eigentlichen „Hills" oder Hügel, wir stiegen in Einem fort steil auf und steil ab. Badaga-Männer pflügten allenthalben und die schmutzigen Weiber derselben lasen das Gras aus. An dem Dorfe eines reichen Badaga-Schulzen, der wieder einen neuen Tempel zu bauen im Begriffe stand, kamen wir vorüber. Wir sahen links von unserem Wege die ziemlich nackte Höhe, wo sonst die Badaga's ihre Versammlungen hielten, und weiter zur Rechten den Gottesberg (Deveratschala) mit dem h. See, dahin, dem Volksglauben zufolge, Niemand kommen kann, auf seinem dichtbewaldeten Gipfel.

Gegen ein Uhr waren wir in Kaiti, und hier nun sitze ich und schreibe, in meine wärmsten Tuchkleider gehüllt, beim Kaminfeuer diese Zeilen.

Aufenthalt auf den Nilagiris im Allgemeinen.

Wer so plötzlich wie wir das heiße Tiefland von Malajalam mit den luftigen Höhen der Blauen Berge tauscht, der weiß kaum, wie ihm geschieht, er weiß aber, dafern er ein Europäer

ist, sehr wohl, daß ihm der Tausch behagt. Das Wasser, darin wir uns am ersten Morgen wuschen, kam uns wahrhaft eisig vor und stimmte nicht bloß die Haut, sondern auch das Herz europäisch.

Das Missionshaus zu Kaiti, das ein reicher Engländer geschenkt hat, liegt, rings von Bergen umgrenzt, still und heimlich im Thale. Es war damals von Reseda, Myrthen und Rosen bis an's Dach hinan bewachsen. In dem Garten dahinter blüheten Kallas und Myrthenbäume so schön, wucherten Heliotrop und Geranium so üppig, das letztere in großen Sträuchern fast ohne Pflege. Auch manche australische Bäume und Sträuche hatte der frühere Besitzer mit Glück gepflanzt.

Dicht vor dem Hause im Grunde liegt ein kleines Wäldchen, das pachtweise auf hundert Jahre an demselben haftet. Lord Elphinstone, dem die ganze Besitzung zu allererst gehörte, pflegte an der dunkelsten Stelle zu frühstücken und holte sich dort, — wenn ich nicht irre, — die Ursache zu seinem Tode. Unter einem Baume dieses Dickichts opfern die Badaga's alljährlich noch immer einen Büffel. Wir sahen dort einzelne Pfefferreben wild wachsen und sogenannte Stachelbeerbäume in Menge das Wäldchen säumen. Die letztern blühten fast wie Pfirsiche und hatten dabei auch reife Früchte, die allerdings den Stachelbeeren nicht bloß ähnlich sehen, sondern auch schmecken, obgleich Stamm, Zweig, Blatt und Blüthe durchaus verschieden sind.

Zu den etwa zwei Stunden entfernten Wasserfällen von Karteri führte uns vom Missionshause zu Kaiti ein stilles, freundliches, blumenreiches Thal, das uns an ein ähnliches Thal bei Sandersleben in Anhalt sehr lebhaft erinnerte. Ein Bach murmelte im Thalgrunde, und auf den Abhängen der Berge umher pflügten die fleißigen Badaga's ihre Aecker.

Als wir am 16. April nach Utacamund ritten, war es uns

fast wie an einem deutschen Maimorgen zu Muthe. Wir kamen zuerst auf der alten, immer mehr verfallenden Straße über einen Tamul-Bazar und lenkten bald in die schöne Straße zwischen Utacamund und Kunur ein. Da gerade Markttag war, so fanden wir sie mit Menschen und Büffeln übersäet. Je höher wir stiegen, desto großartiger wurde die Aussicht auf Thal und Berg und Ebne. Nach drei Viertelstunden senkte sich der Weg und aber nach einer Viertelstunde schimmerten uns auf den Hügeln und Abhängen umher die ersten weißen Häuser der Europäerstadt zwischen dunkeln Bäumen entgegen. Utacamund liegt in einem großen offenen Thale, fast im Mittelpunkte der „Hills".

Wir fanden die allerfreundlichste Aufnahme bei Herrn Schaffter, einem deutschen Missionar in englischen Diensten, der zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit aus dem sandigen und sonnigen Tinnewelly auf die Nilagiris gekommen war. Noch an demselben Tage besuchten wir auch den greisen Dr. Schmid, der mit Rhenius zusammen früher ebenfalls in Tinnewelly arbeitete. Er wohnte jetzt in einem netten Häuschen dicht am See. Diesen hat man dadurch gebildet, daß man quer über den engen Ausgang eines Thales, durch welches sonst ein von vielen Seiten her gespeistes Flüßchen strömte, einen hemmenden Damm warf. Eine Schleuse führt das überflüssige Wasser nach wie vor nordwärts. Schade, daß dieses „Auge" damals noch keine Wimpern hatte; wir fanden nämlich den See noch unbewachsen.

Im Vorbeigehen sahen wir den in der That äußerst belebten Markt von Utacamund. Wir freueten uns, neben Reis, Kokosnüssen und Bananen hier auch einmal minder poetische, aber mehr anheimelnde Früchte zu gewahren: Erdäpfel und Rüben, Weiß- und Blumenkohl, Radieschen und Pfirsichen. Wie die guten Oechslein, welche die erstgenannten Artikel aus dem Tieflande herauf-

schaffen, sich allenthalben so weidlich pflegten, und wie die unermüdlichen Zungen ihrer lieben Herren, besonders derer aus dem Tamulenlande, allenthalben so wacker gingen!

Gegen Abend besuchten wir eine Todavafamilie, die ganz dicht bei dem Hause des Herrn Schaffter auf einem Hügel wohnte. Aus der heiligen Milchhütte abseits kam ein ansehnlicher Todava und brachte seinen Töchtern Milch, davon die eine fast für eine Schönheit gelten konnte. Es war ein stilles gemüthliches Plätzchen da oben auf dem Hügel. Unten lagen die Büffel — der Stolz und die Freude der Todava's – in süßer Ruhe.

Am nächsten Morgen bestiegen wir den Dodabetta, die höchste Spitze der Blauen Berge (8640 Fuß). Da wir die rechte Straße verfehlten, so mußten wir unter unsäglichen Anstrengungen steil hinanklimmen. Oben liegt ein Observatorium, das die Eingeborenen Nakschatra-Bangla (d. i. Sternenhaus) nennen. Der dabei angestellte Eingeborne konnte uns mit einer schnell bereiteten Tasse Kaffe kaum erwärmen. Leider verdarb uns ein leichter Höhenrauch die sonst so herrliche Rundsicht.

Als wir am Abend des zweiten Tages nach dem stillen Kaiti zurückkamen, kehrte Herr Möhrike — einer der drei Basler Missionare daselbst — eben von einer Gerichtsversammlung heim, welche die Badagas unter einem großen Baume bei Karteri gehalten hatten. Die Regierung gestattet nämlich auch ihnen, kleinere Zwistigkeiten unter sich selbst auszumachen und bis zum Belauf von 10 Rupi's zu strafen. Die Streitenden waren diesmal zwei Verwandte von derselben Kaste. Sie hatten mehrere Jahre hintereinander ein Stück Landes mit vereinten Kräften bebaut und den Ertrag getheilt; nun war es dem Einen plötzlich eingefallen, das Feld für sich allein in Anspruch zu nehmen. Darüber saßen denn die Häupter der Badager zu Gericht.

Um zu zeigen, daß bei einem Streite gemeiniglich beide Parteien verlieren, und daß namentlich Verwandte nicht mit einander rechten sollten, erzählte einer der Streitenden eine wohlbekannte Fabel[101] die nämlich, wie zwei Schlangen durch ihren unüberlegten Wortwechsel verlieren, — jene ihre liebe Behausung, diese ihren köstlichen Schatz, — während Andere dadurch gewinnen.

Die unter dem lebhaftesten Geberdenspiele vorgetragne Fabel verfehlte nicht ihre Wirkung. Der Kläger neigte sein Haupt und der Verklagte legte zum Zeichen der Versöhnung seine Hand darauf. Dasselbe thaten der Reihe nach alle Häuptlinge, und der Streit war geschlichtet.

Auf diese Badaga's hatte die Basler Mission ihr Hauptaugenmerk von vorn herein gerichtet. Sie ist noch zu jung, als daß man über die Zweckmäßigkeit derselben ein gründliches Urtheil zu fällen im Stande wäre. Soviel aber läßt sich immerhin sagen: Einer Missionsgesellschaft möchte es kaum zu rathen sein, sich aus freien Stücken ein so beschränktes und überdieß durch so verschiedene Sprachen zerrissenes Missionsfeld zu wählen, so lange weitere und sprachlich zusammenhängendere Gebiete offen stehen. Da indeß jener Engländer, der das Missionshaus in Kaiti schenkte, sehr bedeutende Mittel (50,000 Rup.?) für die Mission unter diesem Volke hinterlassen hat, so stellt sich die Sache allerdings etwas anders, — besonders wenn es an Kräften nicht fehlen sollte.

Von eigentlichen Missionserfolgen unter den Badaga's war zur Zeit noch nicht die Rede. Doch ließen sie sich hie und da eine Schule für ihre Kinder gern gefallen, und wäre es auch nur, weil eine engere Verbindung mit den Europäern manchen Vortheil für sie zu bringen versprach. Die eigentliche Missionsstation war eben Kaiti, so recht in der Mitte der Badaga's gelegen. Drei Missionare, die Herren Metz, Möhrike und Bühler arbeiteten dort mit

vieler Liebe unter diesen fleißigen Ackerbauern. Sie gingen damit um, hie und da eine kleine Wohnung in gemeßner Entfernung von dem Mittelpuncte in Kaiti zu errichten, um so für ihre Missionswanderungen gelegene Zufluchtsstätten zu gewinnen und für die umwohnenden Badaga's Anziehungs- und Anknüpfungspunkte zu bilden. Leider ist seitdem die „frühere Harmlosigkeit und unbewußte Gutmüthigkeit der Badaga's zur bewußten und geregelten Opposition geworden."

An einem Sonnabende begleitete ich Herrn Möhrike nach Cotagherry[102] (16 bis 18 engl. M. von Kaiti). Auch dort nämlich hatten die Basler Missionare damals ein Haus stehen. In demselben wollte Herr Möhrike folgenden Tags den Engländern zu Cotagherry einen Gottesdienst halten.

Auf der Straße von Utacamund, die durch Sprengung eines Felsens verkürzt wurde, ritten wir in anderthalb Stündchen nach Kunur (Kleinort?).[103] Dieses wurde damals von Europäern, die ein milderes Klima brauchen, die Stille lieben und der modigen Gesellschaft minder bedürfen, Utacamund vorgezogen. Im Jahre 1852 legte man hier in der Nähe den Grundstein zu den neuen Baracken. Das erste Dorf, das wir sahen, als wir diese romantische Niederlassung im Rücken hatten, war Jedepilla. Von der Höhe, auf welcher es liegt, sprach ein Badaga ohne große Anstrengung zu einem andern Berge hinüber. Links tauchten die Höhen auf, die das Orange-Thal im Nord-Westen begrenzen. Die Straße nach Cotagherry windet sich fast immer bergauf und bergab.

Von Toghulhatty, durch das wir bald nachher kamen, erblickten wir die sogenannte „Sieben-Meilen-Spitze" (Seven miles top), sowie weiter rechts den „Kegelberg" (the conical mount), der fast senkrecht ins Unterland hinabfällt.

Auf einem einsamen Felsen saßen zwei Hirtenknaben und über-

wachten die im Thale weidenden Büffel. Weiterhin kamen wir an einem Bergsturz vorbei, der sich erst unlängst ereignet hatte Ein solcher Bergsturz ist auf den Nilagiris überhaupt nichts Seltenes.

Wir hatten einen herrlichen Blick hinab ins tamulische Tiefland bei Coimbatur; Alles verschwamm in Blau und Gelb. Das Lustschloß, das von Bischof Spencer erbaut und von General Gibson später erstanden und noch immer bewohnt wurde, verkündigte uns die Nähe von Cotagherry.

Herr Möhrike zeigte mir einen hohen Berg, dessen Gipfel eines jener räthselhaften Grabmäler trägt, die sich auf den Nilagiris so häufig finden, durch ihre Form[104] an die sogenannten Cairn's der alten Celten[105] erinnern sollen, und sehr wahrscheinlich den Vorfahren der jetzigen Todava's[106] angehören. Links auf einem Hügel mit lieblichen Feldern sahen wir Kalhatty in der Richtung des Orange-Thales. Ein Todava aus jener Gegend war uns eben in den Weg gelaufen. Er hatte vernommen, daß Herr Möhrike „den Weg der Wahrheit lehre", von dem er jedoch lieber „ein ander Mal" weiter hören zu wollen schien.

Ueber Kalhatty hinaus liegt auch eines der classischen Badaga-Dörfer: Tandanaduru. Dort ist der älteste Götze, den die Badager aus dem Tieflande mit heraufgebracht. So wenigstens sagen sie selber.

Man zeigte mir links die grüne Schlucht, worin die Gohata's ihre Todten verbrennen. Kurz vor Cotagherry sahen wir Horaschole. Ein Schwarm Gohata's kam mit Beute beladen über die Felder her. Und was war das für Beute? Stücke eines gefallenen Büffels, — rechte Leckerbissen für einen Gohata.

Die Tamulleute, die auch bei Cotagherry einen Bazar halten, feierten der Cholera wegen ein Kalifest. Viele derselben lagen behäbig auf dem Boden umher. Die bunten Gewande nahmen sich auf dem grünen Rasen neben den blauen Bergen nicht übel aus.

Unter den Tamulen zu Cotagherry befinden sich viele Katholiken. Ihr Priester wohnt in einer erbärmlichen Kapelle. In Utacamund sind zwei katholische Kirchlein. Sie stehen sich grade gegenüber, und zwar nicht bloß im örtlichen Sinne, denn eine hängt mit Goa, die andere mit Verapoli zusammen.

Auch das Missionshaus zu Cotagherry hat eine wunderliebliche Lage. Die Berge bilden hier eine Schlucht, die eine schöne Aussicht ins Unterland zuläßt.

Nach dem englischen Gottesdienst am folgenden Morgen, woran etwa 20 Personen Theil nahmen, stiegen wir in das Gohata-Dorf hinauf, das einen weit ärmern Eindruck machte, als die Badaga-Dörfer. Daneben war ein grüner Anger mit einigen sehr hohen Bäumen — der Gohata-Festplatz. Ich sah zwei Tempel, genau genommen zwei Schuppen, dicht neben einander stehen. Ihr Gott ist — ein Silber- und Gold-Blättchen, wenn nicht gar ein Stück Blech.[107]

Es giebt auf den Nilagiris im Ganzen nur sechs Gohatagiris,[108] d. h. von Gohata's bewohnte Hügel. Diese werden häufig von halbweißen und halbschwarzen Geiern mit gelbem Schnabel besucht, denn die eigentliche Beschäftigung der Gohata's (Kuhschlächter) ist die Zubereitung der Büffelhäute für den Handel. An dem Ackerbau betheiligen sie sich nur für den eigenen Bedarf und höchstens zum Eintausch von Metallen. Sie verfertigen nämlich den Badaga's nicht bloß die nöthigen Kleider, Körbe und Töpfe, sondern auch die Pflüge, so wie überhaupt alle Arbeiten in Eisen und daneben allen Schmuck in Gold und Silber. Diese Gohata's treiben übrigens auch Kuh- und Ochsenzucht. Sie melken nie; die ganze Milch kommt dem Kalb zugute, — das Kalb aber in vielen Fällen ihnen selbst. Sein Fleisch nämlich muß ihnen die hohen Feste versüßen helfen. Kein Wunder, daß die rechtgläubi-

geren Badaga's sie als rohe Pariahs betrachten, mit denen sie in der That die Heirathsbräuche so ziemlich gemein haben. Da auch ihre Sprache sich mehr dem Tamulischen als dem Canaresischen nähert, so liegt die Vermuthung nahe genug, daß sie ursprünglich aus der tamulischen Ebne heraufkamen.

Von dem Gohata-Dorfe folgten wir der schönen Kunststraße am Abhang eines Berges nach Dimhatty, das, auf einem Garten- und Felder-reichen Hügel gelegen, in weitem Kreise von Bergkuppen amphitheatralisch umschlossen ist. Zurückgekehrt begaben wir uns zu dem alten General Gibson, der uns freundlich zum Mittagsessen eingeladen. Ich versuchte dabei das Bier, das ein gewisser Ouchterlony auf den Blauen Bergen zu brauen angefangen. Es war in Ermanglung des Hopfens offenbar zu süß. Hätte man mir nicht gesagt, was es sein sollte, — ich würde es nicht für Bier erkannt haben

Oestlich von Cotagherry liegt Aschenny. Dort vorüber führte sonst die kürzeste und älteste Straße ins Tamulenland hinunter. Zu den berühmten Alterthümern von Aschenny ließ ich mich bei einem zweiten Besuch in Cotagherry von dem Missions-Gärtner, einem Gohata, geleiten. Mit ihm versuchte ich meine erste tamulische Unterhaltung. Er machte sich über die rauhe Kehle der Todavers von Grund seines Herzens lustig. Auf einem schattigen Wege, den zuweilen ein klares Bächlein kreuzte, gelangte ich schon nach einem Stündchen an das Ziel meiner Wünsche. Dicht hinter dem Dorfe, dessen männliche Einwohner sich uns größtentheils anschlossen, liegen zwölf Steine an einer Stelle, wo nach Osten zu der Blick frei ins Unterland hinabschweift. Drei davon sind mit heroischen Sculpturen bedeckt.[109] Man hat die Vermuthung ausgesprochen, daß hier die Todava's gegen die Djaina-Könige in Madura unglücklich kämpften und daß die Sieger die Heiligthümer der Gebirgsbe-

wohner in Sieges-Denkmäler umwandelten. Diese Vermuthung ist wohl zu bestimmt gehalten. Daß es aber Sitte war, gefallenen Helden in Waldesmitte Steine des Gedächtnisses zu errichten, bezeugen die folgenden Verse, die ich in einem alten klassischen Tamul-Werke gefunden habe, das zur Fertigung von Kriegs-Poesieen anleitet:

Ich setze die wichtigsten her:

„Nachdem die wackern Kämpen den schreckensvollen Leichnam aufgerichtet, schauern sie einen Blumenregen hin, während der Weihrauchsdampf sich dichtet; dem Helden, der von dem gewaltigen Pfeile des Feind-schreckenden Kriegers sterbend in den Himmel ging, haben sie in Waldesmitte ersehen und geeignet — einen Stein."

„Mit Blumen sprengt man Wasser, man räuchert daß der Duft aufwallt, und während das bezungte schöne Glöcklein schön ertönt, aufheben für den, der des Feindes Feuermuth auslöschend selbst erlosch, die beringten Kämpen lobpreisend — einen Stein."

„Der Wald brennt, des brennenden Kriegers Zorn rinnt in Thränen herab, die zusammengepreßte Gluth verkühlt sich; indeß singt man, verrichtet die ziemenden Bräuche, schwenkt das Gefäß mit Weihrauch und senkt ins Wasser — einen Stein."

„Beim Wehen von Kränzen läßt man die Glöcklein tönen, gießt Palmsaft aus, steckt Pfauenfedern auf, gräbt den Namen ein und errichtet so für den kampfheißen Helden, der, in der Schwertschlacht herrschend, stolz dastand, im wüsten Holz — einen Stein."

„Schlacht-Preis singend, weinend, weinend, in Jammer und Weh stand die Verwandtschaft, und mit ihr der Sänger, der den Stein des Herrn mit freigebigen Händen, die Hände faltend pries, — unverwandt wie ein Hüter der Weltgegend."[110]

Am Montag Morgen machten wir, im Verein mit der Tochter und mit dem Schwiegersohn des Generals, eine Partie nach den

„Saint-Catherine-Waterfalls“. Es ging zuerst anderthalb oder zwei Stunden fast immer bergab. Das letzte Badaga-Dorf, auf das wir in dieser Richtung stießen, sah ganz erbärmlich aus. Nun stiegen wir, erst durch Farrenkräuter und dann durch dicht verschlungenes Dickicht, an einer so steilen Bergwand hinunter, daß wir uns stets an den Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen festfassen mußten. Nach einem halben Stündchen waren wir bei dem Becken, in welches sich die Wasser, die mehr als hundert Fuß senkrecht herabfallen, lauttosend sammeln, um sich dann über lose umherliegende Felsstücke noch tiefer hinabzustürzen. Eine wildromantische Schlucht mit einem freien Durchblick auf das Tiefland! Früher fand Herr Möhrike hier auch die Fußtapfen von gelegentlichen Besuchern, die sicherlich nicht zu den sentimentalen Seelen gehören, — ich meine von Bären.

Die Reise hinunter war schlecht von statten gegangen, die Reise hinauf brachte ich nur mit aller Anstrengung zu Stande. Ich mußte es den beiden übrigen Herren überlassen, unsere Dame durch das Walddickicht hinaufzuschleppen und zu zerren.

Oben angekommen trennten wir uns bei dem vorerwähnten Badaga-Dorfe von unseren liebenswürdigen Begleitern und eilten über tiefe Thäler und hohe Berge querfeldein auf Kunur zu. Bei einem muntern Bächlein setzten wir uns nieder und frühstückten, indem wir die hohle Hand zum Becher machten. Mildes Klima und rauhe Wege! Wir kamen an einer einsamen Kaffeepflanzung vorüber und sahen unter anderm auch wilde Citronen. Nach etwa zwei Stunden erreichten wir in der Nähe von Kunur die Kunststraße.

Zwischen Kunur und Kaiti brannte die Sonne so heiß, als wollte sie uns schier zu Asche machen.

Die Badaga's.

Das Hochland der Blauen Berge, die Khunda's mit eingerechnet, zerfällt in vier Districte: Toda-Nadu, Megha-Nadu, Paranga-Nadu, und Khunda-Nadu, deren beziehentlichen Werth die Eingebornen folgendermaßen abschätzen: das erste kostet vier Groschen, das zweite einen, das dritte zwei und das vierte einen halben. Ueber alle vier Nadu's breiten sich die Badaga's in etwa 229 Dörfern. [111] Sie bilden nicht bloß die zahlreichste (6 bis 7000?) sondern auch die bedeutendste Bevölkerung der Blauen Berge, — denn sie allein bauen den Acker fleißig und regelmäßig. [112]

Ihre allgemeine Herkunft sagt ihr Name Badaga „Nordleute". [113] Der Druck eines muselmännischen Radja trieb sie vor zwei bis dreihundert Jahren aus Mysore herauf. [114] Mit diesem Gebiete unterhalten sie noch stets eine Verbindung. Ihr dortiger Wallfahrtsort liegt etwa zehn Meilen von Mysore (Nandjanagudi?). Dahin kommt selten einmal ein europäischer Jäger. Auch um Beriapatna zwischen Mercara, der Hauptstadt des Kurglandes, und Mysore soll sich eine Badagageschichte drehen. Zuerst wanderten, ihrer Ueberlieferung nach, bloß vier Brüder ein, die sich an vier verschiednen Orten ansiedelten. [115]

Die Dörfer der Badaga's haben alle so ziemlich dasselbe Ansehn. Sie liegen meist am Abhang eines schmucken fruchtbaren Hügels, und obschon ich eine ziemliche Anzahl derselben besucht habe, so ist mir doch kein einziges vorgekommen, das nicht die Vorderseite dem Thalesgrunde romantisch zugewendet hätte. Die zehn bis fünfzehn Häuser, die aus Lehmerde oder auch halb aus

Stein erbaut und mit Gras gedeckt sind, bilden, eng mit einander verbunden, eine grade Linie. Eine räumige, geebnete und gefestete Terrasse zieht sich dicht vor denselben hin. Dort trocknet, enthülst und verliest man das Getreide. Jedes Dorf hat, wo möglich, zwei Viehhürden, die der Tiger wegen von hohen Steinmauern umschlossen und mit verrammten Eingängen versehen sind. Dicht bei dem Orte liegt (wenn ich nicht irre, immer, oder doch oft) ein kleiner Areopagus, ein Sprech- und Raths-Hügel.

In jedem Hause sind — so glaube ich gehört zu haben — drei Abtheilungen: das Milchzimmer, das Schlafzimmer und das Besuchszimmer. Das erstere ist, wie bei den Todava's die Milchhütte, ein kleines Heiligthum; dort thront die Schutzgöttin des Hauses unsichtbar, und bloß der Mann darf es betreten.

Die Badaga's machen nur aus der Milch des Büffels Butter. Sie werden nie die Milch der Kuh über das Feuer stellen, noch sie zu allen Tageszeiten ohne Unterschied herausgeben. Sonst macht, wie gesagt, der Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung,[116] und der Boden der Blauen Berge lohnt, trotz seiner Granit- und Syenit-Natur, den Fleiß des Landmanns reichlich. Sami und Ragi ißt der Badaga am liebsten. Das aber gedeihet am besten in dem rothen Boden des Toda-Nadu, minder gut in dem mehr schwarzen des Megha-Nadu.

Auch die Badaga's zerfallen in mehrere Kasten[117], behaben sich aber lange nicht so kastenstolz und -steif als im Unterlande: sind doch hier die Brahminen, anderwärts die Hauptträger, -Heger und -Pfleger der Kaste, Ausgestoßene. Bei alle dem würden sie von einem Gohata auch nur ein Reiskörnlein anzunehmen sich schwer entschließen können. Es fehlt also auch ihnen an dem indischen Kastengeiste keineswegs. Trotzdem erklärte Herr Metz, der sich der Predigt unter ihnen besonders gewidmet hat, daß sie dem Evan-

gelio bei weitem zugänglicher seien als die kastenlosen Todavas. Für eine Frau zahlt man 30 bis 100 Rupies. Die Mädchen aber nehmen nicht selten Opium, wenn sie Jemanden, den sie nicht wollen, zu heirathen gezwungen werden. Im Fall sich ein Badaga-Mädchen nach den Khunda's verehelicht, so muß sie sich's gefallen lassen, daß ihr Leichenbegängniß auch in dem Nadu, in welchem sie geboren ist, zu seiner Zeit begangen werde. Man darf den Badagafrauen das Zeugniß geben, daß sie bei weitem minder frech als die Todavaweiber dareinschauen. Auch sind sie gar gehorsam. Kommt der Mann heim, so umfaßt das Weib seine Knie. „Du sollst leben" spricht dann der gnädige Eheherr.

Es sieht in der That patriarchalisch aus, wenn ein Aelterer einem Jüngeren begegnet und zum Gruße ihm die Hand auf's Haupt legt. Die gegenseitigen Fragen lauten gewöhnlich so: Bist du gekommen? Sind die Kinder wohl? Sind die Büffel und Kühe wohl? Sind die Weiber wohl? Bist du wohl? Hast du kein Fieber? Hast du gute Nachricht aus dem Dorfe? Die Todavas dagegen fassen sich kürzer. Sie fragen etwa: Bist du wohl? Hast du kein Fieber? Sind die Kinder wohl?

Die Badagas sind Verehrer Sivas. Ihre jährlichen Festtänze auf glühenden Kohlen zu Ehren des mondlockigen Gottes sind ihnen über alles theuer. Dennoch ist es mit ihrem Sivadienste nicht gar weit her. Ihre Stamm-Götzen streifen gradezu an rohen Fetismus. Darunter nämlich befinden sich ein Trinkgefäß,[118] eine Metallplatte und ein Spiegel — wahrscheinlich Reliquien aus der Zeit der ersten Einwanderung. Auch die Flüsse stehen bei ihnen in hoher Verehrung. Wer den Bach auf seinem Wege nicht grüßt oder gar hineinspeit, begeht eine große Sünde. Man speist ihn alle Jahre feierlichst mit Milch.

Die Badaga's entsandten einmal Vier aus ihrer Mitte nach

den vier Himmelsgegenden; sie sollten erkunden, was wol hinter der ungeheuren Alpeninsel, die sie von der übrigen Welt abtrennt, zu finden sei. Man gab einem Jeden die Weisung, seine Wanderung so lange fortzusetzen, bis er an das Meer käme. Die Drei, die nach Osten, Süden und Westen ausgegangen waren, kehrten natürlich bald zurück; derjenige aber, der seinen Weg nach Norden genommen hatte, wurde nie wieder gesehen. Seitdem verbinden die Badaga's mit dem Norden den Begriff der Unendlichkeit; im Norden liegt ihr Jenseits. So wenigstens legen sich die Badaga's die Sache selbst zurecht. Der wahre Grund, warum sie dem Norden diese Bedeutung beilegen, dürfte jedoch der sein, weil sie aus dem Tafellande Mysore vom Norden her auf die Blauen Berge eingewandert sind.

Am Nord- oder vielmehr am Nordostrande der Blauen Berge erhebt sich ein einzelner Bergkegel, der Nilagiri oder Blaue Berg im engern Sinne. Von dort aus schweift das Auge in die obere Welt hinauf und hinein, die sich die Badaga's, als Höhenbewohner, eben als einen Berg vorstellen und mit dem Namen Kanagiri, d. h. unsichtbarer Berg, bezeichnen. Dort am Nilagiri ist der Fluß, der diese untre „Sterbenswelt" mit der obern Welt verbindet; aber die Brücke, die darüber hinwegführt, ist nichts als ein dünner Faden, und den Bösen, der darüber will, schrecken Feuerflammen und Ungeheuer. Diesseit des Flusses steht eine Art Zollhaus; der Zollbeamte ist ein Verstorbener. Zu ihm kam, so erzählen die Badaga's, seine Schwester und ließ sich, ehe sie über die Brücke hinüberschritt, alles, was sie von unten auf sehen konnte, erklären.

Die Schwester. Die dort an des schwarzen Horlabaumes Fuß, gleich ungebändigten Kälbern, mit Stricken umschlungen hängen, was für eine Zunft ist das, o Bruder?

Der Bruder antwortet, daß das diejenigen seien, die sich

selbst erhängt haben. Das kommt nämlich ziemlich oft unter den Badaga's vor. Wenn sie sich für unheilbar krank halten, so nehmen sie ihre Zuflucht zum Strick oder — Opium.

Die Schwester. Aber die dort auf des Thales Boden, in verfallener Grube, nach dem Taback greifen und ein wenig, wenig Rauch hinblasen; was für eine Zunft ist das, o Bruder?

Der Bruder antwortet, daß das die Seelen derjenigen seien, die Wittwen geschlagen und deren Gut verzehrt, die Geborgtes vergeudet und den Armen nichts als Hindernisse in den Weg gelegt haben, mit einem Worte die Seelen aller pflichtvergeßnen Schulzen. Solcher gibt es leider sehr viele unter den Badaga's; die Bestechung namentlich ist sehr im Schwange.

Die Schwester. Wohlan Bruder! Wer sind denn aber, die in jenem Garten, einem Opiumgarten, Wasser gießen, Bruder?

Der Bruder antwortet, daß das die Opiumesser seien, die nun zur Strafe an Opiumpflanzen „bis zum Sterben" Wasser ausschütten müssen. Das Opiumessen hat leider auch zu den Badaga's seinen Weg gefunden.

Die Schwester sieht darauf ein einsam schreiendes Kind, über und über mit Mücken bedeckt, und fragt, was das zu bedeuten habe.

Der Bruder. Weißt du das nicht, o Schwester? Die welche sagt: „Ich hab' eigne Kinder!" und Andrer Kinder, so sprechend, wegtreibt, deren Kind ist ein solches Kind. Keine Mutter hebt es auf; bä bä bä schreiend, weint es stets.

Die Schwester. Wohlan Bruder! Die Brust fließt mir über, Bruder! Soll ich die fließende Brust ihm geben und wiederkommen?

Der Bruder. Verloren bist du, o Schwester! Gehst du dorthin, des Kindchens Händ' erfassend, siehe, so fressen dich zausend und zerrend auf einer Seite das Scheffelmaul, auf der andern Seite der Rabenschnabel.

Die Schwester. Dort am Abhang seh' ich ein sprossendes Saatfeld; anschießende Aehren hat's hervorgetrieben, Halme wie Pflanzen hat's erhoben; Gelte-gleiche Aehren hat's hervorgetrieben, das grüne Feld. Was für ein Feld ist das, Bruder?

Der Bruder antwortet unter anderm:

Das Feld deß, der einem zur Tenne Kommenden Almosen ertheilt hat,
Das Feld deß, der einem mit Begehr Kommenden Reis ertheilt hat,
Das Feld deß, der einem eingemummt Kommenden Feuer ertheilt hat,
Das Feld deß, der einem der Kleider Ermangelnden Kleider ertheilt hat.

Die Schwester. Mag sein Bruder! Die aber dort auf dem Büffelwege rothe Erd' aufgraben und essen, — was für eine Zunft ist das, Bruder?

Der Bruder. Das sind die, so eben Reis auf den Teller ausgeschüttet und dann plötzlich ausrufend: „Es kommen Leute!" unter den Schenkel ihn bargen. — „Erde iß!" heißt es nun.

Die Schwester. In jenem Dorf, bei einem schönfarbigen Haus, an einer Thür, auf kalkprächtiger Verandah, — wer sind die, so dort eines Munschi (Dolmetscher, Schreiber ꝛc. der Regierung) Geschäft versehen?

Der Bruder. Die keine Lüge gesprochen, keine Verleumdung gesagt, keine Streitsache vor Gericht gebracht, ins Reis kein Gift geworfen, ihr Eignes in Acht genommen, die mit Gott-gegebner Weisheit und in Gott-gegebnem Wege gelernt, die mit Gott-gegebnem Aug' gesehen, die mit Gott-gegebnem Fuß gewandelt, die mit Gott-gegebner Hand geschafft, die den Gott-gegebnen Reis genossen, — die versehen jetzt bei Gott eines Munschi Geschäft.

Die Schwester. Was ist dort im Fluß, der ins Land der Kurumber, o Bruder, hinab fließt?

Der Bruder. Weißt du das nicht, o Schwester? Feuer gleich erscheints; eine Flammensäule ist es, o Schwester.

Die Schwester. Zwischen jenem und diesem Ufer, — wie eine Brücke ist es gebaut. Was ist das, o Bruder?

Der Bruder. Eine Fadenbrücke ist's, o Schwester.

Die Schwester. Rechts sind zwei Häuser, links sind zwei Häuser, in der Mitte sind zwei Häuser, die sich geöffnet. Was für Häuser sind das, o Bruder?

Der Bruder. Weißt du das nicht, o Schwester? Rechts sind zwei Häuser — der Sünde Häuser; links sind zwei Häuser, — des Lasters Häuser. Die in der Mitte, — die offnen Häuser, zwei sind es, sind die Häuser der Tugend, o Schwester.

Die Schwester. So ist's, o Bruder. Ich — in der Tugend Haus will ich eilend gehn.

Der Bruder straft nun die Schwester darüber, daß sie ihrer Seligkeit so gewiß ist, indem er spricht: Solche Weisheit, warum lerntest du sie, o Schwester? Wem eine dreistöckige Leichenpyramide, ja eine sechs- oder neunstöckige erbaut worden, und wer dann, ganz zu Asche verbrannt, auch den gebührenden Zoll entrichtet hat, — wenn der nun dorthin geht, kommt der wol in das Haus der Tugend? Weiß nicht. Oder aber — kommt er wol in das Haus der Sünde? Ich weiß nicht.

So weit das Gespräch.[119] Es lag mir bei Mittheilung desselben nur daran, meine Leser mit der Art, wie die Badaga's in sittlicher und religiöser Beziehung denken und fühlen, einigermaßen bekannt zu machen. Berge und Thäler, Felder, Büffel und Kühe spielen in den Vorstellungen der Badaga's vom Jenseits eine große Rolle. Ganz natürlich; das ist die Welt, in der sie leben und

weben. Man kann übrigens einen gewissen sittlichen Ernst in dem Ganzen nicht verkennen; auch sind einige Strafen, die auf die Sünde gesetzt sind, ganz dem Gesetz der Gerechtigkeit angemessen: „Womit Einer sündigt, damit wird er gestraft."

Der letzte Ton des Gesprächs aber klingt in ein wehmüthiges „Weiß nicht; ich weiß nicht!" aus. Nun das ist ein ehrliches Heidenthum, das offen bekennt, darüber ob eine Seele dem Himmel oder der Hölle zueilt, keine Gewißheit verleihen zu können.

Sobald ein Badaga stirbt, gehen Boten nach allen benachbarten Dörfern, wo Verwandte des Verstorbenen leben, und rufen den Bewohnern des Dorfes von ferne zu: Der und der ist gestorben. Der Leichnam wird alsbald auf einer Bahre von ganz eigenthümlicher Gestalt an das Haus gesetzt. Die Bewohner des Dorfes und die benachbarten Freunde sammeln sich, und nun beginnt die Todtenklage, wobei sich auch der Tomtom, die indische Trommel, und manches andere unmusikalische Instrument vernehmen läßt. Die Männer tanzen, bis die Sonne über den Scheitelpunkt hinunter ist und machen dabei so sonderbare und so gewaltsame Geberden, bücken sich so tief und greifen so krampfhaft umher, als lägen sie mit einer unsichtbaren Macht im Kampfe, und als wollten sie die bösen Geister von der Leiche zurückhalten. Nun wird eine Büffelkuh in den Kreis hereingeführt oder vielmehr mit Gewalt hereingetrieben, man melkt sie ein wenig und schüttet dem Verstorbenen ein Paar Tropfen Milch in den Mund. Diese Scene wiederholt sich zehn- bis zwölfmal: eine Büffelkuh nach der andern muß dem Verstorbenen die letzte Labung reichen. Es ist ja der Büffel das Lieblingsthier des ackerbauenden Badaga's und zwar in so hohem Grade, daß selbst der stumpfeste Greis, wenn des Abends die Büffel heimkehren, wieder auflebt und sie mit leuchtenden Augen in die Pferche

hineinzählt. Nachdem man dem Todten nun noch eine letzte Gabe auch von der Lieblingsfrucht des Feldes in den Mund gesteckt hat, setzt sich der Leichenzug in Bewegung. Einige der Versammelten nehmen die Bahre vom Boden auf und machen sich auf den Weg nach dem Platze, wo die Leichen verbrannt zu werden pflegen. Das Musikchor schreitet der Leiche voraus, die weiblichen Verwandten gehen fächernd neben ihr her, die Männer aber laufen stets eine kurze Strecke vorweg, wenden sich schnell um und werfen sich vor der Bahre der Länge nach auf den Boden.

Nicht weit von dem Scheiterhaufen wird die Leiche niedergesetzt, und nun kommen wir zum eigentlichen Mittelpunkte der Todtenfeierlichkeit, die sehr lebhaft an das Alte Testament erinnert. [120] (3. Mos. 16). Zwei Büffelkälber werden herbeigebracht und angebunden. Auf das eine derselben legt man alle Sünden des Verstorbenen und seines ganzen Geschlechtes, läßt es dann los und jagt es spornstreichs in die Wüste.

Die Weise aber, wie man die Sünden des Verstorbenen und seines ganzen Geschlechts auf das Büffelkalb legt, ist ziemlich feierlich. Einer sagt dabei eine Art Litanei her, die mit einem Sündenregister anhebt und mit einem Tugendregister schließt. Ein Zweiter aber gibt ein bekräftigendes Ja und Amen dazu. Die Sache lautet in freier Uebertragung und in verkürzter Form etwa so:

Aus der Sterbenswelt in die Große Welt geht die Reise, mit der Leichenpyramide die Reise. Mögens auch tausend und acht Sünden sein, unter des Stieres Fuß sollen sie fallen: seiner Urgroßmutter Sünden, seines Urgroßvaters Sünden, seiner Großmutter Sünden, seines Großvaters Sünden, seiner Mutter Sünden, seiner Familie Sünden!

Er hat seine Brüder aus Neid entzweit! „Sünde".* Er hat auf dem Feld die Grenze verrückt! „Sünde." Er hat einen einsamen Baum entwurzelt! „Sünde." Er hat zornig vom Dornbusch das Kleid ge-

* Die Worte zwischen Anführungszeichen spricht stets der Zweite.

rissen! „Sünde". Tausend und acht Sünden mögen es sein, unter des Stieres Fuß sollen sie fallen!

An Buschwerk hat er die Hand gelegt! „Sünde". Einen Haufen Gesträuch hat er weggeräumt! „Sünde". An des Weibes Seit' eine Andr' angeblickt! „Sünde". In der Schwester Haus hat er Spott getrieben! „Sünde". Er hat vor der Sonne ausgespieen! „Sünde". Den fließenden Bach ohne Gruß berührt! „Sünde". Auf brennendes Feuer das Wasser gelassen! „Sünde". Eine Schlange hat er umgebracht! „Sünde". Eine Eidechse hat er umgebracht! „Sünde".

Des Todtenhauses Thür eröffne sich! Die Herrlichkeit soll sich nähern! Der Tugend Behausung thue sich auf! Das Sündenhaus soll sich schließen! Das Todtenhaus öffne geschwind die Thür! Vom Nilagiri gehts in den Kanagiri! Der Tugend Behausung thue sich auf! Das Sündenhaus soll sich schließen! Er nahe der goldnen Säule sich! Zur silbernen mög' er gelangen! Zur brennenden soll er sagen: Sei kalt! Das Todtenhaus öffne die Pforte! Die Herrlichkeit möge sich nähern! Neben der Sünde weg soll er eingehn! Die Fadenbrücke soll feststehn! Der Grube Mund soll sich schließen!

Er hat seiner Eltern Fuß umfaßt! „Eine Tugend!" Der Königsfamilie Fuß umfaßt! „Eine Tugend!" Vor drei tausend Guru-Häusern tief sich gebückt! „Eine Tugend!" Vor neun tausend Priestern tief sich gebückt! „Eine Tugend!" Er hat dem Monde Verehrung gezollt! „Eine Tugend!" Der Sonne die Hände entgegen gefaltet! „Eine Tugend!" Der Familienglieder Fuß umfaßt! „Eine Tugend!" Des verjagten Stieres Fuß umfaßt! „Eine Tugend!" Des verjagten Stierweibs Fuß umfaßt! „Eine Tugend!" Vor sechs tausend Herrnhäusern tief sich gebückt! „Eine Tugend!" Einen Leichenwagen sechskupplig erbaut! „Eine Tugend!" Einen Leichentempel dreikupplig erbaut! „Eine Tugend!" Eine Leichenpyramide neunkupplig erbaut! „Eine Tugend!" Die sechs Dörfer der Iruler und Kurumber hat er zusammengerufen! „Eine Tugend!" Einen ellenlangen Sack mit Getreide gebracht! „Eine Tugend!" Einen hauslangen Sack mit Reis gebracht! „Eine Tugend!" Wie Regenwasser, so viel Schmalz gebracht! „Eine Tugend!" Wie Thau, so viel Leute zusammengerufen! „Eine Tugend!" Tausend

dreihundert Sünden mögen es sein! Unter des Büffels Fuß sollen sie fallen!"

Darauf erheben die Leidtragenden den einstimmigen Ruf: Sie sollen fallen, sollen fallen, fallen! Sie sind gefallen, sind gefallen, gefallen! Zu gleicher Zeit wird das Büffelkalb gelöst und unter dem betäubenden Geschrei der Versammlung: Hinweg, hinweg, hinweg! rennt es wie rasend davon.

Zuletzt wird der Leichnam, das Gesicht nach unten und das Haupt nach Norden gekehrt, auf den Scheiterhaufen gelegt und verbrannt.

Ein Ausflug durch das Meghanadu.

Es war am 11. April, als ich mich mit Herrn Metz auf den Weg machte, um sein Arbeitsfeld unter den Badaga's aus eigner Anschauung näher kennen zu lernen. Da unser Weg meist ungebahnt, querfeldein über Thal und Hügel ging, so ließen wir die Pferde in Kaiti und vertrauten uns den eignen Füßen an.

Noch ehe wir das erste Dorf Kerhada erreichten, zeigte mir mein Begleiter das Tempelchen eines Badagagötzen, dessen Name in der That schnurrig klingt. Er heißt nämlich Kallu-Kambha-Radja d. i. Stein-Pfeiler-König.

In dem Dorfe Kerhada, das, wenn ich mich recht erinnre, nicht eben zu den blühendsten Badaga-Dörfern gehört, sahe ich gleichwohl viel Schmuck; Schmuck ist einmal die schwache Seite aller Hindus. Wenn dem Kinde die Ohren durchbohrt werden, so bekommt es, zu den silbernen Ohrringen, von den Verwandten auch goldene.

Einer der angesehensten Männer des Dorfes begleitete uns eine Strecke weiter. Er hatte ein besonderes Anliegen, „Protection," wie er es selber nannte. Um wo möglich seine eignen Leute anzubringen, verleumdete er die Knechte des Missionshauses, die aus einem andern Dorfe stammten. Damit fiel er natürlich durch. So oft Herr Metz einen Satz zu Ende brachte, streuete der unterwürfige Badaga ein lobpreisendes „Buddhi, Buddhi!" d. i. Weisheit, Weisheit! dazwischen.

Die Badagas in der unmittelbaren Nähe von Kaiti und Utacamund sind selbstverständlich keine Muster-Badagas. Der Einfluß der Europäer und des Bazars zu Utacamund wirkt zunächst nur verschlimmernd auf ihren Charakter, indem er ihnen das größte Gut, das sie bis jetzt besaßen, die patriarchalische Einfachheit und Genügsamkeit entreißt. Sie selbst sagen: Das Geld der Engländer bleibt nicht; unter Tippo Sahib war es anders. Ein auffallender Ausspruch: denn Tippo Sahib legte den Bewohnern der Nilagiris, die er wie sein Vater Hyder Ali zugleich als eine Veste gegen seine Feinde in Malabar und Coimbatore betrachtete, nicht bloß sehr harte Abgaben auf, sondern ließ sie auch förmlich ausplündern, — ja und die Geplünderten selbst mußten das Geplünderte nach Danaikencotta hinunter schaffen, wo die Mysoraner eine Festung und ein großes Magazin hatten.

Haben die Europäer den Badagas den Luxus gelehrt, so haben ihnen die Tamulen die Kunst der Lüge gebracht. Diese nämlich sind ziemlich stark vertreten auf den „Hills", wo Tamul die Sprache der Regierung ist und daher die Bureaus derselben sich hauptsächlich ihnen öffnen. Tamulen wetteifern auch mit Parsi's und Mapilla's auf dem Bazar, und Viele kommen alljährlich herauf, um Schmalz, Calmus, Zwiebeln u. s. w. aufzukaufen.

Das letztgenannte Erzeugniß gedeihet namentlich in Meghanadu

vortrefflich. Man erntet es jährlich zweimal. In Meghanadu nämlich hat fast jedes Dorf ein Bächlein. Nicht so in den Khundas.

Wir hatten, obgleich es allenthalben mit Regen drohte, einen wunderlieblichen Anblick auf Utacamund. Auf unserm Wege sahen wir außer der „Stachelbeere der Blauen Berge" auch die Brasilianische Kirsche. Die Wolfsmilch gedeihet hier zu ungeheurer Größe. Bald kamen wir zu einem h. Haine der Todava's, einem sogenannten „Tiriri", — jetzt ein ganz vernachlässigtes und verwildertes Dickicht.

Hossa Hatti (Neu-Dorf) ein zweites Badaga-Dorf, besteht aus nur acht Häusern. Ich sah außer vielen Hühnern nur zwei erwachsne Menschen, ein Brüderpaar. Sie kauerten regungslos am Boden. Der eine erwärmte ein Kind in seinem Mantel; der andere sah zu.

In Kalla Korre stießen wir auf einen Zauberer. Er trug einen Mantel mit rothen und blauen Streifen und dazwischen genähten Verzierungen. Das war ein Zauberer aus dem eignen Stamme. Die Badagas halten aber jeden Todaven und namentlich jeden Kurumben für einen Hexenmeister. Jener bezaubert das Vieh, dieser die Menschen.

Auch die Badagas nehmen in Krankheiten ihre Zuflucht häufig zu dem Zauberer. Ihre Hauptleiden sind Rheumatismus, Wassersucht, Ruhr u. s. w. und ihre Hauptarzneien Opium und Brennen. Das letztere wenden sie besonders gegen Kopfweh, Bauchgrimmen und Rheumatismus an. Wenn ein Badaga sehr krank ist, so erhängt er sich nicht selten oder nimmt Opium.

Wir kamen nachher wieder auf die Melur-Straße, die an Sundabetty vorbeiführt. Der eine der zwei Arme des Khundaflusses dort in der Nähe ist sehr reißend. Die Badagas werfen zu seiner Besänftigung alljährlich vier Groschen hinein. Wenn sie doch lieber ein ordentliches Brücklein darüber bauen wollten! Bald

wurde der „Gottesberg" der Badagas sichtbar. Bei Placolla schlängelt sich der wilde Fluß wahrhaft mäanderisch.

In dieser Gegend giebt es viele Brahminen-Dörfer. Dasjenige, dem wir am nächsten kamen, heißt Mikeru. Im Kreise umher aber liegt noch Manihatti, Hallakorre, Tangadu, Arrehatti u. s. w.

Hier in der Nähe haben die Basler Missionare ein mehr als bescheidenes Häuslein, eben nur ein Dach und Fach gegen Wind und Wetter, gerade auf der Stelle eines früheren Toda-Dörfleins. Nur ein sehr schöner Baum ist aus der alten Zeit geblieben. Dort machten wir für den nächsten Tag Halt und verplauderten die letzten Stunden desselben bei einem — ich hätte fast gesagt — hellen Kaminfeuer. Es war aber leider so wenig hell, daß es die ganze Hütte zu einem Rauchfang machte. Dennoch plauderte es sich da mit meinem sehr gemüthlichen Begleiter gar gemüthlich, während draußen der Wind pfiff und der Regen rauschte.

In der Abenddämmerung gingen wir nach einem der benachbarten Brahminen-Dörfer hinüber. Eben kamen die Büffel von der Weide heim. Die Leute baten uns dringend, ja nicht in's Dorf hinein zu gehen, damit uns ihre Büffel nicht spießen möchten.

Vor einiger Zeit war hier in der Nähe eine Rathsversammlung. Ein Sohn wurde angeklagt, daß er seine Mutter nicht unterstützen wolle. Man erkannte auf Ausstoßung aus der Kaste. Da fiel er vor seiner Mutter nieder und gelobte.

Als wir am andern Morgen hinaustraten, hatte sich der Himmel abgeklärt, und eine herrliche Aussicht auf die Khundaberge eröffnete sich. Die Bewohner der letzteren nennen die drei übrigen Nadu's, die hügelig genug sind, „Meidan" (Ebne). Wir behielten auf unserer Weiterreise das Khunda-Nadu stets zu unsrer Rechten. Tief unten rauschte der Khunda-Fluß.

Bei Kanneri, dem nächsten Badaga-Dorfe auf unserem Wege, herrscht viel Fieber. Wir sahen viele Badaga-Orte[121] auch im Khunda-Nadu liegen, unter andern Kil-Khunda (Unter-Khunda) mit dem Heiligthume der Kadhetti, einer Wald-Göttin. In Mandjuri, ebenfalls im Khunda-Nadu, wollten die Leute dem Herrn Metz ein Stück Land zum Aufbau einer Hütte schenken, falls er sich bei ihnen niederlassen und sie auf diese Weise „protegiren" wollte. Die Badagas auf den Khunda-Bergen haben auch im tiefergelegenen Walddickicht einen Weideplatz. Diejenigen, die der Heerden wegen dahinuntermüssen, werden stets krank, ehe sie sich gewöhnen.

Wir sahen auch das sogenannte neue Nadu; die Eingebornen nennen es bloß den fünften Berg. Dieses führt auch den Namen Schigabetta d. i. Seifenkrautberg. Es ist eigentlich ein Theil der Khundas, — eine Ecke, die von den übrigen Massen nur durch eine Schlucht getrennt wird.

Das nächste Dorf war Meinale, so recht in der Fieberregion. Dieß und noch sechs andere heißen Kilur (Unterdorf). Wir mußten gewaltig steigen; dicke Luft umfing uns und von oben her brannte die Sonne.

Hier leben die Badagas in beständiger Furcht vor den räuberischen Mapillas aus Malabar. Diese überfallen nicht selten ein einsames Dorf und gehen nicht eher fort, als bis sie ein gut Theil Beute beisammen haben. Sie verbrennen den Badagas die Finger, bis sie sagen wo das Geld ist. Als die Regierung Viele der aufständischen Mapillas erschießen ließ, so freuete sich Niemand mehr, als der Badaga. In Meinale war ein Sipahi stationirt; ein Loch in einem der Badagahäuser diente als Schießscharte. Jener Sipahi sah aber ganz und gar nicht so aus, als würde er die Mapillas aufessen.

Von Meinale aus schauten wir in eine Schlucht der Khunda-Berge hinein, die, wie die Badagas behaupten, jedem Europäer den Tod bringt. Vielleicht, daß von dort her die ersten Europäer vordrangen und dem Fieber erlagen.

Auch in Mantscha-Kambay — ebenfalls einem Unterdorfe — fanden wir einen Sipahi vor. Hier geht es stracks zu den Irulern hinab, deren erstes Dorf Sundabetta ist. Dort war zur Zeit ein Bellalen Schulze. Die Iruler („Dunkelmänner") bewohnen eigentlich das unterste Walddickicht; ihre übrigen Dörfer liegen daher mehr in der Ebne. Sie führen gewöhnlich den Namen Mulli.[122] Die Iruler kommen jedoch aus dem „Dunkel ihres Waldes" gelegentlich herauf, um eine Art Mäuse oder Ratten zu fangen und ganze Lasten dieser leckern Speise mit hinunterzunehmen.

In Mantscha-Kambay waren damals auch drei Hütten der Kurumber,[123] die zwischen den Irulern und den Badaga's auf den wald- und grasreichen Gebirgsabhängen ihr Hauptquartier haben. Sie waren leider gerade zaubern gegangen. Das ist ihr eigentliches Handwerk. Die auf dem westlichen Abfall der Blauen Berge sind die betriebsamsten. Sie bauen einige Körner, fällen Zimmerholz und fertigen Körbe. Alle aber zeichnen sich durch eine kleine Statur, einen ungeschlachten Gliederbau und dichtgefilztes Haar vor allen Uebrigen, mit Ausnahme der Iruler, auf das unvortheilhafteste aus. Bei alledem sind sie, wie schon gesagt, das Schrecken der abergläubischen Badaga's, die ihnen die Fähigkeit selbst durchs Schlüsselloch einzuschlüpfen unbesehens zutrauen. Zu ihrem Ruf als Tausendkünstler hilft ihre Kenntniß heilsamer Wald-Kräuter, -Harze und -Wurzeln sicherlich mit.

Muß doch der Badagapriester, der nur zum täglichen Opfern taugt, bei den Hauptfesten dem elenden Kurumben das Feld räumen. Ein Kurumben macht namentlich den ersten Pfluggang, in

dem er den Ochsen beim Horne faßt; sonst bleibt ja der Segen der Ernte aus. Diesen Hocus Pocus muß der arme Bauer ziemlich theuer bezahlen. Damals übrigens lebten die Badaga's eben so wohl als die Todava's mit dem Kurumber-Stamme auf gespanntem Fuße. Einer des letztern nämlich hatte die Tochter eines Badaga-Schulzen getödtet; darauf waren die Kurumber von den Erstern zu Feste geladen und zum großen Theile niedergemacht worden.

Das war eine prächtige Aussicht, die wir von Mantscha-Kambay hatten! Steil fällt der Shigamale ab und über die Bhovani-Berge ragen die Animale-Berge herüber. Die erstern erinnerten mich in ihren Formen und Farben an die Berge am Todten Meere: faltig, luftig und duftig!

Wir kamen wieder auf die von Sullivan angelegte Melurstraße und gelangten bald nach dem eigentlichen Kilur. Dort besahen wir die erst kürzlich entdeckten Steine mit heroischen Sculpturen, ähnlich wie die bei Aschenny, nur daß die bei Kilur, zum Theil wenigstens, mehr auf Jagd als auf Krieg zu deuten scheinen.[124] Sie liegen mitten in einem dornigen Dickicht. Ein mächtiger Schelebaum breitet einen Theil seiner Aeste darüber. Es sind meist vier Steinplatten viereckig zusammengestellt, mit einer fünften als Decke darüber. Die abergläubischen Badaga's haben nun in aller Geschwindigkeit ein heiliges Teru („Wagen") unter dem Baume aufgestellt, denn sie lassen es sich nicht nehmen, daß die Figuren auf den Steinen da Götter, und zwar die Götter ihrer Vorfahren darstellen. Ei was für bedenkliche Gesichter sie machten, als unser Hund über die h. Stätte lief!

Nachdem wir im Schatten des Schelebaum's ein einfaches Frühstück zu uns genommen, machten wir uns wieder auf den Weg und traten bald darauf in den dunkeln Hain des Tunda-Maha-Linga mit einem runden Steintempel. Hier begehen die

Badaga's alle Jahre ein Fest und alle zwei Jahre den bereits erwähnten „Tanz auf glühenden Kohlen." Noch lagen die Kohlen von der letzten Feier da. Kilur und Umgegend ist überhaupt ein rechtes Götzennest. Man nennt Siva, dem zu Ehren jener feurige Reigen geführt wird, Tannideveru „Kühl-Wasser-Gott", indem sonst die glühenden Kohlen die Sohlen der Tänzer wie kühlendes Wasser berührten. „Sonst" sagt man wohlweislich, denn erst im Jahre zuvor hatten sie Einem die Füße ganz ordentlich versengt.

Von Kilur (Unterdorf) kamen wir nach Melur (Oberdorf), wo der Oberschulz des ganzen Nadu wohnt. Von sämmtlichen Badaga-Schulzen sind nur drei besoldet und zu diesen gehört natürlich auch der in Melur. Der Gehalt wird sich etwa auf zwei Thaler monatlich belaufen — eine ganz hübsche Summe für einen Badaga. Von hier aus schweift der Blick so recht in das klassische Land der Badaga's hinein. [125]

Nach Melur hatten wir unsre Pferde bestellt. Wir trabten dicht am „Gottesberge" vorüber. Das Wasser, das von da herabrinnt, ist so gut wie Milch. So sagen die Badaga's. Uns schmeckte es wie jedes andere Wasser.

Ein steiles, aber schönes Thal begleitete uns zu unsrer Rechten. Leider haust darin das böse Fieber. Wir hatten wieder einen deutlichen Blick ins Unterland bei Coimbatore. Herr Metz, der anderswo Geschäfte hatte, ritt seitwärts ab; wir trafen aber nach einem Stündchen in Adhikarihatti wieder zusammen.

In der Mitte der Häuserreihe von Adhikarihatti sahen wir ein bemaltes Tempelchen eingebaut, dessen Götze oder vielmehr Götzchen ein silberner Reiter ist. Unten liegt ein Mahalinga-Tempel. Den üblichen Rathssitz vor dem Dorfe fanden wir hier besonders stattlich: ein rundlicher Rasenhügel. Man hatte ihn mit Steinen eingefaßt und zwei Steine darauf errichtet. Weiter

abwärts vom Dorfe liegt unter einem prächtigen Baume noch ein andrer Versammlungsort für den Fall daß Fremde einsprechen. Die Badaga's wissen zu leben.

Später kamen wir durch Mutenadu (Erstes Nadu?) und von da endlich nach Karteri mit dem bekannten Wasserfalle.

In dem waldigen Bergkessel, der beiläufig auch von Tigern und Bären besucht wird, liegt die Kaffepflanzung, die derselbe Herr, der den Basler Missionaren das Haus in Kaiti schenkte, dem Sohne des anglikanischen Missionars in Coimbatore überlassen hatte. Das Geschenk hatte dem jungen Manne viel Mühe und Geld umsonst gekostet; er war eben daran, die ganze Besitzung um jeden Preis zu verkaufen.

Die Kaffebäume blüheten grade und zwar so üppig, wie ich es nie wieder gesehen habe, Rosen und Pfirsichen standen voll und frisch daneben.

Ein liebliches Thal brachte uns in zwei Stunden nach Kaiti. Gen Westen waren wir ausgezogen; von Osten her kehrten wir zurück.

Ein Besuch bei den Todava's.

Neben oder vielmehr über den Badaga's, die den Pflug fleißig führen, haust ein träges Hirtengeschlecht — die Todava's,[126] die für die eigentlichen Urbewohner der Nilagiris gelten und sich daher auch als Herren des Grundes und Bodens behaben. „Unsere Väter sind von nirgends her," sagen sie.

Sie sind zur Zeit bis auf 600, nach ihren eigenen Angaben gar bis 3 oder 400 Seelen zusammengeschmolzen. Ihre Weiler,

die, meist im Toda-Nadu, im Westen des Nilagiri-Plateau, gelegen, aus drei bis fünf Hütten bestehen, und in der Regel nur von Einem Familienganzen bewohnt werden, belaufen sich auf ungefähr hundert. Davon liegen vierzehn in Trümmern, und wieder andere, und das nicht wenige, werden nur zu gewissen Jahreszeiten bewohnt. Die Todava's nämlich sind bis zu einem gewissen Grade Nomaden. Desungeachtet gehören diese paar Hirten, die im Jahre 1847 960 Rup. als Büffel-, und 400 Rup. als Gras-Steuer zahlten, auf den höchsten Spitzen der Nilagiris, wo sie, wie auf einem einsamen Eiland im unermeßlichen Ocean, von der gesammten indischen Welt abgeschieden leben, zu den allerinteressantesten Völkerstämmen in ganz Indien. Kein Volk im Süden und im Norden Indiens hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Reisenden und der Gelehrten so in Anspruch genommen,[127] wie die Todava's, und fast maßlos ist die Bewunderung gewesen, die man dem Charakter derselben zollen zu müssen glaubte. Selbst unser wackerer, sonst so nüchterner Ritter, der mit bloßer Hilfe von Reiseberichten Indien meist so genau und so anschaulich beschrieben hat, als wäre er selbst an Ort und Stelle gewesen, ist von einer gewissen Vorliebe für dieses Volk nicht freizusprechen, und obschon er neben ihrer patriarchalischen Einfalt auch ihrer Trägheit, ihrer Vielmännerei u. s. w. Erwähnung thut, ja sie selbst von dem Vorwurfe des Kindermords nicht frei zu sprechen wagt, so schildert er sie doch im Uebrigen so überaus vortheilhaft, daß man schon dadurch begierig wird zu hören, was das für ein Volk sein möchte, in welchem sich so große Tugenden und Laster vereint finden. Doch nicht um ihres eigenthümlichen Charakters willen im Guten oder im Bösen habe ich geglaubt, die Todava's den allerinteressantesten Völkerschaften Indiens beizählen zu dürfen. Weswegen denn sonst? Für jetzt gedenke ich meine Leser mitten unter die Todava's zu

führen. Um ihnen die Sache recht anschaulich zu machen, will ich sie geradezu auf die Reise zu einem Dorfe derselben mitnehmen.

Wohlan, wir schlagen unser Quartier in Kaiti auf und zwar im Missionshause der Basler, so recht am Fuße des Dodabetta oder Großen Berges, auf dessen höchstem Gipfel sich die großartigste Rundschau über die Nilagiris und die nähern und weitern Umgebungen derselben entfaltet. Darum zuerst da hinauf! In anderthalb Stunden sind wir bei dem Observatorium auf dem höchsten Punkte des Dodabetta angelangt. Von da herab fällt das Auge zunächst auf den klaren Seespiegel bei Utacamund, auf die grünen Haine, die es umgeben, und auf die über alle Hügel wie hingestreuten weißen Häuser der europäischen Ansiedler, die in diesen luftigen Regionen sich von dem „Feuerofen" der Tiefebene zu erholen suchen. Darüber hinaus aber und rund umher schweift das Auge über das hohe, von Gebirgsreihen allenthalben durchbrochene Tafelland der Nilagiris als über einen großen, grünen, am äußersten Horizont von einzelnen Piks umzingelten „Alpenpark". Gegen Osten schauest du in den reich bewässerten Garten von Coimbatore, dem ersten bedeutenden Ort in der tamulischen Tiefebene, auf deren vollkommner Tafelfläche mit wechselnden Lichtern die einzelnen Städte und Dörfer sich weithin durch das Dunkel der Gärten und den Schimmer der Teiche und Seen bemerklich machen; gegen Norden aber trifft der Blick auf die Hochebene von Meisur mit ihren vereinzelten Bergkegeln und unzähligen Spiegeln der zur Bewässerung dienenden Kunstseen, wo du unter dem reizenden Wechsel der Wolken und Lichter den mäandrisch gewundenen Lauf des Cavery-Flusses verfolgen kannst, der seinen Weg in die tamulische Tiefebene sucht, später dicht vor Mayaveram (siehe folg. Band) vorüberfließt und zuletzt nicht weit davon in den Bengalischen Meerbusen mündet.

Hiermit hast du nun eine ungefähre Vorstellung von dem majestätischen Alpenrevier der Todava's, das sich wie eine ungeheure Berginsel gen Himmel erhebt und mitten in der tropischen Welt eine kleine Schweiz (freilich eine indische!) bietet. Das Alles nennt der Todava sein, und obschon die Hauptmasse des Volkes nur den westlichen Theil des hohen Tafellandes bewohnt, so nimmt es doch allerwege einen tributmäßigen Antheil an der Ernte. Es kommen übrigens einzelne Todamand's, d. i. Toda-Dörfer, auch in den übrigen Districten vor. [128] Zu einem derselben begeben wir uns jetzt von Kaiti aus.

An drei Punkten auf den Nilagiri's haben sich zur Zeit Europäer angesiedelt. Die Hauptniederlassung Utacamund (7300 Fuß über dem Meere) haben wir bereits von der Höhe des Dodabetta herab, vom großartigsten Gebirgsrahmen eingeschlossen, liegen sehen. Wir nehmen nun unsern Weg nach Kunur (6000 Fuß), einer zweiten europäischen Ansiedlung, und folgen der prächtigen Kunststraße, die von Utacamund über Kunur nach Cotagherry (6000 Fuß), der dritten europäischen Niederlassung, führt. Da wir gerade gegen Osten reisen, und somit die volle Vormittagssonne in's Gesicht bekommen, da ferner der Weg in einem geschlossenen Thale hinläuft, so werden wir trotz der bedeutenden Erhebung über dem Meeresspiegel doch lebhaft daran erinnert, daß wir in einem Lande reisen, wo die Sonnenstrahlen ziemlich senkrecht auf uns herniederfallen. Neben uns in der Tiefe des Thales begleitet uns fort und fort ein klares Flüßchen, in welchem hie und da eine weidende Büffelheerde ihren Durst löscht, und über unsern Weg selbst rauscht von Zeit zu Zeit ein Silberbächlein in die Tiefe hinab: alles schöne, erquickliche Bilder für den Wandersmann unter den Wendekreisen. Rechts sehen wir Yelinalli, das, an der Grenze des Paranga Nadu gelegen, gern zum Megha Nadu gehören möchte. Später, etwa

auf halbem Wege nach Kunur, das zwei gute Stunden von Kaiti entfernt liegt, kommen wir durch eine Art Bazar (Seppers Camp) für die Tamulen, die aus der Tiefebene heraufkommen, um den ziemlich bedeutenden Markt von Utacamund mit Lebensmitteln zu versehen oder aber bei Europäern sich als Knechte, Köche u. s. w. zu verdingen. So armselig der Bazar ist, so findest du hier was du in diesen Gegenden selten siehst, — ein Kaffehaus, d. h. eine Art Kaffehaus. Das Schild, ein an einer Stange befestigtes Täflein, steht so dicht am Wege, daß der Vorübergehende es bemerken muß, und der mit europäischem Geschirr besetzte Tisch unter der Verandah, und die ringsumhergesetzten Stühle und die schönen Blumensträuße laden den Europäer bestens ein und nöthigen ihm mindestens ein Lächeln des Wohlgefallens ab. Doch wir eilen, Hupedale oben rechts liegen lassend, dem Ziele unsrer Reise zu und mustern nur im Vorübergehen die Tamulengruppen, die an uns vorbeiwandern oder sich in der Nähe einer frischen Quelle ihr einfaches Mahl aus Reis unter dem Schatten eines Baumes bereiten.

Je näher wir Kunur kommen, desto tiefer senkt sich die Straße und desto luftiger tritt zur Rechten der schön bekuppte Bergrücken daher, dessen Spitzen die großartigen Ruinen der alten Burg Hulicul Drug (Durga) trägt. Schon zeigen sich auf den Hügeln ringsumher europäische Landhäuser, schattige Laubgänge umfangen uns, hie und da fällt der Blick auch in einen üppigen und wohl gepflegten Garten. Wir durcheilen den Bazar der Eingebornen, der im schwülen Grunde liegt, und steigen auf einem sehr steilen Seitenwege nach dem benachbarten, aber ganz versteckt liegenden Scholemandu, einem kleinen Todava-Dörfchen, hinauf, und sind damit am Ziele unserer Reise.

Da liegt nun das patriarchalische Dörflein vor uns, das aus etwa vier Hütten, großen Bienenkörben zu vergleichen, besteht.

Diese zwei oder drei beisammenstehenden Hütten da, in die man durch ein ziemlich enges Loch dicht am Boden auf Händen und Füßen hineinkriecht, dienen zur Wohnung; jene von den übrigen etwas abgesonderte, mit einer Steinmauer umgebene Hütte, aus der allenthalben Rauch hervordringt, ist das Familienheiligthum, darin die Männer buttern, und dahinein kein weiblicher Fuß kommen darf. Da zur Seite siehst du ein kreisförmiges mit Felsstücken ummauertes Gehege, in welchem die Büffel, die des Todava's Lust und Schatz noch mehr sind, als des Badaga's, ihre Nachtherberge nehmen. Grüne Waldung umsäumt den äußersten Rand des Bergabhanges, an welchem das Dörflein liegt; dicht davor aber breitet eine schmucke Wiese ihren sammtnen Teppich aus. Auf diesem sammelt sich des Abends die von der Weide zurückkehrende Büffelheerde, ehe sie ins Gehege eingetrieben wird, und der alte Todava, der vielleicht für alles Andre abgestumpft ist, lebt um diese Zeit wieder auf.

Wir wollen uns nun auch einmal die Leute ansehen, die in diesen romantischen Umgebungen leben. Was unter den Hindus nie geschieht, — Frauen kommen uns hier, mit einer gewissen Freiheit, die fast ans Freche streift, entgegen, schlanke Gestalten mit ausdrucksvollen Gesichtern von fast europäischer Weiße. Das üppige kohlschwarze Haar fällt in langen Locken den Nacken hinab, und messingne Zierrathen von ziemlichem Gewicht schmücken Arme und Beine. Auf unsern Ruf „wo sind die Männer?" stellen sich nach und nach auch diese ein. Zuerst kommt ein Mann von mittleren Jahren auf Händen und Füßen aus der Hütte heraus gekrochen und stellt sich, in eine Art Toga gehüllt, mit fast fürstlichem Anstand vor uns hin. Buschiges Haar, das in lauter Locken auseinanderfällt, und über das nie ein Scheermesser gekommen ist, und ein eben so buschiger und nicht minder krauser Bart, ein großes, dunkles,

sprechendes Auge und eine recht kühne Adlernase geben dem Mann ein überaus interessantes Ansehen und du glaubst bald einen ächt orientalischen Juden, bald wieder einen alten Römer vor dir zu sehen. Es dauert nicht lange, so kommt ein zweiter Todava aus der niedren Hütte hervor, — ein hochbejahrter Greis mit schneeweißem Bart und Locken, dessen edle Gestalt unter der Fülle der Jahre sich ein wenig zu neigen begonnen hat. Endlich gesellt sich auch ein jüngerer Mann der Gruppe zu. Er scheint in der Milchhütte, aus der wir den Rauch durch alle Fugen hervordringen sehen, dem heiligen Geschäft des Butterns obzuliegen; allein das Verlangen, die sonderbaren Fremdlinge doch auch zu sehen und zu hören, hat ihn auf einen Augenblick herausgetrieben; er steht geschürzt vor der Thür des Heiligthums.

Schade, daß mit diesem Todava-Dörfchen kein heiliger Hain oder sogenanntes Tiriri[129] verbunden ist. Solcher heiligen Haine haben die Todava's überhaupt nur fünf; der heiligste befindet sich in dem eigentlichen Todava-Reviere. Einen derselben besuchte ich auf meiner Tour unter den Badaga's (S. 300). Er liegt in einer ziemlich einsamen Gegend, und wie es scheint verlassen, indem dort weit und breit kein Todava-Dorf zu finden ist. Ich sah nichts als ein dicht verschlungenes Gehölz an einem Bergabhang, und darin zwei leere Hütten, die eine wahrscheinlich für den Priester, die andere für den Gehülfen. Der Priester führt den Namen Palal, d. i. Milchmann. Zu jedem heiligen Haine nämlich gehört eine Heerde milchender Büffelkühe. Ein Theil derselben ist heilig und wird daher nie gemelkt. Jeden Morgen melkt der Palal einige Büffelkühe, und nachdem er die heilige Glocke in der Tempelhütte damit gewaschen, verbuttert er den Rest, den er und sein Gehilfe nicht brauchen. Der Gehilfe dagegen, Capilal, d. i. Wächter, führt die Büffel auf die Weide und verrichtet überhaupt alle unter-

geordneten Geschäfte. So heilig aber wird der Milchmann geachtet, daß, falls man ihm außerhalb des heiligen Haines begegnen sollte, man entweder schnurstracks vor ihm flieht oder mit niedergeschlagenem Auge vorübereilt.

Meine Leser haben schon bemerkt, daß sich Alles, was den Todava's irgendwie heilig ist, um die Büffelheerde drehet. Die Milchkammer ist das eigentliche Heiligthum; denn selbst die Tempelhütte in den heiligen Hainen mag im Grunde nichts andres sein als eine Milchkammer, nur mit dem Unterschiede, daß letztere mehreren Familien gemein ist und darum auch einen höhern Grad von Heiligkeit genießt. Büffelmilch ist auch die Opferspende, die man der heiligen Glocke bringt, und diese Glocke selbst scheint in engster Beziehung zu der heiligen Büffelheerde zu stehen. Stirbt nämlich die Königin derselben und hinterläßt kein weibliches Kalb, so wird die Glocke einer andern heiligen Kuh umgehängt und bleibt dieselbe den ganzen Tag hängen, so wird die Kuh als die rechtmäßige Thronfolgerin angesehen.

Es hat natürlich seinen guten Grund, daß den Todava's der Büffel, die Milch desselben und die Milchkammer so heilig ist. Sie sind eben ein Hirtengeschlecht; die Büffelheerde ist ihr ganzer Reichthum, die Milch ihre Hauptnahrung. Nicht als ob der Grund und Boden, den sie bewohnen, den Bebauern keine Ernten verspräche; weit gefehlt, die Todava's sind nur zu träge, den Boden im Schweiße ihres Angesichtes zu bauen. Auch nicht, als ob ihnen die Früchte des Bodens nicht mundeten; o nein, aber sie gehen zur Zeit der Ernte lieber in den Dörfern der Badaga's, die sie als ihre Lehensleute betrachten, betteln, und obgleich viele der Badaga's darüber gewaltig schimpfen, so giebt es doch nur wenige, die, selbst wenn die Regierung sie von dieser alljährlichen

Belästigung befreien wollte, sich darein schicken würden. So heilig ist dem Hindu das Herkommen.

Hier ist nun der Ort ein paar Worte zu sagen, warum die Todavas den allerinteressantesten Volksstämmen Indiens beizuzählen sind.

Es wird Vielen nicht unbekannt sein, daß die brahmanischen Hindus, als sie von der iranischen Hochebene in Indien einwanderten, eine Urbevölkerung vorfanden, die, außer dem Fischfang, vornehmlich dem Hirten- und Jägerwesen ergeben war. Derjenige Theil der Urbevölkerung nun, der in den brahmanischen Staat, dessen Grundlage der Ackerbau ist, freiwillig oder gezwungen einging, wurde in die unterste der vier Kasten, die Sudra-Kaste, zusammengefaßt und verschmolz mit den brahmanischen Hindus bis auf einen gewissen Grad zu Einem Volksganzen. Allein das wilde Leben, namentlich des Jägers, hat seine Reize. Ein nicht unbedeutender Theil der Urbevölkerung suchte sich daher von der höhern brahmanischen Gesittung unabhängig zu erhalten, und zwar, wo es anging, selbst in der Weise, daß man sich in die Berge, Wälder und Wüsten zurückzog. Hie und da freilich wurden die Widerstrebenden zu Leibeignen gemacht, wie z. B. die Pulajer in Malayalam und die Holeijer im Tululande; hie und da auch trat man in ein freiwilliges Verhältniß zu den brahmanischen Hindus wie z. B. die Pariahs im Tamulenlande. Es unterliegt übrigens kaum einem Zweifel, daß die Pulajer, Holeijer und Pariahs einem und demselben Hauptstamme zugehören. Auch den Todava's, die das unstete Hirtenleben liebten, dünkten die Schranken des brahmanischen Gesetzes zu enge, und siehe da, es gelang ihnen, ihre innerste Volkseigenthümlichkeit auf der hohen Alpenburg der Nilagiri's zu retten. Sie mögen ursprünglich in näherer Beziehung zu den Stämmen gestanden haben, die wir jetzt turco-tatarisch nennen. Aussehen, Beschäftigung und Sprache sind nicht dagegen,

und die letztere, das allerwichtigste Volkskennzeichen, weist sogar darauf hin. Ihre Gesichtsbildung nämlich zeigt so rein kaukasischen Charakter, daß man sie ohne Weiteres für eine jüdische oder gar für eine römische Colonie genommen hat; ihre liebste, ja ihre einzige Beschäftigung, ist freies Umherwandern mit der Herde, was allen turco-tatarischen Stämmen in Blut und Gliedern liegt; ihre Sprache endlich, und die allein entscheidet, trägt, so rauh sie auch der Kehle des rauhen Hirtenstammes auf den verhältnißmäßig rauhen Nilagiri's entströmt, doch entschieden tamulisches Gepräge, [130] und das Tamulische selbst steht offenbar in einer näheren Beziehung zu dem turco-tatarischen Sprachstamm. [131]

Doch ich muß mich in dieser Sache, die allerdings mehr der strengen Wissenschaft angehört, kurz fassen, und lasse es denn damit sein Bewenden haben. Es darf aber keiner meiner Leser denken, daß dergleichen Fragen mit der Mission gar nichts zu thun haben. Sie werfen jedenfalls einiges Licht auf die ursprüngliche Bedeutung der Kaste, und zwar ein ungleich milderes, als das ist, worin viele, namentlich englische, schottische und amerikanische Dissenter-Missionare die Kaste zu sehen geneigt sind, indem sie dieselbe reinweg für ein Werk des Teufels erklären und Kaste und Sünde geradezu für gleichbedeutend halten. Es gehen nämlich aus diesen und ähnlichen Untersuchungen zwei sehr wichtige Thatsachen unwidersprechlich hervor: die eine, daß die brahmanischen Hindus, — von edlerem Stamme als die Urbevölkeruug, besonders wenn der letzteren auch ein afrikanisches Element beigemischt sein sollte (siehe Anm. 4), — jene höhere Gesittung, die im Gefolge des Ackerbaues ist, unter den rohen Fischer-, Jäger- und Hirtenvölkern in Indien einführten, und dazu auch eine vernünftigere Religionslehre aufstellten, namentlich im Vergleich zu dem dumpfen Teufelsdienste, der unter den Pariahs, Pulajers, Holeijers u. s. w. noch immer im Schwange geht; die

andre Thatsache, daß allen denjenigen, die sich dem brahmanischen Gesetze fügen wollten, die Kaste der Sudras offen stand, und mithin die Mehrzahl der gegenwärtigen Kastenlosen als die Nachkommenschaft desjenigen Theils der Urbevölkerung anzusehen ist, der aus Liebe zur wilden Ungebundenheit die brahmanische Ordnung von sich wies. Von dieser Seite angesehen, erscheint die Kaste mit ihrer eisernen Schranke, mit ihrem unerbittlichen Gesetz, als zeitweilige Trägerin, Pflegerin und Bewahrerin der edleren Sitte, und mag sich auch im Laufe der Zeit noch so viel abergläubisches und hochmüthiges Vorurtheil angesetzt haben, so viel ist gewiß, demjenigen Missionar, der diese ursprüngliche Bedeutung der Kaste erkannt hat, und sonst nüchternen Sinnes ist, kann es nun und nimmermehr beikommen, die Kaste als pures Teufelswerk, als reine Sündenmasse mit Stumpf und Stiel auf Einen Schlag ausrotten zu wollen.

Fragst du nun zum Schluß, was von christlicher Seite für die Todava's geschehen ist? Die Regierung hat mehrere Versuche gemacht, sie zu einer nützlichen Beschäftigung anzuleiten. Vergebens; denn obgleich ihrer Zwei „einen ganzen Baum auf ihren Schultern mit Leichtigkeit hinwegtragen", obgleich ihrer Drei bis Vier mit den riesigsten und wüthendsten Büffeln kämpfen, sie beim Schweif und den Hinterfüßen ergreifen und umwerfen, obgleich sie allesammt „mit der größten Leichtigkeit springen, und über Wiesen und Berge hinlaufend ihr lockiges Haar jedem Wetter zum Trotz im Winde schütteln", — hinter dem Pfluge stetig hergehen oder auch nur einmal einen Baum fällen wollen sie nicht. Wie nimmt sich doch der leichte Hirtenstab in der riesigen Hand so eigen aus und wie schlecht steht der außergewöhnliche Schmutz zu den außerordentlich schönen Körperformen, die der über das faltige Unterkleid malerisch geworfne Laken keineswegs verbirgt!

Und was hat die Mission für sie gethan? Man hat ihnen Schulen angeboten, man hat ihnen sogar Geld obendrein versprochen, Alles umsonst bisher; denn „so wenig, wie sich der Wind einmauern läßt, eben so wenig der junge Todava.“ Alles was sie von den Christen angenommen haben — ist ein tamulisches Testament, das sie abergläubisch verehren. Die altväterliche Lebensweise schmeckt zu süß, als daß sie Christen und damit „gesittete“ Menschen werden möchten, und es legt sich hier abermals deutlich zu Tage, daß das lose Nomadenthum bei aller patriarchalischen Einfachheit dem Missionar doch weit unzugänglicher sein kann, als das allereisernste Kastenthum, und daß die brahmanischen Hindus in einem gewissen Sinne nicht so ganz Unrecht hatten, wenn sie sich als Ackerbauer den wilden Fischer-, Jäger- und Nomadenstämmen gegenüber die „zweimal Gebornen“ nannten.



Anmerkungen.*

1. (S. 3) Lassen hat mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß „Ophir“ an den Mündungen des Indus zu suchen ist, wohin griechische und indische Schriftsteller das Volk der Abhîra setzen. (Indische Alterthumskunde I, 539.) Die 1 Könige 10, 22 erwähnten Producte sind jedenfalls indisch, und was zwei derselben anlangt, „Affe und Pfau“, nachweislich selbst die Namen (Affe hebr. koph, sanscr. kapi; Pfau hebr. tukhi, sanscr. çikhin.) In Bezug auf den letztern Namen sagt Lassen: „Man giebt gewöhnlich das malabarische Wort togei an. Da ich kein malabarisches Wörterbuch habe, kann ich darüber nicht entscheiden; es ist dieß aber selbst nichts als çikhin, wie die Malabaren têk für çâka sagen.“ — Dazu möchte ich nur bemerken: Auch im Tamulischen heißt tôchei Pfau, und danebenher geht sichi (offenbar çikhin mit geringer Veränderung). Es scheint somit, als habe tôchei mit çikhin gar nichts zu thun. Es sind jedoch zwei Möglichkeiten vorhanden, um den sanscritischen Ursprung des tamul. tôchei aus çikhin zu retten. Vielleicht empfingen die Tamulen das Wort tôchei von der Westküste her, ohne zu erkennen, daß es ihr der sanscr. Aussprache viel näher stehendes sichi ist, — oder aber, es geht hier wie nachweislich in vielen andern Fällen, daß ein Tatsama neben einem Tadbhava von ganz derselben Wurzel herläuft (z. B. rûpam, und uru, Gestalt). Die erstere Annahme würde mir indeß am meisten zusagen, indem ich allerdings keinen Fall kenne, wo das palatale s als Anfangsbuchstabe eines Sanscritwortes im Tamulischen zu t geworden wäre, denn das Wort Têkka-Maram (d. i. Têk-Baum), das man von dem Sanscritwort çâka herleitet, ist sicherlich mit dem Artikel, den es bezeichnet, von der Westküste her eingewandert.

* Die deutschen Buchstaben in den mit lateinischen Lettern gedruckten Wörtern bezeichnen gewisse Modificationen der betreffenden Laute, meist lingualer Art. Ich habe indeß nicht überall auf diese Weise genauer unterschieden. Auch die Quantität der Vocale ist nicht überall markirt worden.

2. (S. 11) Die Bevölkerung Adens nach dem Census vom Ende des Jahres 1842: Europäer 7 (dar. 2 Frauen); Portugiesen 156 (dar. 20 Fr.); Araber 12,170 (dar. 3210 Fr.); Juden 1070 (dar. 480 Fr.); Sumalis 2050 (dar. 620 Fr.); Banjanen* 196; Parsis 38; indische Ladenhalter 100; Afghanen 180; Sidi's 180; Egypter 296 (dar. 50 Fr.); Borah's 111. — Das Militär mit Gefolge: 850 Europäer (dar. 67 Fr., 42 Knaben u. 33 Mädchen); 2643 Eingeborne (dar. 374 Fr., 157 Knaben u. 121 Mädchen).

3. (S. 12) Die Sumali's nämlich werden in der bekannten Völkerliste des Mahabharata als indische Völkerschaft mit aufgeführt; ebenso die ihnen benachbarten und ursprünglich stammverwandten Barabra's unter dem Namen Barbara, von welchen letztern wir auch sonst wissen, daß sie im Indus-Delta ein „emporium celeberrimum" gegründet hatten (Barbaricon: siehe Lassen's Ind. Alterth. II, 538). Sollten vielleicht die Parwari's in Bombay (s. S. 67) mit jenen Barbara's irgendwie zusammenhängen, wenn auch nur dem Namen nach? Ritter vermuthet, daß auch die Malabaren, bei denen das Schwestersohns-Erbrecht gänge und gebe ist (S. 231), von den Barbara's abstammen, denn „Ibn Batuta fand bei ...... einem Berberstamm im Norden von Timbuctu denselben Gebrauch ......, und dieselbe weibliche Seitenerbfolge war nach Macrizi eine Eigenthümlichkeit der Bedja's (das Volk der alten Berbern). Dagegen läßt sich nun freilich einwenden, daß das erwähnte Erbrecht sich auch bei den Aschanti's, Malaien und Battah's findet, und daß eine solche vereinzelte, wenn auch immerhin auffallende Thatsache, die sich vielleicht auch auf dem Wege geschichtlicher Berührung erklären ließe, über die Stammhörigkeit nicht allein entscheiden kann. Das aber will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich unter den leibeignen Kasten Malabar's allerdings Leute wahrgenommen habe, die mich durch ihr Haar an die in Aden gesehenen Sumali's auf der Stelle erinnerten, ohne jedoch auf diese einzelnen Fälle ein besonderes Gewicht zu legen.

Daß afrikanische Elemente der Urbevölkerung Ostindiens, namentlich auf der Westküste, beigemischt waren, läßt sich im Allgemeinen kaum bezweifeln. Die Frage ist nur die: in wie weit? Auch das scheint auf der andern Seite sicher, daß das afrikanische Element jedenfalls als das unterliegende zu betrachten ist, denn die wichtigsten Ursprachen Ostindiens tragen in grammatischer Beziehung ein Gepräge, das auf einen ganz andern Völkerzusammenhang hindeutet. (Siehe Anm. 131.)

Soeben erscheint in Verbindung mit der Church Missionary Society in London eine Polyglotta Africana von S. W. Koelle, der auch eine Grammatik der Vei- und der Bornu-Sprachen vollendet hat. Diese Poly-

* Siehe S. 66.

glotte wird 250 Worte und Sätze aus 200 afrikanischen Sprachen und Mundarten bringen. Vielleicht, daß dieselbe die Frage, ob auch Afrika einen irgendwie bedeutenden Beitrag zu der indischen Urbevölkerung geliefert hat, ihrer Lösung nahe bringen hilft. Wie, wenn sich herausstellen sollte, daß die Ursprache Indiens wenigstens lexicographische Anklänge an afrikanische Mundarten zeigte? Auch dann bliebe freilich der Satz stehen, daß das afrikanische Element nicht das vorwiegende war, denn Lexicon und Grammatik verhalten sich zu einander wie Leib und Seele.

In der Veisprache, so sagte mir Herr Kölle mündlich, heißt ich: n, du: i und er: a. Sonderbar, das sind grade die wesentlichen Laute, die auch im Tamulischen die entsprechenden Pronomina bilden: nân ich (in der Verbalflexion ein bloßes n), nî du (in der Verbalflexion ein bloßes i), avan er (eigentlich auch bloß ein a = dieser, denn van ist eine bloße Verlängerung).

Ferner: 4 heißt in der Veisprache nâni und im Tamulischen nâlu und nânku; 1 in der Veisprache dondo, im Tamul. onru (auch ondu ausgesprochen).

Doch die Frage muß vor der Hand noch eine offne bleiben.

4. (S. 12) Miss. Isenberg in Bombay, der die Sumali's aus langer Anschauung sehr genau kennt, gab mir als leise Nüancen derselben zum Negertypus hin folgende Stücke an: Gekräuseltes Haar, etwas vorstehende Backenknochen, etwas geplattete Nase und etwas hangende Oberlippe. — Die Frage ist nur immer die: Sind etwa diese Negernüancen Resultate der Mischung?

5. (S. 14) Kari heißt eigentlich „Imbiß" im Gegensatz zu dem Reis, der ohne vorheriges Zerbeißen hinuntergeschluckt wird. Er ist demnach der „Zubiß" zum Reis, gleichviel ob er aus Gemüse, Fisch oder Fleisch besteht. Daß dieß die eigentliche Bedeutung von Kari ist, läßt sich nicht bloß aus dem Worte selbst (Kari = Kadi heißt „beißen"), sondern auch aus einem loco classico erweisen. Der Verfasser von Sivanjânasittijâr läßt in seiner Widerlegung des Buddhaismus, die ich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft übersetzt mitgetheilt habe (1854, Heft 4), den Buddha Sautrântika, zur Widerlegung daß es eine mit Intellectualität begabte Seele gebe, sagen:

Da ist die Phrase: „Es giebt außer Wissen und zu Wissendem auch einen Wisser." Wohlan, ist denn der Wisser wissenhaft oder nicht? Wenn nicht, — so gleicht er eben der Erde (d. h. ist materieller Natur). Ist er aber wissenhaft, so ist es grade so, als wenn man die zugerichteten Erbsen (die doch eben so wenig wie der Reis von dem Essenden „zerbissen werden") den Imbiß zum Reis nennen (und somit das, was wesentlich eins ist, unterscheiden) wollte.

6. (S. 21) „Ort der Mâtâ" („Mutter", einer dämon. Form der Sakti Siva's).? In Mazagaum sitzt noch ein Theil der frühern Bewohnerschaft Bombay's, die, der Fischerkaste angehörig, jedenfalls dem Dämonendienst ergeben war: die sogenannten Mettah* oder Dungary-Coli's (Hügel-Coli's). Sie bewohnen eben den ansteigenden Boden von Mazagaum am Meere und sind noch immer Schiffer und Seeleute. (Siehe Transact. of the Bombay Geograph. Soc. 36—38.)

7. (S. 22) Der Banianenbaum heißt in Guzerati Van (Wald?).

8. (S. 32) Er wurde gegen Ende 1850 wirklich errichtet und zwar zu Karatchi, wo schon vorher eine vom Kapitän Preedy angelegte Freischule existirte. Im J. 1852 waren zwei Missionare dort. Die Sindhi's werden von ihnen als minder geschickte Lügner und kräftigere und weniger servile Naturen geschildert, als die übrigen Hindu's.

9. (S. 34) Siehe Anm. 13.

10. (S. 50) Wenn Vâlukâ (= Bâlukâ) hier wirklich in der Bedeutung von „Sand" zu nehmen ist, so gab wohl der benachbarte Meeresstrand dem Heiligthum diesen Namen.

11. (S. 51) Auch Pâtâla-Gangâ (Höllen-Ganga) und Vâna-Gangâ (Pfeil-Ganga), weil, der Ueberlieferung zufolge, der in die Erde geschossene Pfeil die h. Bhôgavatî aus der Schlangen-Hölle heraufquellen machte.

12. (S. 55) Census der Bevölkerung Bombay's vom Jahre 1849:

Kasten.	Männlich.			Weiblich.			Gesammt-Summe.
	Bis 13 Jahren.	Von 14 bis 50 Jahren.	Von 51 bis 80 Jahren.	Bis 13 Jahren.	Von 14 bis 50 Jahren.	Von 51 bis 80 Jahren.	
Jaina's oder Lingaiten oder Budhisten**	200	797	86	248	495	76	1,902
Brahminen	904	3,015	482	620	1,716	199	6,936
Hindu's anderer Kasten	19,269	150,122	23,187	11,487	72,283	13,647	289,995
Muslim's......	11,312	57,918	8,119	10,727	28,064	8,005	124,155
Parsi's***	13,496	39,192	8,279	13,437	32,325	7,969	114,698
Juden	158	371	83	142	304	74	1,132
Eingeb. Christen .	790	3,804	216	872	1,620	154	7,456
Hindubritten ...	246	532	59	235	217	44	1,333
Hinduportugiesen	648	2,392	166	567	1,515	129	5,417
Reine Europäer .	289	3,109	97	223	1,325	45	5,088
Sidi's, Neger, Afrikaner	54	664	21	30	91	29	889
Andre Kasten...	859	2,853	291	959	1,895	261	7.118
Zusammen .	48,225	264,769	41,096	39,547	141,850	30,632	566,119

* Im Tamulischen heißt Mêtu (im cas. obliq. Mêttu) Hügel.

** Dieß ist eine sonderbare Zusammenstellung.

*** Man hält die Angabe der Parsibevölkerung für übertrieben.

13. (S. 62) Man nennt sie gewöhnlich Parbhu's; es unterliegt aber wohl kaum einem Zweifel, daß dieß nur eine Verdrehung von Prabhu (Herr) ist.

14. (S. 62) Dies ist auch bei andern Kriegerkasten, die offenbar Sudra's sind, der Fall. Siehe die Maraver im folgenden Bande.

15. (S. 65) Ein Ugra ist ein Mischling von einem Kschatrija-Vater und einer Sudra-Mutter.

16. (S. 68) Ueber die Djaina's siehe ein Mehreres S. 189 fg. S. 196.

17. (S. 68) Folgende Tabelle giebt einen Ueberblick über das Verbrechen zu Bombay im Jahre 1845 und 1846 nach officiellen Angaben:

	1845.	1846.
Mord	11	6
Todtschlag	—	2
Seeräuberei	1	—
Nächtlicher Einbruch	5	4
Räuberei in Banden	—	—
Straßenraub	—	—
Räubereien über 50 Rupi's	160	351
Räubereien unter 50 Rupi's	1034	1491
Beabsichtigte Vergiftung	4	5
Beabsichtigte Verstümmelung	3	3
Diebstahl-Hehl	24	96
Unterschlag	—	2
Betrug	19	17
Fälschung	5	6
Meineid	2	3
Frauenraub	—	3
Entführung	58	21
Verschwörung	1	2
Mordbrennerei	3	2
Hasardspieler u. dergl.	4	24
Verbreitung falscher Münzen	12	12
Aufstand	—	—
Anfall	1715	1700
Trunkenheit	839	964
Herumstreiferei	33	45
Unbefugter Verkauf von Tabak, Liqueur u. s. w.	31	48
Nächtliche Straßenschwärmer	170	191
Solche, bei denen Instrumente zum Einbrechen u. s. w. gefunden wurden	63	86
Streit zwischen Herren und Dienern	128	152
Ruhestörungen	297	325
	4622	5561

	1845.	1846.
	4622	5561
Uebermäßig hastiges Fahren und Reiten auf öffentlicher Straße	123	92
Streit zwischen Schiffsherren und Matrosen	60	44
Ausreißen von Matrosen	4	1
Schmuggeln	4	5
Unbefugtes Musiciren auf dem Lande	6	7
Ungebührliches Betragen als Polizeisoldaten	11	23
Versperren der öffentl. Straßen	140	159
Wegfang von Kindern	2	1
Bruch der „Conveyance-Act“	98	95
Rechtloses Innebehalten von Eigenthum	132	157
Friedensbruch	90	86
Boshaftes Zerstören von Eigenthum	32	31
Bruch der „Market-Act“	33	31
Bruch der „Post-Office-Act“	4	8
Familien-Verlassung	35	40
Feuerwerke auf öffentl. Straße	35	17
Ungebührlichkeiten	1	6
Drohung mit Klage auf Transportation zu Gelderpressung	1	—
Boshaftes Tödten eines Büffels	—	1
Unnatürliches Vergehen	—	1
Schmähschrift	—	1
Gemischte Vergehen	47	90
Zusammen	5480	6457
		5480
Zunahme im Jahre 1846		977

18. (S. 69) Die gangbarste Form des Siva von mehr dämon. Charakter ist in jener Gegend Khundoba. Er hat auch in Bombay einen kleinen

Tempel und zwar in jenem Theile, der Kamattipur heißt. Man feiert alljährlich seine Vermählung mit Mharsla, einer Verkörperung der Devi, womit Hakenschwingen und Tanzen auf Kohlen verbunden zu sein pflegt. Der Hauptsitz seiner Verehrung soll Mallika, ein Berg im Carnatik, sein. Auch Djeduri, Pali und einige andere Orte sind wegen des Khundoba-Dienstes berühmt. Dort giebt es viele Moorlee's, d. h. Leute, die dem Schwerte oder irgend einer andern Waffe des Gottes vermählt werden und im Tempel desselben von Almosen leben. Seine Hauptverehrer (Vaghja's) tragen ein Tigerfell. Man opfert ihm am liebsten Zwiebeln und Brindjal.

19. (S. 73) Ihr Tempel ist in dem Kokoshaine von Chowpatty. Sie ist die eigentliche Grama-Devata für Bombay. Die Grama-Devata's (Orts-Gottheiten) sind übrigens fast immer Dämonen oder dämonen-ähnliche Gottheiten.

20. (S. 74) Siehe über die Verbreitung des Sivadienstes vom Norden her besonders Lassen, Indische Alterthümer I. 561, 571, 610, 623, 674, 780; II. 698.

21. (S. 75) Siehe S. 129 u. fgg.

22. (S. 76) Pandharpur, eine Stadt von etwa 16,000 Ew., am Westufer des Flusses Bhima, 100 engl. M. von Satara und 230 M. von Bombay. Man reist dorthin von Bombay aus zu Boot nach Bankot und den Fluß bis Mard (Mâhâd) hinauf. Nun ersteigt man die Ghats und geht dann von Mahabaleschwar, der großen Gesundheitsstation des westl. Indiens, nach Satara hinab. Von dort führt eine alte Straße über Phaltan nach Pandharpur.

23. (S. 77) Das Bild des Vithoba war ursprünglich nackt, ganz wie die Djainabilder.

24. (S. 77) Karma-Djnâna- und Bhakti-Mârga.

25. (S. 78) Der „Weg gläubiger Hingebung" steht bei den meisten Wischnu-Secten oben an; — denn Wischnu recht eigentlich ist der „menschgewordne" und somit den Menschen näher gekommene Gott. Er erscheint auf Erden „so oft eine Erschlaffung des Rechts und eine Erhebung des Unrechts eintritt." (Bhagavadg. IV. 7.) Die Avataren des Siva sind spätere Erfindungen. Auch erscheint Siva nie als lebensfroher und dadurch herzgewinnender Gott (wie Vischnu, hauptsächlich in der Form des Krischna), sondern meist als strenger Büßer in abschreckender Gestalt. Dennoch hat auch er unter den Tamulen sehr „zärtliche" Verehrer in der Weise der Bhakti gefunden.

26. (S. 78) Dieß ist besonders bei gewissen tamulischen Siva-Hymnen der Fall, wo Wissen und Glauben Hand in Hand gehen.

27. (S. 78) Es kommen monatlich an 10,000 Verehrer des Vithoba aus den benachbarten Dörfern nach Pandharpur; außerdem werden jährlich zwei große Pilgerfeste daselbst gehalten (im Juli und Novbr.). Dann kommen

an 30,000 bis 100,000 Pilgrime aus dem Marathalande, aus Canara, Telingana u. s. w.

28. (S. 81) Dieß ist der sogenannte Prasâda (Gnade). Er besteht gewöhnlich in Reis. Allein Zondhala ist mehr als dreimal billiger. Aß doch sogar Tukarama, der selbst vergottete Verehrer des Vithoba, dessen Loblieder auf den Gott in Aller Munde leben, Zondhala statt Reis.

29. (S. 84) Divali (Lampenreihe) zu Ehren Kartikeja's (an den beiden letzten Tagen von Asvin und den beiden ersten von Kartika).

30. (S. 87) Diejenige Form des Vedanta-Systems, die zwischen Schöpfer und Geschöpf (für die Zeit, wo die Erlösung noch nicht eingetreten ist), unterscheidet.

31. (S. 90) In Bombay erschienen damals 4 Guzerati-, 2 pers., 1 Mahrati-, 1 portug. und 6 engl. Zeitschriften (2 Overland-Summaries ungerechnet).

32. (S. 90) Siehe Anmerk. 12.

33. (S. 91) Dr. Wilson schätzte im Jahre 1847 sämmtliche Parsi's in dem westl. Theile von Ostindien auf 500,000 Seelen. Davon kamen 20,184 auf Bombay (der Zählung von 1840 oder 1841 gemäß), 1451 auf das Collectorat des nördlichen Concan und ungefähr 200 auf die portugiesische Niederlassung Daman. Vor (damals) etwa funfzehn Jahren rechnete man an 10,507 in der Stadt Surat. Sie sollen aber dort seitdem sehr zusammengeschmolzen sein. Die Meisten der Uebriggebliebenen finden sich in den nördlichen und südlichen Gegenden des Surat-Collectorats, besonders in Baroch und Nachbarschaft, in Valsar und Nausari (beiläufig der Hauptort der Priesterschaft). Auch in Ahmadabad und auf allen Militärstationen sind einige Parsifamilien. (Siehe Wilson's „The Doctrine of Jehovah, addressed to the Parsis.“ 1847.)

34. (S. 92) Das h. Feuer der Parsi's ist zwiefacher Art: das ewige (Atish Behrâm) und das gelegentliche (Atish Adarân). Das erstere befindet sich innerhalb Indiens nur in sechs Tempeln: in einem Tempel zu Udhwada (nördlich von Daman), in einem zu Nausari, in zweien zu Surat und in zweien zu Bombay. Das letztere ist fast in jeder Ortschaft, wo Parsi's wohnen. Dieses wird, wenn ich nicht irre, auch mit Agiari bezeichnet.

35. (S. 92) Unter der Adresse, mit welcher der Generalgouv. Dalhousie, „Lord-Patron des Handwerks in Ostindien“, im J. 1850 von der „Maurer-Brüderschaft“ in Bombay begrüßt wurde, finden sich 88 Namen, — fast alle englisch oder doch europäisch. Die nicht-europäischen sind: Manakdji und Ardasir Cursetdji (offenbar Feueranbeter) und Musa Khan, Mirza Ahmed nebst Hadji Mahomed Hasham (offenbar Anhänger des Islam und der letztere ein Mekka-Pilger).

36. (S. 93) Die Priesterschaft der Parsi's hat drei Stufen: die oberste nimmt der Dastur, die mittlere der Mobed und die unterste der Herbad ein.

37. (S. 94) Die Altgläubigen heißen Qadimi's, die Andern Rasami's. (s. The Parsi Religion, by Dr. Wilson, Bombay 1843, S. 35. vgl. mit 9. 12.)

38. (S. 98) Einige Jahre vor meinem Aufenthalte in Bombay stellte eine Parthie derselben an den obersten Gerichtshof zu Bombay das Ansuchen, dem Koran gemäß das Erbschaftsrecht der Khodjatöchter anzuerkennen. Es wurde aber mit Berufung auf das bis daher in dieser Beziehung unter ihnen geltend gewesene Hindu-Herkommen abgelehnt. Ebenso das gleiche Ansuchen der „Katschi Memons", welche die sogenannten Khodja's (die aber ursprünglich wohl als eins mit jenen zu betrachten sind) an Zahl, Wohlstand, Wissenschaft und Rechtgläubigkeit übertreffen (Sie pilgern nach Mekka, was einem Khodja nicht von fern einfällt.) Ein Zweig der Memon's, die „Hala Memon's in Cattiwar", stehen in dem Rufe, daß sie den ganzen Koran halten, — das Erbschaftsgesetz nicht ausgeschlossen.

39. (S. 98) Das-Avatâra („Zehnte Verkörperung", d. i. die Verkörperung ihres Apostels) ist mit Sindhi-Charakteren in der Katsch-Sprache geschrieben.

40. (S. 99) Siehe eine ausführliche Schilderung der Beni Israel in Bombay bei Wilson: The Lands of the Bible II., 667 — 678.

41. (S. 101) Byculla ist eine Oertlichkeit in Bombay. (S. den Plan.) Das Waisenhaus zählte damals etwa 170 Knaben und 160 Mädchen, darunter nur sehr wenige Kinder reiner Europäer. Die Gesellschaft, die es unterhält, zahlte jährlich 4000, die Regierung 2000 Pfund.

42. (S. 104) Der Handel Bombay's erstreckt sich nach Afghanistan (Stückwaaren, Calico's gehen hin auf dem Indus), — Mewar, — Persien (Stückwaaren, Früchte, bes. Datteln, rohe Seide, Teppiche, Shawls), — Arabien (dorthin gehen Früchte, Cowries), — Singapore und China (Thee, Zucker, Kampher, Cassia; Opium und Baumwolle geht hin), — Nord- und Süd-Amerika. Der Handel mit der Ostküste Afrika's ist gering.

43. (S. 104) Die deutschen Kaufleute in Ostindien sind meist Schweizer und Hamburger. In Calcutta waren damals schon zehn.

44. (S. 107) Ich gebe hier einen Ueberblick über das ganze System der Rechtspflege in der Präsidentschaft Bombay.

1) Der Suddur Adawlut (Oberster Gerichtshof) ist in Bombay. (Fünf Judges; der Chief-Judge, stets ein Mitglied des Council, nimmt nur bei besondern Gelegenheiten an den Versammlungen Theil.) Er controlirt sämmtliche Gerichtshöfe, revidirt alle Criminal-Rechtssprüche seitens des Session-Judge, die mehr als sieben Jahre gewöhnlicher oder sechs Monate einsamer Haft verhängen und nimmt Petitionen und Appellationen (wenn innerhalb 90 Tagen angebracht) aller Art an.

2) Der Special-Gerichtshof, bloß für Staatsverbrechen, wird durch eine besondere Commission seitens des Governor in Council constituirt.

3) Drei Richter von Nr. 1 sind Commissioners of Circuit. Einer

derselben nimmt den Deccan Circuit (zwischen August und November), der andere Süd-Mahratta und Scholapur (zwischen April und Juli), der dritte Nord-Concan, Guzerat und Colaba (zwischen Decbr. u. März). Ein jeder controlirt die gerichtliche Verwaltung der Zillah's innerhalb seiner Rundreise.

4) Für jede der sieben Zillah's ist ein Judge und Session-Judge bestimmt. Dieser controlirt die einzelnen Gerichtshöfe innerhalb seiner Zillah. Als Judge hört er Appellationen (wenn innerhalb 30 Tagen vorgebracht) von den Rechtssprüchen aller eingebornen Richter in Civilsachen. Als Session-Judge untersucht er alle Criminalvergehen, die ihm von dem Magistrate oder seinem Assistant unterbreitet werden.

In den drei Zillah's (Ahmadnagar, Surat und Concan) ist ein besonderer Assistant-Judge. (Die respective Residenz des Senior-Assistant ist: Dhoolia, Broach und Rutnagiri.)

5) Ein Collector oder Sub-Collector (zugleich Magistrate oder Joint-Magistrate), wird für eine bestimmte Abtheilung jeder Zillah von der Regierung eingesetzt. Als Collector oder Sub-Collector hört er in seiner richterlichen Eigenschaft alle Rechtsfälle, die in Verbindung mit der Land-Rente stehen. Als Magistrate oder Joint-Magistrate übt er Polizei-Gerichtsbarkeit in seinem Collectorate. Er selbst kann einjährige und sein Assistant dreimonatliche Haft verhängen.

Der Mamlutdar oder Kumavistdar richtet solche Civilsachen, die ihm von dem Collector zugewiesen werden, und als Polzeibeamter kleinere Vergehen, als Diebstahl, Beleidigung, Widersetzlichkeit gegen öffentliche Beamte, vorausgesetzt daß man sich (innerhalb eines Monates) an ihn wendet. Er kann bis auf 12 Stunden in den Stock legen. Unter den Mamlutdars sind Shaikildars, Muhalkurries, Joint-Police-officers, Fouzdars, und Cotwals — mit Pateel's, welche die Heads of Police in ihren betreffenden Dörfern sind. Sie können in kleinen Polizeiklagen, die bei ihnen innerhalb 8 Tagen anhängig gemacht werden, auf 24 Stunden in's Gefängniß setzen.

Die Amtspflichten der Native Judges beschränken sich auf Civilsachen. Ein Principal Suddur Ameen übt in allen original suits unter gewissen Ausnahmen Gerichtsbarkeit. Ein Suddur Ameen hört suits, die nicht 10,000 und ein Moonsiff solche, die nicht 500 Rup. übersteigen.

45. (S. 110) Die Sanscritschule zu Puna wurde durch Mr. Chaplin, Commissioner für das Deccan, gestiftet. Im Jahre 1834 wurde die Oberaufsicht einem Committee übergeben, welches 1836 die Einstellung der Schule empfahl, indem sie dem beabsichtigten Zwecke nicht entspreche. Der Governor in Council billigte das Gutachten des Committee: denn „das College wahrt und fördert das alte brahminische Interesse, das in allen seinen Tendenzen anti-britisch ist."

46. (S. 112) Man hat 50 Stipendien (10 zu 6 Rup., 20 zu 4 Rup. und

20 zu 3 Rup. per mensem) für arme Brahminen „von guten Fähigkeiten" im Deccan und Concan und „zur Wahrung und Pflege der Sanscritliteratur" 10 Sholarships (5 zu 5 Rup. und 5 zu 3 Rup. per mensem) für eben solche Brahminen, die aber Sanscrit und die Volkssprache zugleich studiren müssen, zu errichten für gut befunden.

47. (S. 112) Die Elphinstone Institution wird theils durch Regierungs-, theils durch Privatbeiträge erhalten.

48. (S. 119) Der Baumwollendistrict, als dessen Hafen Bombay betrachtet werden kann, steigt am Nerbuda herauf, wendet sich dann südlich nach Nagpoor und Hydrabad, und bald darauf westlich — und kommt zuletzt, halbwegs zwischen Goa und Mangalore, an die Küste.

49. (S. 120) Aus einem engl. Schriftchen, welches die Wichtigkeit eines Tramway zwischen Tankaria-Bander u. Baroda auseinandersetzt, entnehme ich zur nähern Kenntniß der dortigen Oertlichkeiten u. Verhältnisse folg. Angaben:

„Fast zwei Monate nach der Oeffnung jedes andern Hafens an der Westküste beim Aufhören des Monsums bleibt der von Tankaria so gut wie noch geschlossen, denn die Straße zwischen ihm und Djumbusir (dem großen Baumwollen-Depot) ist für Karren bis Mitte October ungangbar (der Boden besteht nämlich aus einem reichen schwarzen Lehm) und von dort bis Baroda der Fußweg sehr beschwerlich. — Daher kann die große Masse von Baumwolle, vor dem Monsum in Djumbusir aufgespeichert, nicht eher befördert werden, als bis die Straße passirbar wird, und die Verschiffung des ungeheuren Betrags von Opium, Korn, Ghi, Landesbaumwolle und seidnen Stückgütern, Tabak und Wolle, im Innern zur Ausfuhr aufgesammelt, muß ebenfalls anstehen, während die europ. Güter, Kokosnüsse, Copra, Cochinil, Datteln, Elfenbein, Metalle u. s. w. für den innern Verbrauch den Ort ihrer Bestimmung nicht erreichen. —

Die grade Straße von Tankaria-Bander nach Baroda ist 40½ M. —

Der District, durch welchen der beabsichtigte Tramway (auf 480,000 Rup. veranschlagt) zu laufen hätte, gehört zu den fruchtbarsten der ganzen Westküste. — Baroda mit mehr als 100,000 Einw., die volkreichen Städte von Djumbusir und Gowasud liegen grade auf der Linie; Ahmode, Hullole, Kullole 2c. und die wohlbevölkerten Dörfer am Mhye-Fluß, die 82 Städte und Weiler (mit Ausschluß der bereits genannten) zwischen Tankaria-Bander und Sutlam, die Städte Udjein, Indore, Mundisore, Kachrode, Mehidpur und andere in Malwa: alle diese Orte würden mittelbar oder unmittelbar durch eine gute Verbindung mit der Küste gewinnen.

50. (S. 123) Das Athenaeum (eine engl. Zeitschrift zu Madras) vom 30. Sept. 1852 zog folgende Parallele zwischen dem Committee der Bombay Association for the improvement of India und dem der Calcutta British Indian Association:

1) Das erstere umfaßt alle Klassen (Parsi's, Hindu's, Muhamedaner, Portugiesen und Juden); das letztere wohl bloß Hindu's, und unter denen besonders die Zemindare und sonstigen Landbesitzer, vorzüglich in und um Calcutta. — 2) Das erstere nimmt sich mehr der armen Landbauer als Landbesitzer an; das letztere fast ausschließlich der Landbesitzer, die Lord Cornwallis, mit Darangabe der allgemeinen Volksinteressen, zu einer quasi „landed aristocracy" nach englischem Muster zu bilden versuchte, indem er zugleich Gerichtshöfe errichtete, welche die Interessen des Grundbesitzers gegen die des Pachters wie 9 zu 1 vertraten. (Dadurch wurden, so sagt das Athenäum weiter, mehr als 20 Millionen in die äußerste Armuth gestürzt.)

51. (S. 124) Acht neue Reihen buddhistischer Aushöhlungen (meist zwischen Bombay, Puna und Satara) waren eben innerhalb der letzten 12 Monate von Dr. Wilson's Leuten entdeckt worden. Die merkwürdigsten derselben sind die zu Kuda im Concan, 3 bis 4 engl. M. westlich von der Stadt Thal und etwa 42 M. in grader Linie von Bombay. (22 Höhlen mit vier Tschaitja's.)

52. (S. 131) So in der Tamulischen Prabhu-Linga-Lila, Seite 18 (in der zu Madras gedruckten Ausgabe des Saravanaperumaleijer).

53. (S. 161) Es ist ausdrücklicher Grundsatz der Anglikaner, ihre Missionare so zu besolden, daß sie die Stelle eines Gentleman einzunehmen im Stande sind.

54. (S. 162) Neueste Statistik der protestantischen Missionen zu Bombay nach dem Miss.-Register vom April 1854:

1) Die Miss. der Anglikaner: Ein Secretär des correspondirenden Comité's; ein Schulvorsteher; zwei Miss.-Gehülfen; eine europäische Lehrerin; eine ostindische Schulmeisterin; vier eingeborne Katecheten; dreizehn eingeb. Gehülfen. Daneben nur 22 Communicanten, wohl aber 1219 Schulkinder männl. und 362 weibl. Geschlechts.

2) Free Church-of-Scotland Miss.: Drei europ. und zwei eingeb. Missionare; ein eingeb. Prediger; ein eingeb. Gehülfe; zwei eingeb. Lehrerinnen; zwei, die sich für das geistliche Amt vorbereiten. Daneben nur 24 Communicanten, wohl aber 2000 Schulkinder.

3) American Board: Drei Missionare und ein eingeb. Gehülfe. (Die Zahl der Gemeindeglieder ist nicht angegeben, wohl aber wird bemerkt, daß 10,059,331 Seiten gedruckt wurden!)

55. (S. 165) Concan ist eigentlich Abhang des Congu- oder Codugu-Gebirges.

56. (S. 173) Herr Mögling theilte mir mit, daß Mangalore bei den Eingebornen selbst gegenwärtig Kodiala heißt. Er wollte auch diesen Namen bei einem alten classischen Geographen gelesen haben. Lassen sieht mit Vincent in dem Mangaruth des Kosmas den Namen Mangalur. Er er-

klärt zu dem Ende die Verschiedenheiten der Form aus dem Wechsel zwischen r und l und aus der Aussprache des lingu. d als r. Das Letztere ist insofern etwas mißlich, als das wohlbekannte Dravida-Wort ûr (Ortschaft) (wohl in allen Dialecten ohne Ausnahme?) mit einem weichen r geschrieben wird und dieses in seiner Desspr. mit dem lingu. d durchaus nichts gemein hat, während das harte r, im Tamul. wenigstens, mit demselben zuweilen gar wechselt. (Vergl. Anm. 5.) (Lassen, Ind. Alterth. 540.) Wenn aber S. 1101 Male mit Mangalore identificirt wird, so ist „Mangalore" wohl nur ein Druckfehler für „Malabar".

57. (S. 176) Auch die Abgaben sind vergleichungsweise mäßig. Zehn Kokosbäume zahlen etwa 1 Rupi an die Regierung. Der Reis ist verhältnißmäßig noch minder besteuert.

58. (S. 182) Sie flohen vor den Portugiesen südwärts.

59. (S. 182) Die Tulu-Brahminen zerfallen in mehrere Abtheilungen, als Sivalli-Brahminen, Kotada-Brahminen. Im Norden Canara's wohnen die Haiva-Brahminen; sie reden canaresisch. — Von den Ghats herunter kommen die Daschasta-Brahminen.

60. (S. 183) Die Tulusprache, deren Schrift in der Mitte steht zwischen der telugu-ähnlichen canaresischen und malabarischen, kommt dem Tamulischen am nächsten. Eine sonderbare Umkehr der zwei natürlichsten Bezeichnungen findet im Tulu statt: Appa nämlich heißt dort Mutter und Amme Vater.

61. (S. 184) Nach Mittheilungen des Herrn Greiner heißen die Palmbauer auf Canaresisch Billaver, auf Tulu Birve, die Ackerbauer auf Canaresisch Bantar, auf Tulu Vokilme.

62. (S. 184) Holeijer ist der Abstammung nach gleichbedeutend mit Puleijer. Aus Puleijan nämlich ist im Canaresischen (bestimmten Lautgesetzen zufolge) Holejanu (pl. Holejaru) geworden. Tiruvalluver singt im zweiten Theile seines Kural: „Die Leute, die sich mit dem Tödten beschäftigen, beschäftigen sich mit Pulei. Deren Niedrigkeit ist den Verständigen wohl bekannt." (Pulei = Fleisch, Unreinigkeit). Es sind die Puleijer wohl ursprünglich die Fleisch-essenden Jägerstämme. (Vergl. Arrian Kap. 17: „Es giebt auch Getreide-essende und Acker-bauende Inder, so viele ihrer nicht die Berge bewohnen; diese nämlich essen Thierfleisch.) Daß aber auch die Fisch-essenden Meeranwohner mit ähnlichen Namen belegt wurden, ist nicht unwahrscheinlich. (In den Mackenzie Manuscripts werden irgendwo Pla-Palli-Brahminen erwähnt und, wenn ich nicht irre, mit Fischern in Verbindung gebracht; Pla = Pula, Pulei?). Möglich, daß sie zuallererst so geheißen wurden; es scheint nämlich, daß Pulei zunächst Fischfleisch und zuzweit den stinkenden Fischgeruch bedeutet. (In Nambi's Achapporul wird den Strandbewohnern als Nahrung Pulavu (gleich Pulei)-Mîn i. e.

stinkender Fisch zugewiesen.) Dem sei wie ihm wolle, der Name Puleijer steht jedenfalls mit der Bedeutung „Fleisch" in Verbindung und wurde auf alle nicht-brahmanischen Hindu's ausgedehnt. (Pulei-tschêri im Tamul. = Parei-tschêri i. e. Pariah-Vorwerk.)

63. (S. 184) Die Namen der eigentlichen Bhuta's sind: 1) Mundadei (Vorvater? männl. Maske), 2) Djarandei (männl. Maske), 3) Djumadi (weibl. Maske), 4) Kodomandei (männl. Maske), 5) Marledjumadi (männl. Maske), 6) Meissandei (Büffel), 7) Bandjurli (Schwein), 8) Bildjandi (Tiger), 9) Gulige (?), 10) Bopare (Menschenfigur). (Nr. 6 bekommt kein Hahnopfer.)

64. (S. 187) Dort zeigt man die versteinerte Figur des berühmten Ketzer-Kämpen Sankaratscharja.

65. (S. 187) Die Mahalinga-Tempel befinden sich zu Kotery, Coranja (bei Djamaalabad), Sarpadi (am südlichen Mangalorfluß), Addur. Den Ort des fünften weiß ich nicht anzugeben.

66. (S. 189) Die Djaina-Radja's im Tululande wurden mir zu fünf angegeben, abgesehen von denen aus den Landbauern, die, wenn sie den Thron besteigen, Djaina's werden und dann auch (trotz der Schwestersohn-Erbfolge) ihre Frauen aus den Djaina's nehmen müssen.

67. (S. 190) Die Muslim's in dortiger Gegend heißen eigentlich Chônaka's (Yavanaka's). Sie führen aber zugleich den Namen Mapilla. Auch den Nasarani's (den syrischen Christen) kommt diese Benennung zu; die Europäer aber beschränken sie auf die weit vorwiegenden Muslim's. Der Name („Groß-Kind; Schwiegersohn") ist eigentlich ein von den Radja's ertheilter Ehrentitel. So weiß man auch von einer Onkel-Kaste, aus der die königlichen Räthe genommen werden sollten. Im Tamulenlande aber ist die Benennung Pillei (Kind) noch immer eine Standesbezeichnung.

68. (S. 205) Die dortigen kathol. Missionare haben bei ihren Bekehrten die bürgerlichen Ordnungen der sogenannten „Kaste" beibehalten: ein Christ aus dem Brahminenstande heirathet nur eine Christin aus demselben Stande. Daraus leitete es Miss. Mögling ab, daß nun auch die dortigen protestantischen Christen eine gewisse bürgerliche Achtung genießen, indem sie ja auch zur „Christenkaste" im Allgemeinen gehören.

69. (S. 207) Die heidnischen Lehrer bekamen 4 bis 9 Rupi's monatlichen Gehaltes; der indobritische 50.

70. (S. 208) Miss. Weigle war im Auftrage der engl. Bibelgesellschaft zu Madras eben mit einer Neubearbeitung der canaresischen Bibelübersetzung beschäftigt. Es ist aber diese Ueberarbeitung, wenn ich nicht irre, als theilweise zu „hoch" von der Bibelgesellschaft verworfen worden.

71. (S. 208) In der canaresischen Literatur sind besonders die Djaina's, Lingaiten und Wischnuiten vertreten.

72. (S. 215) Aus Eli (sc. Male = Gebirge) ist Monte d'Illy (Gebirge

von Illy) entstanden. Eli-Male heißt Siebengebirge. Es wird in Sanscritschriften mit Saptasaila, was ebenfalls Siebengebirge heißt, bezeichnet.

73. (S. 217) Die selbstständige Literatur der Malabaren ist dürftig; denn die Sprache, die ursprünglich mit der tamulischen ganz gleich war, ist verhältnißmäßig jung. Das Vorwiegen des Sanscrit datirt sich von etwa 200 Jahren her, indem sich von da an die alphabetischen Gesänge, statt wie bisher nach dem Dravida-, nach dem Sanscrit-Alphabet richten. Die Kerala-Utpatti („Ursprung Kerala's") ist etwa 100 Jahre alt. Die malabarische Literatur besteht meist in Liedern (die Pajanur-Sage). Auch die Mapilla's haben ihre Sagen; sie sind aber alle sehr modern.

74. (S. 219) Berliapatna (Valar-pattu, die wachsende, gedeihende Stadt?) ist Herr Gundert für das Dad-Cannam des Ibn Batuta, so wie Cannanore (Cannan-ûr, Ort des Cannan) für das Jur-Cannam desselben Reisenden zu halten geneigt. Das Fattan des Ibn Batuta ist wohl Pudu-Patnam („Neustadt", jetzt bloß noch ein Name der Flußmündung); sein Fandaraina aber Pantal (eine Art offnen Schuppens) -Ajini (eine Art Jackfrucht) — auf der Karte Pundalali nahe bei Coilandy. Es hat eigentlich noch Kollam nach sich. (Kollam kommt sehr oft vor und heißt Residenz. Man redet von einem „südlichen" Kollam; das ist dann Quilon).

75. (S. 222) Die Eingebornen bezeichnen die ganze Westküste mit Sapta (Sieben)-Concanam. Von Norden nach Süden zählen sie demgemäß: Carata, Virata, Marata, Concana, Hawjaga, Tulu, Kerala; oder von Süden nach Norden: Kupa, Kerala, Mushika, Pulu, Pasuconcana, Paraconcana, Concana. Das Gestade von Gocarna (bei Goa) bis zum Cap Kanja Kumari (Comorin) — etwa 220 Stunden lang — führt den Titel: „das heilige Land des Parasu Rama" oder Malajalam. (Mit dem letztern Namen gilt die Benennung Kerala oder Tschera meist als eins.)

76. (S. 222) Die Ghat's heißen Mahendra im Norden, Sahja im Süden, — im äußersten Süden aber (hinter der bekannten Ghatspalte) Malaja (= Berge).

77. (S. 227) Herr Gundert hat die 64 Anatcharams oder Mißbräuche in Kerala aus drei Recensionen zusammengestellt und dabei der Deutlichkeit wegen die weitläufige spätere Form vielfach vorgezogen. Sie lauten seiner Mittheilung zufolge etwa so:

1) Im Ausland trägt der Mann ein Sômen (z. B. im Tamul- und Canaralande), das Weib ein Brusttuch. In Kerala hat der Mann ein Mundu von 5 Ellen, das Weib ein Pudawa von 10 Ellen. Es heißt hier zu Lande „die Brust ohne Hülle (mara) das Schwert ohne Scheide" (ura).

2) Ein Brahmane, der Sanjâsin wird, trägt nur ein Kaupînam (Schambedeckung).

3) Ein Brahmane läßt nur einen seiner Söhne heirathen; stirbt der

kinderlos, so heirathet der nächste Bruder u. s. w. Würden alle heirathen, so würde sich das Familiengut zersplittern.

4) Die übrigen Brüder heirathen nicht, sondern leben nach Gefallen mit Weibern der Kasten vom Kshatrija bis hinab zum Sudra; denn diese haben nicht als Hausweiber (Kulastrî), sondern als Fremdweiber zu leben (Parastrî).

5) In welchem Haus Kulastrî mârgam gilt, da erben die Söhne (makkattâjam d. h. makkal-dâjam); wo Parastrî mârgam gilt, da erben die Neffen (marumackattâjam). Die Kerala-Brahmanen gehören fast alle zur ersterwähnten Klasse (wenige Familien in Pajanur ausgenommen).

6) Auswärts lassen sich die Eltern einer Braut vom Schwiegersohn zahlen. Da dies wie Fleischverkauf aussieht, so haben die Kerala-Brahmanen ihre Töchter umsonst zu geben (Kanjâdânam).

7) Da viele Brahmanen-Töchter keine Männer finden (in Folge von §. 3), und die andere Welt den Lediggestorbenen nicht günstig ausfällt, so haben die Brahmanen einen armen Kastgenossen zu miethen, daß er der ledig verstorbenen Tochter die Hochzeitschnur umbinde und sie sein Weib heiße.

8) Auswärts bemalen sich Brahmanen die Stirn mit Sectenzeichen, in Kerala nur mit dem bodenähnlichen Aschengemisch.

9) Brahmanen-Knaben vom Tag ihrer Einweihung (upanajam) bis zum 16. Jahr gelten für eine Art Parajar und tragen statt der heiligen Schnur einen Streifen Gazellenfell (vom Krishna mrigam).

10) Kerala-Brahmanen haben keinen Schnurrbart. Wollen sie das Haupthaar oder die Nägel lang wachsen lassen, so dürfen sie's.

11) Auswärts haben die Brahmanen sechs Beschäftigungen (shat karma, Lesen und Lehren, Almosen geben und nehmen, opfern und opfern lassen). In Kerala nur fünf, denn da sie Landbesitzer sind, brauchen sie kein Almosen zu nehmen.

12) (cf. §. 41.) Von den vier Âsramas oder Lebensweisen des Brahmanen gilt der des Sanjasin in Kerala nur zur Noth. Während nehmlich auswärts der Sanjasin Kaste, Zopf und Brahmanenschnur aufgibt und nur Stab, Wassergefäß, Okerkleid — dieses dreies — zu eigen besitzt, leben die Kerala Sanjasins in ihren Matha's herrlich und in Freuden und können sogar reich werden. Nicht einmal ihr Leichnam verunreinigt. Der Brahmane, der ihn angerührt, darf alsbald essen. Man bringt auch wohl den Körper in den Tempel, opfert und zerbricht eine Kokosnuß an seinem Schädel, ißt sie, begräbt ihn im Tempelvorhof und baut ein Quadrat darüber (tara).

13) Die Brahmanen dürfen nicht wie auswärts für ihre Schüler die Sudra-Ceremonie verrichten. Das ist nur der „jüngern" Kaste (Jlajadu) erlaubt, welche zu diesem Zweck um etwas erniedrigt worden ist, und keinen Gebrauch von den Veda's macht.

14) Im Ausland entehrt sich der Brahmane durch Verehrung der schlimmen Götter (durdêvatâ); in Kerala ist ihnen diese und der Gebrauch der entsprechenden Formeln (durmantra) erlaubt.

15) Im Ausland vertreibt der Brahmane die Unreinigkeit der anderen Kasten (durch punjâham etc.). In Kerala, wenn sich der Brahmane (durch Leichen, Geburt u. s. w.) verunreinigt, ists der Mârân (zwischen Brahmanen und Sudra), der ihn reinigt.

16) Auswärtigen Brahmanen sind Waffen verboten. In Kerala haben sie Parasu Rama's Schlachten geschlagen und dürfen ins Feld, so gut als die Sudra's.

17) Ein Brahmane soll weder Fleisch noch Fisch essen. Beim Opfer (Jâga) aber ist ihm ein fettes Stück Schaffleisch, in Ghi gebraten, erlaubt. Er soll nichts Berauschendes trinken, aber die, welche Parvati bedienen, dürfen sich an ihren nächtlichen Festen betrinken

18) Ein Opfer ist nicht möglich ohne Erlaubniß des Nambidi von Vênganâdu, der auf dem Kûrmâsana präsidirt (ein Dreiviertel-Brahmane). — Gibt ein Nambûtiri (mit Vorzopf) seine Tochter dem Pattar (mit Hinterzopf)*, so ist die Nachkommenschaft niedriger als die Nambutiri's und heißt Nâttu Pattar (Landpatter).

19) Fremde Brahmanen essen wohl auch Reiß, am vorigen Abend gekocht. Dies ist in Kerala nicht erlaubt. Ferner kaufen und genießen jene Ghi etc. auf dem Bazar, was diese nicht dürfen. Auf der andern Seite mögen sie Brod und Kuchen (appam, pappadam, ada, wada) in Läden und eingemachte Früchte in Najer-Häusern essen, was jenen verboten ist.

20) Für den Coitus ist in Kerala Uparikrîda vorgeschrieben.

21) Ein Kleid, das der höhere Wäscher (Veluttedan) gewaschen, darf alsbald Göttern und Brahmanen angezogen werden, ohne daß es erst (von Brahmanen) genäßt und getrocknet wird, wie im Ausland.

22) Brunnen und Teiche sind sonst allen Kasten (außer Parajan) gemeinschaftlich. In Kerala hat jede Kaste ihre eigenen.

23) Auch die Beisetzung der Leichen geschieht nicht auf einem gemeinschaftlichen Platz, sondern in der südlichen Ecke eines jeden Familienguts. Daher die Kerala-Brahmanen zum Spott auch smasâna vâsin (Todtenhof-Bewohner) genannt werden.

24) Für die Leichenbesorgung (sêsha krijâ) bedürfen Brahmanen das Darbha Gras und Tulasi (Ocymum), andere Kasten Karuka (Agrostis Lin.) und Tcheru-pûla (Illecebr. lanat). Da aber haben die Brahmanen Formeln zu recitiren (mantra), die Andern nur Geberdensprache zu brauchen (tantra).

---

* Seltenes Ereigniß.

25) In Malabar sind die Höfe jeder Familie durch Hecken, Leitern u. s. w. getrennt, und nur die Weber (Tschâlier) leben in Straßen.

26) Hat sich eines Brahmanen Tochter vergangen und wird sie von der Brahmanen-Versammlung (jôga) überführt, so nimmt man ihr den Armring und den (als Fächer und Schleier dienenden) Deckschirm ab, schlägt in die Hände und wirft sie mit Spottruf hinaus. Sie wird an Mapillas verkauft und vom Erlös ein Reinigungsmahl für die Familie gehalten.

27) Für Diebe und Ehebrecherinnen ist ein Asylum im Kunitshêri-Tempel, Vellappa-nâdu (südöstl. von Calicut), wo keine Macht sie anrühren darf, außer sie verlassen den Platz.

28) Durch Religionswechsel verlieren Brahmanen, Kschatrija's, Waisja's und Sudra's ihre Kaste; wenn aber niedere Kasten sich zur Jônaka-Religion bekehren und eine Mütze (topi) aufsetzen, so ist ihre atmosphärische Unreinigkeit (tîndal) verschwunden.

29) In den großen Krankheiten muß für die Befallenen eine große Hütte gebaut werden, der kein Verwandtes nahe kommt. So beim Aussatz, noch mehr bei den Pocken.

30) Unreinigkeit durch Geburts- oder Todesfälle (pula) dauert bei Brahmanen und Kühen 10, bei Sudra's 15, bei Ambalavasis und Kschatrija's 12 Tage. Pulajar und Parajar sind nur am Todestage unrein, wenn sie das Geld zur Bestattung haben: wenn nicht, so können sie die Unreinigkeit in ein Gefäß thun, dem sie das Maul zubinden, und die Reinigungswaschung (pula kuli) auf eine Zeit verschieben, da sie Geld haben. — Ueber Leichen ist es nicht so nöthig zu heulen, wie im Ausland. Es heule wer betrübt ist. — Stirbt ein Fürst, so ist auch für den Tempel (nach Einigen) eine Reinigungsceremonie erfordert.

31) Kerala-Weiber dürfen nur weiße Kleider anziehen (nicht gefärbte, wie im Ausland).

32) Brahmanen-Weiber sollen weder Männer sehen noch von ihnen gesehen werden. Daher sie nie ohne den Deckschirm und eine Sudra-Begleiterin ausgehen dürfen.

33) Sâmanter (wie in Tschiracal, Calicut, Travancore) dürfen die h. Schnur nicht tragen, außer sie haben das hiranya garbha „Goldmutter" verrichtet (d. h. sind durch eine goldene Kuh gekrochen und haben diese den Brahmanen geschenkt).

34) Die h. Schnur wird nicht wie auswärts dem Goldschmied (Tattân) und Zimmermann (Âsâri) oder Töpfer (Kusawan) gegeben.

35) Eine mit Aussterben bedrohte Familie mag ein Kind adoptiren, indem man ihm unter anderem Muttermilch giebt. Giebt es diese wieder von sich, so ist die Adoption nichtig.

36) Brahmanen-Weiber dürfen in Kerala (wohl um ihrer Einsamkeit willen) sich mit Studien beschäftigen.

37) Verwittwet scheeren sie das Haar nicht (wie auswärts geschieht).

38) Die Brahmanen der 32 nördlichen Grama's verheirathen sich nicht mit Bewohnern der 32 südlichen (die Grenze nach Einigen der Fluß nördlich von Eli, oder der Câgniracottu-Fluß, nach Andern der Kîlûr- oder Vadagara (alt Pudupatnam)-Fluß).

39) In Kerala wird es nicht für verunreinigend angesehen, wenn ein gewaschener Teller die Kochgeräthe berührt. Auch dürfen die, welche sonst zusammen essen, den Teller von einander brauchen.

40) Lautes Schreien zur Zeit der Entbindung, bei Fremden so verpönt, ist den Kerala-Weibern gestattet.

41) (Vgl. §. 12.) Nicht nur der Sanjasin-Stand ist hier zu Lande eigenthümlich verändert, sondern auch die andern drei. Sankara Âtchârya erlaubt den Junggesellen nach Weibern zu laufen. Die Einsiedler sind nicht gewöhnlich, und die Hausväter dürfen 4 bis 5 Weiber nehmen.

42) Der Niedere hat vor dem Höhern aufzustehen und sich mit Abnahme der Kopfbedeckung zu verbeugen. Er spricht nur, indem er die Hand vor Nase und Mund hält.

43) In Kerala haben die Weiber keine Brustbedeckung (§. 1), noch lassen sie sich das obere Ohr durchbohren. Die Männer haben keinen Schnurrbart (§. 10), noch die Beschneidung. (Alles das sollen die Sudra's im Nândji-District südöstlich vor Tiru-w-ananta-puram haben.) Auch kommt vor, daß Weiber sich die Nase durchbohren.

44) In Familien mit Neffenerbrecht ist immer der Älteste das Haupt, er kann aber Familiengut nur mit Einstimmung der jüngeren Glieder verkaufen oder verpachten. Die Formel ist „N. N. und seine jüngern Brüder". Der eigentliche Besitzer ist die Schwester; Beschützer und Erhalter sind ihre Söhne. Vereinigen sich alle zu einer Theilung, so hört der Gemeinbesitz auf, und am Tage, da das Trennungs-Document aufgesetzt wird und die Partheien ein Betelblatt unter sich vertheilen, hat die Kraft der Familienverunreinigung (pula-sambandha) ein Ende. Wer die Bestattung (sêshakrijâ) des Familien-Hauptes (kâranavan „Urheber" vul. = Oheim) besorgt, folgt ihm in der Verwaltung.

45) Töchter aus den Kasten, in welchen Parastrî mârgam gilt (§. 4), werden vor der ersten Menstruation verheirathet; Brahmanen-Mädchen erst nach derselben (dagegen im Ausland Brahmanen-Mädchen immer als Kinder heirathen). Einige Sudras hier folgen darin dem Kerala-Brahmanen-Gebrauch.

46) Wo Marumakkattajam gilt, giebts keine regelmäßige Ehe, d. h. Zusammenwohnen. Doch kann ein reicher Schwiegervater das junge Paar

bei sich wohnen lassen. Gewöhnlich lassen sich die Eltern einen Tag bestimmen, bereiten ein Fest und lassen durch einen (nach astrolog. Regeln als harmonisirend erkannten) Mann derselben oder einer höhern Kaste dem Mädchen ein Tâli umhängen. Er wohnt dann vier Nächte bei ihr, und wird am fünften Morgen von ihrem Herrn (Oheim oder Bruder) mit einem Festkleid und Geldgeschenk (etwa 4 bis 5 Rup.) entlassen. Damit hört ihre Verbindung auf. An einigen Orten nimmt das Weib ihr Tâli ab, wenn sie vom Tode dessen hört, der es ihr angehängt, und hängt es erst nach dem Reinigungsbad am Ende der Trauer-Zeit wieder um. — Wenn Halbbrahmanen hierzu gebraucht werden (was größere Ehre ist), so hört die Verbindung schon mit dem Augenblick des Tâli-Knüpfens auf.

47) Das Zusammenleben nach Parastrî mârgam hat verschiedene Namen. Von Nileschwara zum Pudupatnam-Fluß heißt es Puda muri kaljâna (Ehe mit Kleidergabe). Vom Pudupatnam-Fluß bis Travancore heißt man's „Verbindung, Annahme (parigraha), Gut-übel, (gunadôsha), der im Sinn liegende Ort", in Travancore „mundu Kodukka" Kleider geben. Der Onkel oder Bruder heißt „der zu essen giebt", — „der Mann, der zum Anziehen giebt". — Von Nileschwara nach Süden mag ein Mann viele Weiber haben, das Weib aber nur einen Mann. Scheiden kann sich bloß der Mann, nicht das Weib. Von Pudupatnam südwärts hat ein Weib viele Männer, ein Mann viele Weiber. Zu scheiden steht beiden Theilen frei. Wohnt das Weib in des Gatten Hause, so wird sie im Augenblick seines Todes hinausgeschickt und darf nie wieder kommen. — Wenn einer der Kammâlar (Handwerker) mit seinen 5 oder 6 Brüdern ein und dasselbe Weib heirathet, so steht Scheidung jedem Theil nach Belieben frei.

48) In Kerala ist kein religiöser Akt vollständig ohne Sudra-Hülfe.

49) Wenn ein Brahmane Leder anrührt, muß er sich baden. Aber weder das Gazellenfell noch Trommeln verunreinigen den jungen Brahmanen.

50) Fremde Brahmanen putzen die Zähne täglich, die Kerala-Brahmanen nur an guten Wochentagen.

51) In Lebensgefahr fremden Reis oder Wasser zu genießen, ist erlaubt (in Theorie). Wenn also ein Brahmanen-Weib von Geburtswehen überfallen wird, darf ihr die Sudra-Gehülfin Reis und Wasser bringen und sie bedienen bis zur Abwaschung des pula.

52) Kerala-Brahmanen dürfen sich auch Nachmittags scheeren lassen.

53) Der Streit der Sivaiten und Wischnuiten ist in Kerala nicht einzuführen. Doch giebt es 2 Kûru, Theile (Orden), die sich nach den Tempeln Pannijûr (Schweinsort, wo Varâha mûrtti) und Chôwaram (Sivapuram) benennen. Alle höhern Kasten gehören zu dem einen oder andern. (Der Unterschied nur in Kleinigkeiten bemerkbar.)

54) Die Veda's sagen, eine Brahmanen-Wittwe dürfe heirathen. Dieß in Kerala so wenig als auswärts.

55) Wenn ein Nambutiri mit einem Weib seiner Kaste Ehebruch begeht, so werden sie zur Châkjâr-Kaste erniedrigt und müssen hinfort vor Brahminen schauspielen.

56) Brahmanen dürfen sich in Kerala auch halb scheeren lassen (ardha kshaura, Kopf und Brust, sonst überall nur sarvângakshaura).

57) Was im Auslande nur Huren thun, sich das Gesicht glätten zu lassen (von Barbierfrauen), ist allen Kerala-Frauen erlaubt.

58) Die Barbierin muß jeden Monat die Kerala-Weiber scheeren (kshaura kaljâna).

59) Die Weiber von Kschatrija's, Waisja's und Sudra's sind in Kerala den Brahmanen zugänglich, daher in jedem Sudrahause eine kleine Hinterthür und ein metallnes (den Brahmanen nicht verunreinigendes) Trinkgefäß sein muß. Auch die Könige haben keine Ehe, wie im Ausland. Denn nur Brahmanen-Samen kann Kerala wirksam regieren (d. h. vor Rückfall in die See bewahren).

60) Die Feste von Kerala sind eigenthümlich. Haupttage sind: das Neujahr (ând-arudi, Jahresende) am Schlusse des Leo-Monats, das Vishu Cani (Equinoctial-Neujahr), das Onam (Srâvana, Tag im Monat Leo, Schluß der Regenzeit) und Ucharan (Uebergang der Sonne vom Capricorn in Aquar.). — Der Ekâdasi (11te Tag der Mondsphasen) und andere Fasttage sind für Brahmanen und Sudra's dieselben. Doch haben an einigen Plätzen (wie im Ausland) die Sudra's zuerst die Brahmanen zu bedienen und halten ihr Fasten dann einen Tag später.

61) Rein ist alles Unbekannte, vom Bazar Gekaufte, Zimmermanns Hand, Weibermund, Stecken, Leder, von Vögeln berührte Frucht, Almosen, fließendes Wasser und stehendes Regenwasser, Honig, buntes Kleid und Gefäße in Zeiten von Reisen, Krieg, Feuergefahr und hohen Festen.

62) Die Reinigkeit herzustellen bei Tottukuli (Befleckung durch Berührung) und Tîndikuli (atmosphär. Befleckung), ist völliges Untertauchen erforderlich. — Der Weiber Unreinigkeit (pula) wird von der Wäscherin Vannâtti entfernt, welche (nach Belieben von jedem Kunden) Kleiderwechsel verschafft. (Es ist etwas Priesterliches dabei; die Vannâtti darf nicht gefragt werden, warum sie z. B. ein ihr zum Waschen gegebenes Kleid dieser oder jener Nachbarin, auch von anderer Kaste, zum einstweiligen Tragen gegeben hat). — Häuser, Brunnen und Teiche werden durch Mantra eines Brahmanen und durch punjâham (Besprengen, §. 15) gereinigt.

63) Ein Sudra verunreinigt auf 3 — 6 Schritte den Brahmanen (?); ein Mapilla auf 6—12 (?); eine menstruirende Frau auf 12; Kammaler, Tier, Mukkuwer auf 24; eine neu entbundene Frau auf 18; Wäscher,

Vettuver und Kanischer auf 36; Pulajer und Parajer auf 64; Najadi's auf 74.

64) In Malabar darf die Kuh allein, nicht auch die Büffelkuh, gemelkt werden. (Wird selbst von Najern nicht beobachtet.)

78. (S. 229) Einheimische Brahminen mit „Vorderlocke", besonders für Opfer, 1) Bhatta = tiri (srî, heilig) = ppâdu (pâda, Fuß), vulgo Pattêri; 2) Nambû-tiri-ppâdu („Unser heiliger Fuß"), vulgo Nambûri; 3) Tirumunbu („Heilig-Erstes"); 4) Enprân („Mein Herr") -tiri. Unterabtheilungen sind: Sômâttiri, Agnihôtri u. s. w. mit besonderem Opferdienst. Am höchsten steht Nr. 1 und 3. Nr. 4 mehr im Norden, z. B. Tali-parambu; von ihnen haben 17 Häuser in Pajanur Neffenerbrecht.

Die ausländischen Brahminen mit „Hinterlocke" heißen Pattar (Tadbhava von Bhatta). Diese sind Veidikar. (Sie verrichten die Shat Karmâkkel oder sechs Handlungen der Brahminen.)

Die Nambidi („Unser Fuß") heißen Dreiviertel-Brahminen. Sie lesen die Veda's nicht und verrichten keine Opfer in den höhern Siva- und Wischnutempeln. Sie haben theilweise Neffenerbrecht. Manche sind Fürsten. Niedriger stehen die Karuka Nambidi (Karuka = S. dûrwa, ein Gras). Sie besorgen für die Sudra's Leichen-Ceremonien.

Potuvâl („Gemein-Person"), auch Ardhabrâhmana („Halbbrahmine"), mit dem Gebrauch der Gâjatrî. Als Acha-potuvâl („innere Gemein-Person") verwaltet er Tempelgüter; als Pura-potuvâl („äußere Gemein-Person") muß er für den Tempel Blätter, Holz, Milch, Honig, Oel 2c. herbeischaffen; er entbehrt zum Theil der heil. Schnur.

Der Pidâren (auch Adigal, „Füße") besorgt den Kalidienst und darf sich insgeheim betrinken.

Ambalavâsi („Tempelanwohner"): 1) Der Pushpakan oder Pûnambi („der Blumen-Nambi") muß den Tempel reinigen und mit Kränzen schmücken. 2) Der Nambi („der Unsrige"). Ein Theil heißt auch Mûssadu und Ilajadu („Aeltere" und „Jüngere"); die letzteren verrichten religiöse Handlungen für Sudra's. Zu diesen gehören auch die Silambândi, „Heilige mit klingendem Fußschmuck". Der Nambi hat Neffenerbrecht. 3) Wârier, Wârer („Bodenfeger"), wie die beiden vorigen Klassen beim Tempel beschäftigt. Ihre Weiber sind Sängerinnen. Der damalige Cotschin-Minister gehörte zu dieser Klasse. Sie haben Neffenerbrecht. 4) Vishârakan, Pishârawadi. Diese Klasse, die mit dem Dienst der finstern Gottheiten zu thun hat, besitzt ebenfalls Neffenerbrecht.

Die zu den niedrigern Antaradjâti's gehörigen Puttillam („Neu-Haus") und Mânâri, Diener der Bhadrakali, werden auch den Ambalavâsi's beigerechnet.

Die folgenden Klassen, die alle Neffenerbrecht haben, werden von Einigen zu den Sudra's gezählt:

Der Mârân, Mârajan, ist Musikant und Trommelschläger. Er fegt den Boden, aber nur im Vorhof des Tempels.

Der Asthi kuretchi, auch Asthi wâri, „Gebein-Zusammenfeger". Er dient als Barbier und bei Sudraleichen.

Schon vom Nambi, jedenfalls aber vom Mârân an, heißen diese Kasten Antaradjâti oder Antarâlattil-ullaver („Im Zwischenraum Befindliche").

Zu ihnen gehören noch:

Unittiri, zum Theil Schulmeister, Trabanten; Tîjâdi-Nambi, Feuerspieler, mit dem Dienste des Sâstâ oder Châttan bhûta beschäftigt; Tejampâdi (= Deivam-pâdi), Götter-Sänger; Châkjâr, Schauspieler.

Bloß die letzteren haben Sohneserbrecht; alle aber stehen über dem Mârân und Asthikuretchi.

79. (S. 229) Alle, die als sogenannte Kshatrija's aufgeführt werden, haben Neffenerbrecht. Dazu gehören:

1) Mudi-Kshatrijan (Kron-Ksh.). Die Dynastie von Cottajagattu und von Cotschin.

2) Mûshika-Kshatrijan („die sich vor Parasu Rama als Mäuse verkrochen"), z. B. der Kumbala-König.

3) Sâmanter (Söhne der Kschatrija-Wittwen und der siegreichen Brahminen). Hierzu wird die Tschirakal (Côlattiri)-Familie gerechnet.

Aechte Waisja's giebt es noch weniger. Die eingewanderten Conkani's erhalten ihre Stelle erst nach den Najern. Es wird irgendwo gesagt, daß alle Waisja's Sohneserbrecht haben.

80. (S. 229) Najen, Najken (honorifice: Najer, Najker). Aus Najer ist Nair geworden. Das Wort ist das sansc. Nâjaka = Führer, Fürst. (Anrede bei dem zwölfjährigen Nationalfeste — siehe Anm. 82 —: bhûpâstcha nâjakâstcha = Erdebeherrscher und Volksführer!)

Sie zerfallen in zwei Hauptklassen mit Neffenerbrecht:

1) in „Auswendig-Verbundene", Krieger, und 2) in „Inwendig-Verbundene", Brahminen-Diener. Die Höchsten der erstgenannten Klasse sind Kirigattu (Griham, Haus)-Najer, Vellâler (Tamul. = Erobrer), Kâymal (oft in portug. Schriften erwähnt), Kurupper, Paniker (Fechtmeister), Adijôdi (Radja's), Menôki (Aufseher), Ammônmar („Onkels") rc.

81. (S. 229) Die Malabaren sprechen von drei geschichtlichen Perioden:

1) Parasu Rama's Zeit (Entwickelung des Brahminenthums); 2) Zeit der Perumal's oder Gesammtherrscher (fremder oder eingeborner); 3) Zeit der Tamburan's oder Selbstherrscher (bis in's letzte Jahrhundert). In dieser wird Malabar folgendermaßen beschrieben: 160 ind. St. Länge; 18 Häfen; 18 Bergpässe; 4448 Götterbilder; 108 Kalitempel; 360 Dämonensitze;

1008 Ringschulen mit Suprmanien-Dienst; — 64 Kolonien; 96 Städte; 18 Residenzen in 17 Provinzen (nämlich: Tulu, Kola, Purawali, Kurumba, Pola, Era, Parappu, Valluva, Ravana, Vetta, Trimanatscheri, Perimpadappu, Nedunga, Venga, Muringa, Ona, Vena). Daran schließt sich als Grenzland im Süden das Pandi-, beim Durchbruch der Ghats das Congu-Land und zwischen den Nilagiris und dem Codugu (Curg)-Hochlande die Waldprovinz Wajanadu an. 18 Tamburans, 390 Herren. Unter den ersteren 8 Samanter, 5 Kshatrija's, 4 Vellaler. Die vier leitenden Regierungen: im Norden der Kola-Fürst, im Süden der Fürst von Travancore, auch Gold-Tamburan genannt, die stets in Fehde mit einander verwickelten Könige von Calicut und Cotschin. Der letztere wurde erst durch die Portugiesen gehoben. Alte Sagen sprechen hauptsächlich von (dem südlichen) Elephanten-Fürsten, von dem (nördlichen) Pferde-Fürsten und von dem Männer-Fürsten, dem König über Hügel und Welle, dem mächtigen Tamutiri (Zamorin).

82. (S. 229) Die Tschola-Herrschaft hat viele Einrichtungen und Namen zurückgelassen, wie z. B. das Mahâmakham bei Ponani (s. S. 257), das zu Combaconum (s. d. folg. Band) noch stets alle 12 Jahre gefeiert wird. 1743 wurde das große Nationalfest bei Ponani zum letzten Mal begangen.

83. (S. 229) Tschêra, Tschêrala ist nur mundartlich verschieden von Kêrala, indem sich das Tamulische s zu Anfang der Wörter im Canaresischen in k verhärtet.

84. (S. 230) Zum Unterhalt des Königs sind Krongüter vorhanden, und jedes Reichsamt ruht auf einem Majorat.

85. (S. 231) Die dem Kriegsgotte geheiligten Ringschulen heißen Nâlbattiradi sthânam (42-Fuß-Oerter).

86. (S. 233) Urâli (Dorf-Mann), auch Erumân, Kallerinâjer, Maurer, Steinhauer.

87. (S. 233) Vânian (S. Vanidj), Tchettijân. Die höhere Kaste verkauft Oel u. s. w. Die niedern Tschakkâla-Vânier („Oelpreß-Händler") bereiten auch Oel. Ebenso die Patijâr („Auspresser").

88. (S. 235) Auf die aus dem Stammland der Baumwolle eingewanderten Tchâlier (sansc. Djâla) oder Tscheder folgt:

1) Yôgi, Schulmeister. 2) Pulijan, Jäger ersten Ranges. 3) Valindjian oder Vilakkattaravan („Lichtzimmer-Besitzer"), Barbier, der die Pitri-Bräuche versieht. 4) Vannattân, Velluttêdan („der vom Weißmach-Platz"), Wäscher der Götter und Brahmanen.

So weit kann man die Sudra's rechnen, was die höhern Kasten natürlich bestreiten.

89. (S. 235) Eigentlich Tîjar (portug. Tivas, Tibas, von Tîvu = Dwîpu, Insel), „Insulaner", oder Ilavar von Ilam (tamul.) aus Sîhalam

(= Ceylon). Südlich von Vadagara haben sie noch das Tîndal (atmosph. Befleckung). Ihr Barbier heißt Kâvu Tîjan und steht niedriger, als andre.

90. (S. 238) Dieß sind eigentlich vier Anhängsel des Kollan, die im Laufe der Zeit gesunken sein sollen:

1) Tîkollan (Karuwân), Feuer- oder Grobschmied. 2) Ambuketti Kollan, „Pfeil-Bind-Schmied" (der den Bogen segnet). 3) Vâlkollan, Schwertfeger. 4) Palishakollan, auch Kidâran, Scheiden- und Ledermacher.

So weit reichen die Klassen, die Kûli-tshêjam (-sêvâ) oder „Sold-Dienst" haben, d. i. mit in's Feld müssen.

91. (S. 238) Folgendes sind der alttamulisch geschriebenen Urkunde zufolge die Gerechtsame, die dem Esuppu (der Ausspr. nach = Jesuppu) Irappân zugesichert wurden:

1) (Die Herrschaft) Ansuvannam (wörtlich Fünf-Kaste). 2) Der Zoll von weiblichen Elephanten und Wagen. (Gundert übersetzt die Worte: பெடியாலும் வாயனத்தாலும் பாகுடமும் „Gehen mit Elephanten und Wagen und Zoll"; allein பாகுடம் Zoll wird offenbar durch die beiden vorhergehenden Instrument. näher bestimmt. Siehe Madras Journal. Vol. XIII. Part I. S. 135.) 3) Die Einkünfte von Ansuvannam. 4) Pachel-Vilakku (Gundert: Licht bei Tage. Oder etwa gleich Pachel (sive Pachir)-Vatti — eine große, helle Fest-Fackel?*). 5) Kleider zum Ausbreiten über den Weg. 6) Eine Sänfte. 7) Einen Schirm. 8) Eine Trommel (der Zusatz vaduka entweder Telingana oder von Leder = vadaka; Gundert: eine Trommel, die mit zwei Stöcken geschlagen wird). 9) Trompeten. 10) Idubadi (Erhöhung mit Stufen? Gundert: Thorweg mit Sitzen, Ellis liest Iduvadi „tabor"). 11) Ehrenpforten. 12) Ausgespannte Decken und Guirlanden für die Ehrenpforten. 13) Die 72 großen Exemptionen und Privilegien oder der Erwerb der 72 großen Exemptionen (Ellis übersetzt vîdu mit free homestead; vîdu heißt aber auch Erlaß, vom Verbum vidu, lassen). 14) Erlaß des உலகுந் (oder besser உலகு? wie in dem syrischen Document; siehe folg. Anmerk.) துலா கூலியும் (der Kopf- und Wagesteuer? Gundert: Steuer an den Oberherrn). 15) Das, was die Unterthanen in der Stadt an den Palast zu entrichten haben, soll er nicht mit entrichten, dagegen, was jene zu empfangen haben, doch mit empfangen. (Aru ist wohl fehlerhafte Schreibart für atu; dann ist irukkumatu = iruppatu und Perumatu = Peruvatu, — eine im alten Tamul sehr gewöhnliche Form.)

---

* Kaivaljanavanîta II, 41 steht: Das Wasser im Teich und das Licht der Fackel (nilâttiri im Text, im Comment. Pachelvatti!) nützt dem ganzen Dorfe, das „Wasser im Eimer und das Licht der Lampe, dies Beides nützt bloß Einem Hause!" Hier tritt die Bedeutung von Pachelvatti (vatti das sansc. vartti) bestimmt genug hervor. (Siehe meine Bibliotheca Tamulica. 1. Band S. 48.)

92. (S. 239) Siehe Gundert's Uebersetzung des syrischen Documents in Madras Journal Vol. XIII. Part I. S. 117.

93. (S. 239) 1) Vadi Kuruppu, „Stockmacher" (sie verfertigen den Speerschaft). 2) Para Kuruppu (auch Parawan), Maurer. 3) Kâttu Kuruppu, Wald-Dickicht-K. 4) Vêla Kuruppu, Aerzte, Chirurgen.

94. (S. 239) Pânan, eine große, vielbenannte Kaste, an manchen Orten = Vêlan, mit der Bezeichnung „Fünfhunderter" und „Dreihunderter". Er besorgt den Bhuta-Dienst, tanzt an Festen, zaubert, und verfertigt Körbe und Besen. Er heißt auch ein Sklav der Kammâler und Parajan (Trommler, von Para, Trommel, womit er die bösen Geister vertreibt). Man zählt 4 Klassen: 1) Mancutti, Bodenstecher, 2) Marankajari, Baumsteiger, 3) Kôdantchi, Hanswurst, 4) Kottamutti, Korbklopfer, Musikant.

95. (S. 239) Der freien Gebirgs- und Waldbewohner (Kunnuvâli), die sich von den Sklavenstämmen kaum scheiden, sind sehr viele, z. B. 1) Pulijer, auch Djungle-Najer genannt. Sie haben unter den Kurumbijâtiri Feudal-Herrschaften. 2) Panijer, Fechter (aber auch Sklaven in Wajanâdu). 3) Kâder, Kâttuver, Taglöhner und Jäger. 4) Kuritshijer, „Gebirger", Jäger, auch Cordamomen-Sammler. 5) Karimpâler, Kadampâler, Jäger u. s. w. 6) Kuluwer (al. Tuluwer). 7) Irajawer, Irawâler, „Abhangbewohner". 8) Kurumber, Tên K., „Wild-Honig-K." 9) Āler und Ullâler, „Herrscher" und „Innen-Herrschende". 10) Muttôrer, Kuraver, Schlangenspieler, Taschenspieler. Sie leben zum Theil von Krähen (daher Kâka Kuraven). 11) Parajer in zwölf Geschlechtern. Sie machen Körbe, Wurfschaufeln, zaubern, essen Kuhfleisch u. s. w.

Die letztern gehören nach Andern zu den Tscherumer (Sirumer = die Kleinen); ebenso die Pulajer (= Puleijer), die Matten machen und als Knechte Reis bauen; die Iruler, Eruler („die Dunkeln = im Dunkel Wohnenden), unter denen es auch wohlhabende Leute giebt, und die Kanaker (bei Kodungalur, Gutsbesitzer); endlich die Nâjâdi (Hunde-Handthierer), die, abseits in dem Dickicht des Waldes wohnend, Hunde, Alligatoren 2c. verzehren.

Einer andern Darstellung zufolge erhielt eine Djungle-Bewohnerin von Siva eine Handvoll Samen, den sie steckte. Aus den Früchten machte sie 16 Kuchen und gebar nach Genuß derselben 16 Söhne. Dieß sind die 16 Tschandâler, von denen je der spätere minder unrein wurde: 1) Parajen, 2) Pulajen, 3) Kanaken, 4) Kallâdi („Palmsaft-Handthierer"), 5) Karimpâlen, 6) Tuluven (oder Kuluven), 7) Alen, 8) Malajen („Gebirgsbewohner"), 9) Panijen, 10) Kuritchijen, 11) Kâder, 12) Munnûtten („Dreihunderter"), 13) Irajaven, 14) Pulijen, 15) Muttôren, 16) Kâvutijen (Barbier der Tier). — Namen und Ehre dieser niedrigen Klassen sind in den verschiedenen Gegenden verschieden.

96. (S. 250) Es sind dort zwei Klassen dieser Schullehrer: die eine eine niedrige Abtheilung der Najer, die andre eine tiefer als die Najer stehende Kaste. Aus der letztern waren damals die Schullehrer in der Mission. Auch sie werden Kuruppu's oder Kurupper („Ehrenmänner") betitelt.

97. (S. 251) Die Gartengewächse (mit Ausnahme der Kokos, der Areka und des Jackbaums) sind frei, ebenso die Palmyra. Die Haupteinnahmen kommen aus dem Reis.

98. (S. 266) Vergl. Missions-Nachrichten der ostindischen Missionsanstalt zu Halle. Jahrgang V., Heft IV., S. 118.

99. (S. 267) Evang.-Luther. Missionsblatt, Jahrgang 1850.

100. (S. 268) Zufolge des Thirteenth Report (Mangalore 1853) stellt sich die Statistik der Basler Missionen in Canara und Malajalam so:

Mangalore. 6 Miss. (darunter 1 eingeborner), 2 Katech., 3 Schull., 153 Commun., 66 Nichtcommun., 196 Kinder, 29 Katechum. Einer der Miss. steht der englischen Schule vor; drei andere haben die Katechetenschule unter sich. Drei deutsche Handwerker leiten die Gewerbschule.

Mulki. 2 Miss., 3 Katech., 58 Commun., 4 Nichtcommun., 67 Kinder, 42 Katechum.

Honore. 1 Miss., 1 Katech., 10 Commun., 1 Nichtcommun., 9 Kinder, 1 Katechum.

Cananore, Tahi, Tschirakal, Andjarkandi, Taliparambu und Palghat. 3 Miss., 12 Katech., 185 Commun., 20 Nichtcommun., 224 Kinder, 11 Katechum.

Taleitscheri. 2 Miss., 3 Katech., 1 Schull., 43 Commun., 14 Nichtcommun., 41 Kinder, 3 Katech.

Tschombala, Wadagara und Mahe. 1 Miss., 3 Katech., 38 Commun., 1 Nichtcommun., 33 Kinder.

Calicut. 2 Miss., 5 Katech., 78 Commun., 7 Nichtcomm., 80 Kinder, 24 Katechum.

101. (S. 281) Sie findet sich auch in dem tamul. Pantcha-Tantram.

102. (S. 282) Cotagherry ist zusammengezogen aus Gohatagiri (Kuh-Schlächter-Berg). Dicht dabei nämlich liegt ein von Gohata's bewohnter Berg (Giri). Siehe S. 284.

103. (S. 282) Ueber die Straße von Kaiti nach Kunur siehe S. 309—310.

104. (S. 283) Capt. Congreve beschreibt sie so: „Einige der Cairn's bestehen aus einer kreisförmigen Mauer, 4 oder 5 Fuß hoch und 3 Fuß dick, aus unbehauenen Steinen, die, lose übereinander gehäuft, einen Cirkel von ungefähr 8 Fuß im Durchmesser bilden. Ich habe außerdem Doppelkreise von Steinen, den einen innerhalb des andern, von verschiednen Dimensionen bemerkt." (Mad. Journ. of Lit. and Sc. Jan. — June 1847.)

105. (S. 283) Das ist Capt. Congreve's Meinung. Er sagt unter anderm: „Von den Scythen entsprangen die drei großen Völker, die sich über Europa ausbreiteten: die slavischen Stämme, die Gothen oder Germanen, und die Celten. Auch die Parther zwischen Medien und Indien waren ein celtischer Stamm .... Die Briten oder celtischen Scythen und die Dänen oder scandinavischen Scythen haben gleiche Cairn's." (Mad. Journ. Jan. — June 1847.)

Daß die Urbevölkerung Ostindiens, zum Theil wenigstens, durch ihre an tatarisches Sprachenthum anklingende Zunge auf einen Zusammenhang mit den tatarischen Stämmen hindeutet (s. Anm. 131), läßt sich nicht leugnen, und bringt man dazu die annoch nomadisirende Lebensweise der Todavers, die sicherlich der Urbevölkerung angehören, in Anschlag, so möchte man in der That geneigt sein, einem Theil der indischen Urbevölkerung seine Ursitze in dem Steppenlande östlich vom caspischen Meere anzuweisen. Doch das Alles kann zunächst nur Vermuthung bleiben.

106. (S. 283) Capt. Congreve giebt für den Todaver-Ursprung der Cairn's unter Andrem Folgendes an:

1) Die Gestalt dieser alten Grabmäler ist ziemlich so, wie die der heutigen unter den Todava's. (Ein Cirkel von Steinen.)

2) Dieselben Artikel, die man darin findet, geben die Todava's ihren Todten noch immer mit (Messer, Pfeilspitzen, Lappen).

3) Diese Dinge finden sich hier wie dort unter großen Steinplatten in der Mitte des Grabmals.

107. (S. 284) Kamada-raja (Eisenarbeiter-König?) wurde mir als der Name des Gohata-Götzen angegeben.

108. (S. 284) Die Gohatagiri's vertheilen sich so: eins im Meghanadu, zwei im Paranganadu, eins im Khundanadu, zwei im Todanadu. Dazu eins zu Gudelur in der Niederung (am Fuß des Neddivattam-Paß).

109. (S. 285) Von den zwölf Steinen liegen neun in gerader Linie mit kleinen Zwischenräumen neben einander. Nur drei (oder vier?) haben Sculpturen. Auf dem Hauptstein sind 24 männliche und weibliche Figuren. Die Männer schwingen Waffen, die Frauen scheinen zu tanzen. (Etwa ein Siegestanz?) Auf den andern Steinen sieht man unter andern Reiter mit gezognen Schwertern, einen Mann der ein vierfüßiges Thier an einem Strick oder einer Kette zieht (Jagd- oder Kriegsbeute?), einen andern der ein Pferd hält. Glorien um dieses oder jenes Haupt scheinen allerdings auf Djainathum hinzudeuten.

110. (S. 286) Siehe das Purapporul des Eisenarithen in dem Kapitel Pothuvijel. (S. 100 in der Ausgabe des Tandavaraja muthe-liar und Muttussamippillei.)

111. (S. 288) Die Badaga-Dörfer vertheilen sich so: 67 in Toda-

nadu, 63 in Meghanadu, 74 in Paranganadu, 25 in Khundanadu. — Außerdem sind vier Badaga-Dörfer bei den Irulern.

112. (S. 288) Ouchterlony sagt in seinem Geographical and Stat. Memoir of a Survey of the N M. (Madras Journal Jan. — Dec. 1848), daß von 268,494 Quadrat-Acres auf den Nilagiri's nur 23,772 bebaut sind.

113. (S. 288) Die Todava's nennen sie Mavu's (Marves, Ritters Erdkunde, fünfter Theil, zweites Buch, Asien, Band IV. erste Abtheilung S. 1023).

114. (S. 288) Auch bei Gudelur sind geflohene Badaga's.

115. (S. 288) Einer der vier Brüder siedelte sich in Tunari, der zweite in Kaiti, der dritte in Kunur, der vierte in Kilkhonda an. (Hier blieb das Trinkgefäß Kâdhetty; s. S. 290.)

116. (S. 289) Die Badaga's bauen: Korali (Kural ist im Tamul. = Panicum K.), Ragi Kire (Art Fuchsschwanz mit kleinen glänzenden Körnern, die geröstet nicht übel schmecken), Sami, Weizen, Gerste (auch europ.), Opium, Varagu (parpalum frumentaceum), Salige, Handimedde (Art Klee?), Knoblauch, Zwiebeln, Erbsen, Linsen u. s. w.

117. (S. 289) Es sind mir zehn Kasten der Badaga's genannt worden: 1) Wodearu. 2) Kanakaru (oder Konokaru?). 3) Kongaru. 4) Adhikarigaru. (Diese vier Kasten tragen das Linga, die letztgenannte aber nur zur Hälfte — und begraben demgemäß ihre Todten, statt sie zu verbrennen.) 5) Haruvaru (verstoßne Brahminen). 6) Bellalaru (diese essen, im Gegensatz zu denen im Unterlande, Fleisch). 7) Madivekuladavaru („Hochzeitstämmige"? Um diese hauptsächlich drehen sich die frühern Geschichten). 8) Kasturiâvaru (früher die Zimmerleute). 9) Manikakuladavaru („Edelsteinstämmige"). 10) Torearu (diese sind meist in der Nähe des Schulzen, eine Art Peon, oder Polizeisoldat).

118. (S. 290) Dieses Trinkgefäß heißt Kâdhetty. Siehe Anm. 115. Sie denken dabei an eine Djungle-Göttin. Zwei andere Volksgötzen der Badaga's sind: 1) Hiriodea und 2) Kariavettaraja (ein kleiner silberner Reiter).

119. (S. 294) Eine vollständige und wörtliche Uebersetzung dieser Kailasa-Sage nebst Original siehe Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, Dritter Band, S. 110 u. fgg.

120. (S. 296) Diese Aehnlichkeit verschwindet freilich sehr, wenn man erwägt, daß die Badaga's zum Theil Lingaiten sind, deren Sectenstifter für eine Fleischwerdung des Stieres Siva's gilt. — Die folgende (296—298) Litanei hat mir Herr Metz mitgetheilt. Im ersten Theile derselben, wo die Sünden aufgezählt werden, ist stets das adjective Participium mit Pâpa verbunden; im zweiten, wo die Tugenden aufgeführt werden, nach deren Vollbringung (stellvertretender Weise durch die Verwandten?) der Verstorbene aller seiner Sünden los und ledig werden soll, steht stets das ver-

bale Participium. Dieses letztere wird (wie dort Pâpa = eine Sünde) von dem Zweiten stets wiederholt. Ich habe des Gleichmaaßes wegen „Eine Tugend" zugesetzt, indem es mir hier nicht sowohl auf Wörtlichkeit, als vielmehr auf ästhetische Form ankam. Wer eine mehr wörtliche Uebersetzung wünscht, den verweise ich auf die Zeitschr. der Deutsch. Morgl. Gesellsch., 5. Band, S. 385 fgg. Die dort mitgetheilte Litanei weicht in manchen Punkten ab, und der zweite Theil fehlt ganz.

121. (S. 302) Außerdem: Mukimale, Derubetta, Gohatagiri, Mandjuri, Mattakande, Mulemale.

122. (S. 303) Mullei heißt im Tamulischen „Wald-Land". Oder hängt es mit Mullu „Dorngebüsch" zusammen? Wohl kaum.

123. (S. 303) Kurumbu („Kleinort") heißen die Dörfer derer, die von dem fünferlei Lande: Hügel-Land, Wald-Land, Küsten-Land, Frucht-Land, Haide-Land, das letztere bewohnen. (Pâlei-Nilam, ein Boden, wo Mimusops hexandra wächst", = Kuru-Nilam, „Geringer Boden" = Haideland.) S. das Achapporul von Nambi, wo diese Kurumbu's oder Orte der Klein-Boden-Leute das epitethon „Steine-voll" bekommen, die Bewohner selbst aber Maraver genannt werden, die „von Gebetteltem und Gestohlenem leben und am hellen Tage rauben". Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Kurumber der Nilagiris mit diesen Maraver zusammenhängen. In der Genealogie des Häuptlings von Nadava Kurutschi (Madras Journal Vol. VIII, S. XI) werden die Kaller (= Diebe, ein Zweig der Maraver) geradezu Kurumber genannt.

Das zu Jaffna erschienene Tamul-Wörterbuch giebt für Kurumbu folgende Bedeutungen: Festung, Kleinheit, Dorf im Palei-Boden, Schlechtigkeit, Krieg. Die Ordnung aber sollte wohl folgende sein: Kleinheit, Dorf im Pâlei oder Klein-Boden, — Festung, Krieg, Schlechtigkeit.

Tiruvalluver singt: „Wo es keine Zusammenrottungen, keinen unheilstiftenden innern Zwiespalt, kein Herrscher-beängstigendes Mord-Kurumbu giebt, — das ist ein (vortreffliches) Land!" Kural, II. Theil, 74. Ges. 5. Strophe.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß viele der Kurumbu bewohnenden Maraver, von den Tamul-Königen gedrängt, sich auf die Berge flüchteten und so den „Klein-Boden" mit dem „Hügelland" vertauschten.

124. (S. 304) 1. Monument: Gruppe rechts, fünf Figuren. Die in der Mitte die größte und beste (Spieß, Tiger). Die eine Figur links ist weiblich; sie hat einen Stein (?) in der Hand. Die andre hat einen Spieß (?). Die eine Figur rechts mit Bogen; die andre mit Spieß (?). Oben über den Hauptfiguren und zwischen den beiden Gruppen Halbmond und Sonne. Inschrift. — Gruppe links: Männliche Figuren mit Spießen (?). Alle Figuren haben sehr lange Ohren.

2. Monument weiter oben: Mittlere Figur: Spieß und Tiger. Zur Linken zwei weibliche. Darüber drei Figuren in sitzender Stellung (fast wie Buddha's). Zur Rechten vier Figuren, darunter eine weibliche; ganz unten ein Pferd; unter demselben noch eine Figur.

3. Monument daneben: 4 Figuren, Sonne, Mond und Sterne.

Einzelne auseinandergerissene Stücke:

1) Drei Figuren. Eine spießt eine Antilope. Sonne und Mond. 2) Eine weibliche und eine männliche Figur mit fast affenartigen Gesichtern. 3) Zwei weibliche Figuren. 4) Mehrere Figuren, darunter eine mit Bogen.

125. (S. 305) Diesen classischen Boden der Badaga's bezeichnen zum Theil drei jetzt verlaßne Dörfer: Tuduru, Kollagakhambe, Hannumane.

126. (S. 306) Der Name Todaven kommt wahrscheinlich von dem tamulischen Toru, Heerde, davon Toruven, Hirt. (Das harte r wechselt öfters mit dem lingualen d, vergl. Kari und Kadi = beißen.)

127. (S. 307) Schon Vincenzo in seinem Viaggio all' Indie orientali (Roma 1672) erwähnt sie:

„Die „Thodri", ein ziemlich weißer Stamm, der in den Bergen über Ponani im Reiche des Zamorin haust, verehren dieselben Büffel und Kühe, mit welchen sie sich nähren. Damit die Menge keine Verwirrung anrichte, so wählen sie die ältesten aus. Denen hängen sie eine elende Glocke um und das ist genug, um die Thodri's zu einer bestialischen Verehrung derselben zu bestimmen; man läßt sie nämlich über Acker- und Saatland in vollkommner Freiheit hinlaufen, um zu weiden, wo sie wollen, und jeder schätzt sich glücklich, wenn sie das Seine abzuernten belieben. Es kommt vor, daß sie dieselben von Tigern zerrissen und auf ihren Feldern faulen sehen, aber auch das vermag sie nicht zu enttäuschen; so steif beharren sie in den Grundsätzen, die sie von ihren Vorfahren überkommen haben".

128. (S. 309) Fünf Todamand's sind in Paranganadu und zwei in Meghanadu.

129. (S. 312) Ich habe, wenn ich nicht irre, auch Tiriare aussprechen hören. Weist die erste Silbe etwa auf Tiru „heilig" oder auf Toru „Heerde"? Oder soll das Ganze Tirèru („Heiliger Büffel" sc. Platz) sein?

130. (S. 315) Die Badaga's sprechen einen rein canaresischen Dialect, denn aus Canara stammen sie sicherlich; die Sprache der Gohata's klingt mehr an das Tamulische an, die der Iruler an das Tamulische und Malabarische, die der Kurumber im Norden an das Canaresische, im Süden an das Tamulische.

Auch die Sprache der Todava's, die sich durch starke Kehllaute, sowie überhaupt durch rauhe und rohe Töne hervorthut, soll canaresische Anklänge haben (k statt s?), es wird sich aber schwerlich ausmachen lassen, ob diese

naturwüchsig oder geschichtlich eingeschleppt sind Dem sei wie ihm wolle: alle vorgenannten Sprachen unterscheiden sich ohnehin nur mundartlich und weisen somit auf eine Zeit hin, wo die betreffenden Völkerschaften Eins waren; das Tamulische aber ist sicherlich der gemeinschaftliche Ausgangspunkt, wie denn im Namen selbst (Tamil, der Ausspr. nach fast wie Tamirzh) die gemeinschaftliche Benennung der indischen Aboriginal-Sprachen Dravida zu stecken scheint. (Das r fiel naturgemäß aus, das v verwandelte sich leicht in m und das cerebrale d in das ebenfalls zum Theil cerebral gesprochne l (Davida = Damida, Damila).

Daß die Todava-Sprache dem tamulischen Sprachstock zugehört, ist sonst schon dargethan worden. Die Aehnlichkeit ist auch in der That zu auffallend. Hier nur einige Beispiele: Ich setze zuerst das Todava- dann das Tamul-Wort:

Mir,	majir,	Haar
Kevvi,	sevvi,	Ohr
Konnu,	kan,	Auge
Parsh,	pal,	Zahn
Nav,	nåvu,	Zunge
Kai,	kei,	Hand
Ulkoi,	ullankei,	die innere Hand
Bölh,	virel,	Finger
Nerb',	narambu,	Muskel
Ur',	uchir,	Nagel
Bir,	vajiru,	Bauch
Pârsh,	pâl,	Milch
Nuv,	nôvu,	Schmerz
Ach,	pachei,	Haß
Monel,	manel,	Sand
Mull-män,	mullu,	Dorn
Ipi,	î,	Fliege
Moch,	machen,	Sohn
Âl,	âl,	Mann
Kin-moch,	sinna-machen,	kleiner Sohn
Pär,	pêr,	Name
u. s. w.	u. s. w.	u. s. w.
On,	nân,	ich
Nin,	nî,	du
Avan, adum	avan, athu	er, es
Om,	nâm,	wir
Ponn-odu,	pathin-onru (auch ondu ausgesp.),	11
Ponn-äd,	pann-irandu,	12
Pon-mûdu,	pathin-mûnru (auch mûndu ausgesp.),	13
Pânk (aus Pon nânk)	pathi-nânku,	14
Pâr (aus Pon âr)	pathin-âru,	16
Pär (aus Pon örzh)	pathin-ōrzhu,	17
Poth (aus Pon öttu)	pathin-öttu,	18
Pônboth,	patt-onpathu,	19
Ōvoth,	iru-pathu,	20

Muppoth,	mup-pathu,	30
Nârpoth,	nâr-pathu,	40
Epoth,	eim-pathu,	50
Arroth,	aru-pathu,	60
Örpoth,	örzhu-pathu,	70
Ötpoth,	ön-pathu,	80
Onnûr,	nûru,	100

131. (S. 315) Eine gründliche Erörterung der Frage, ob die sogenannten Dravidasprachen, darunter die tamulische die bedeutendste ist, in einem nähern Zusammenhang zu der turco-tatarischen Sprachfamilie stehen oder nicht, verspare ich mir auf eine andre Gelegenheit. Hier nur Einiges.

Wer Tamulisch versteht und Schott's Werk: „Ueber das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht", oder seinen „Versuch über die Tatarischen Sprachen"*, ferner Kasem-Beg's „Allgemeine Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache", oder Böhtlingk's interessantes Werk über die Sprache der Jakuten zur Hand nimmt, der wird sich von vornherein des Eindrucks kaum erwehren können, daß ihm hier im Ganzen dieselbe Sprach-Physiognomie entgegentritt.

a) „Die Wurzeln der Wörter dulden von vorn keine Zusätze."** (Schott, „Ueber das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht.") Ebenso in den Dravida-Sprachen.

b) „Präpositionen im Sinne der indogermanischen Sprachen besitzen die ural-altaischen Sprachen gar nicht. Die meisten der sogenannten Postpositionen sind Nomina in der Grundform, oder mit einer besondern Casusendung, oder auch Gerundia verschiedener Art." (Böthlingk.) Wörtlich so in den Dravidasprachen.

c) Hier und dort langathmige Perioden, hauptsächlich in Folge des ausgedehnten Gebrauchs von Gerundia.

d) Hier und dort geht das „regierte und näher bestimmende Wort dem regierenden und näher bestimmten Worte voran."

e) Der Genitiv im Türkischen wird gebildet, indem man ñ an den Nominativ setzt. Im Tatarischen lautet das Anhängsel nyng; im Mongolischen (nach Kasem-Beg) theils un, theils in, und im Tschuwaschischen (ebenfalls nach Kasem-Beg) yn, in, nyn.*** Vergleiche damit den Dravida-Genitiv,

* Die allerdings „herbe" Kritik dieser Werke seitens Böhtlingk ist mir wohl bekannt; sie ändert aber in der fraglichen Beziehung wenig.

** Böhtlingks Gegenbemerkung „Wortbildende und wortbeugende Elemente, mit Ausnahme des Augments, treten auch in den indogermanischen Sprachen an's Ende" kann diesem, in jenen Sprachen absoluten Gesetz seine unterscheidende Eigenthümlichkeit den indogermanischen (geschweige den semitischen) Sprachen gegenüber nicht nehmen; sie führt dieselbe bloß auf ihr Maaß zurück.

*** Böhtlingk sagt: „Für den Genitiv findet sich im Jakutischen keine Endung, und es wäre nicht unmöglich, daß dieser Casus sich im Türkisch-Tatarischen erst nach dieser Spaltung entwickelt hätte. In einem solchen Falle wäre also an keine Verwandtschaft der Genitiv-Endung im Türkisch-Tatarischen, Mongolischen oder Finnischen zu denken." (Ueber die Sprache der Jakuten S. 164.) Es ist aber freilich eben so wohl denkbar, daß er im Jakutischen früher auch vorhanden war, aber später verloren gegangen ist.

der zugleich als allgemeiner casus obliquus dient, im Tamul. auf in und im Telugu auf ni. (Vergl. „Rost, Ueber den Genitiv in den dekhanischen Sprachen“, Jahresber. der Deutsch. Morgenl. Ges. für 1846.)

f) Der Dativ wird im Jakutischen durch Anhängung von gha, ghä, gho, ghö, ga, ka, cha u. s. w. und in den tatarischen Dialecten durch Anhängung von ghâ, gha, kâ, ka u. s. w. gebildet. Vergleiche damit ku im Tamulischen und Malabarischen, ku und ki im Telugu, ga im Tulu und Badaga, ke und ge im Canaresischen.

g) Das Accusativ-Anhängsel ist im Türkischen i, im Jakutischen theils ĕ, i, y (eine Art kurzes u) und ÿ (eine Art kurzes ü), theils nĕ, ni, ny, nÿ; in den tatarischen Dialecten und im Tschagataischen meist ni. Vergleiche damit ei im Tamul., ê im Malabarischen, ni im Telugu,* nu im Canaresischen und na im Tulu.

h) Die erste Person heißt im Türkischen ben, bei den nördlichen Tataren min, bei den Adscherbidanern men und bei den Magyaren én. Vergleiche damit nân im Tamulischen, nên(u) im Telugu. (Nur das n ist in den Dravida-Sprachen wesentlich, wie die Conjugation ausweist: Pêsu-chirê-n, ich spreche.)

i) „Die Türken hatten ursprünglich gar keine selbstständige Pronomina relativa, wie noch heute die Mongolen und andere türkische Stämme keine haben“ (Kasem-Beg). Ebenso in sämmtlichen Dravida-Sprachen. Daher dort wie hier Constructionen wie diese: „Der ich geschriebene Brief“ statt „Der Brief, den ich geschrieben habe.“

k) Im Türkischen macht eine bloße Einschiebung zwischen Flexion und Wurzel das Verbum negativ. Dieses Einschiebsel lautet im Türkischen m; im Tschuwaschischen aber drückt ein an, mar, mas und ma die Negation aus. Im Tamulischen schob man ursprünglich ein bloßes a ein.**

l) Es giebt in der ältesten türkischen Sprache zwei Verba subst.: ir und

---

* Den Plural bezeichnet im Türkischen die Silbe ler oder lar und in den tartarischen Dialecten fast überall lâr (nach Kasem-Beg). Sollte lu (für den Nominat.) und la (für die übrigen Casus) im Telugu, lu (neben dem mindergewöhnlichen Kulu) in Tulu, und die seltne Plural-Endung mâr (man bedenke, daß l und m verwandte Buchstaben sind) im Tamulischen sich etwa damit vergleichen lassen?

** Im Tamulischen hat sich der ursprüngliche A-Laut des Negativums deutlich erkennbar nur im Participium erhalten: Pannâ (nicht thuend, von Pan, thun) und in den damit zusammenhängenden Formen (Pannâmei, das Nichtthun u. s. w.), bei den übrigen Formen ist a des folgenden Vocals wegen ausgefallen: z. B. Pannên (ich thue nicht) statt Pann-a-ên; oder hat sich mit demselben verschmolzen: z. B. Pannârgal (sie thun nicht) statt Pann-â-ârgal. (Vergl. auch alte Formen, wie paratt-i „du breitest dich aus“ mit paratt-ei, ursprünglich offenbar paratt-a-i, du breitest dich nicht aus.) Im Tulugu dagegen geht er noch immer durch alle Personen:

Padu-dunu, ich falle	Pada-nu, ich falle nicht
Padu-duvu, du —	Pada-vu, du ——
Padu-nu, er —	Pada-du, er ——
Padu-dumu, wir —	Pada-mu, wir ——
Padu-duru, ihr —	Pada-ru, ihr ——
Padu-duru, sie —	Pada-ru, sie ——

ul (Kasem-Beg). Ebenso im Tamulischen ꝛc. und zwar völlig gleichlautend damit: ir und ul. Schott bemerkt zwar, daß das zuzweit genannte Verb. subst. im Türkischen ursprünglich bol lautete. Ich bin nicht im Stande, dieser Bemerkung auf den Grund zu gehen. Sie ist aber, auch wenn sie gegründet sein sollte, jedenfalls nicht so angethan, daß sie der Sache, um die es sich hier handelt, schlechtweg Eintrag thun müßte.

Wenn man auch alle vorgenannten Analogieen, theils als zu allgemein, theils als zu mangelhaft, für nicht entscheidend erklären wollte, — die zuletzt erwähnte schlägt sicherlich durch. Hier ist nicht bloße Aehnlichkeit, sondern fast vollkommne Gleichheit. An Zufall kann um so weniger gedacht werden, als es sich um zwei verschiedne Formen des Verbum subst. handelt, — und ein bedeutungsvolleres Wort, als eben das Verbum subst., möchte es kaum geben.

So scheint es denn allerdings, daß wenigstens der bedeutendste Theil der indischen Urbevölkerung in irgend eine nähere Beziehung zu den tatarischen Stämmen im weitesten Sinne, wenn nicht gar vielleicht speciell zu den Turkomannen zu setzen ist. Ich sage mit Bedacht bloß „in irgend eine nähere Beziehung", und will damit dem Mißverständniß vorbeugen, als wollte ich ohne Weiteres die Behauptung hinstellen, „die Dravida-Völker seien eingewanderte Tataren" (oder noch specieller: Turkomannen), andrerseits aber auch der Meinung Weigle's (s. Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellsch., siebenter Band, drittes Heft, S. 410) entgegentreten, der zwar zugiebt, „daß eine Verwandtschaft stattfindet, aber eine solche, wie die zwischen semitischen und indogermanischen" Sprachen.*

---

* Bei den verschiedenen ural-altaischen Sprachen fallen „nicht einmal die Zahlwörter zusammen" (Böhtlingk über die Sprache der Jakuten, S. XXXIV); nach dem eben erwähnten Sprachforscher ist das eigenthümliche Lautsystem der ural-altaischen Sprachen...... bis jetzt so zu sagen das einzige sichere Merkmal, das uns berechtigt, alle in Rede stehenden Sprachen unter einen Collectivnamen zusammenzufassen und dieselben aus einer Quelle abzuleiten. Weigle dagegen weiß auf dem tatar. und auf dem Dravida-Sprachgebiete, außer „einer Menge einzelner Wörter, die recht auffallend zusammenklingen und außer einzelnen Erscheinungen in der Formenlehre sowohl, als namentlich in der Lautlehre, die sich recht schön parallelisiren lassen", auch von dem Zahlwort „vier", das in manchen tatar. Sprachen an das Dravida-Wort nâl, nâlku erinnert.

Druck von J. Ch. Ackermann in Leipzig.

Die Westküste von Ostindien.











